Leben und Abentheuer
des
Küſters zu Kummersdorf
Wilibald Schluterius.

Ein Pendant zu dem Leben und den Meinungen
des Herrn Magiſter
Sebaldus Nothanker.

Halle 1779.
bey Johann Chriſtian Hendel.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

UNIVERSITÄTS- U. LANDES-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Sr. Hochwohlehrwürden

dem

Herrn Paſtor H*** zu K.

vieler

gelehrten Geſellſchaften Mitgliede

ꝛc. ꝛc.

Freundſchaftlich gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Hochwohlehrwürdiger,

Hochgelahrter Herr,

Hochzuehrender Herr Amtspaſtor!*)

Ein Buch ohne Zueignungsſchrift iſt mir immer ſo vorgekommen, wie ein Menſch ohne Kopf, wie ein Degen ohne Stichblatt, und was der ähnlichen Dinge unter dem Monde, denen man's Mangelhafte anſieht, mehr iſt. Ich will zwar nicht in Abrede ſeyn, daß es die Autorbedürfniſſe, ſie mögen nun in dem hungrigen Magen, oder welches beynahe einerley iſt, per influxum phyſicum, in dem leeren Beutel, oder in dem Durſt nach Ruhm und Bekanntwerden ihren Grund haben, dergleichen Höflichkeitsbezeugungen, im Angeſichte des Publikums abgelegt, erheiſchen, muß aber doch

*) Der geneigte Leſer wundre ſich nicht über dieſen Ehrentitel. Die Erfindung deſſelben rührt nicht von mir, ſondern von einem anſehnlichen Gelehrten in H. her. Dieſer war einſt auf einer Hochzeit, wobey viele Stadt- und Landgeiſtliche zugegen waren. Weil er ſich nun mit demjenigen Paſtor, der die Trauung verrichtet hatte, über Tiſche am meiſten einließ, und ihm vor den übrigen Geiſtlichen gern einen gewiſſen Vorzug beylegen wollte (vielleicht war der gute Mann ein wenig eitel) ſo nannte er ihn zum Unterſchiede per eminentiam Herr Amtspaſtor!

doch zur Ehre der Autorgilde aus vielfältiger Erfahrung und eigenen ruhigen Bewußtseyn bekennen, daß nicht minder oft die Schicklichkeit und Anständigkeit der Sache selbst, das anschauende Erkenntniß von der Würdigkeit und den Verdiensten der Person, der man etwas zueignet, und der unwiderstehliche Drang nach lautwerdender Erkenntlichkeit für geleistete Dienste Episteln dieser Art veranlassen, veredeln und auszeichnen. — —

Daß nun meine gegenwärtige Zueignungsschrift an Sie, liebster Herr Amtspastor! aus keiner andern, als aus der letzten rühmlichen Quelle herfließt; daß ich Sie dadurch nicht erst in die gelehrte Welt, worinn Sie schon so lange glänzen, tamquam inter ignes luna minores,*) einführen, sondern nur noch mehr Aufmerksamkeit auf Sie und auf Ihre gelehrten Bemühungen, sonderlich in unsern rohen und finstern Gegenden, erwecken, und

*) Zu deutsch: wie unter den kleineren Sternen der Mond.

und Ihnen meine herzliche Theilnehmung an der täglich zunehmenden Erweiterung Ihres Dunst- und Erkenntnißkreises öffentlich bezeugen will, das werden Sie, das wird die ganze unpartheiische und beobachtende Welt mit Ihnen ohne mein Erinnern fühlen, bemerken, und einsehen. Aus dieser Gradation (zu deutsch: Steigerung.) in welche ich mich, seitdem ich Ulysens wohlinformirten Redner mit vorzüglichem Fleiß studirt, so wie in die oratorischen Floskeln überhaupt, nach einigen großen Vorgängern sehr verliebt habe, werden Sie schon unter andern Merkmalen abnehmen, daß ich ihres Ordens bin, sollten Sie auch wegen vieler Zerstreuungen über die Unterschrift auf dem Titelblatte hinweggeschlupft seyn, und mein Bild und meinen Namen durch die Länge der Zeit aus dem Gedächtnisse verloren haben.

Doch nun wieder zurück zu der Veranlassung dieser Dedikation. Das sind nun, wie gesagt, Ihre

ekla-

eklatanten Verdienste um mich. Diese sind aber in ihrer Menge so zahlreich, in ihrem Umfange intensive und extensive so groß, in ihrer Klarheit so sichtbar, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll — magnum opus aggredior, sed dat mihi gloria vires *). Wollen doch sehen, wie sie heissen. *Pro primo:* Neue, praktische Bestättigung alter Wahrheiten, die doch auch ihren guten Nutzen hat, zum Beyspiel dieser: invenit tandem coeca columba pysam **), die Gellert in einer gewissen Fabel so schön erläutert hat. Pro secundo ——— Doch ich will nur gleich (denn ich hasse die Weitschweifigkeit) ohne weiteres Aushohlen und Enumeriren und Abwägen das vornehmste nennen, wodurch Sie bey mir unsterblich geworden sind. Sie haben mich unter andern die edle Haushaltungskunst gelehret, so daß ich nun den bekannten horazi-

*) Zu deutsch: ich unternehm' ein großes Werk, aber der Ruhm giebt mir Kräfte dazu.

**) Das ist: auch eine blinde Henne findet endlich ihr Körnchen.

razischen Spruch viel besser verstehen, kapiren und ausüben kann: contracta melius cupidine vectigalia porrigam, das ist auf deutsch: „Wenn ich „meine Begierden einschränke, und durch Umstände von aussen, durch Verlust und Einbußen sie „einzuschränken genöthiget werde, so werde ich mit „meinen Einkünften weiter langen."

Wie dies nun aber zu verstehen sey, was ich mit dieser von Ihnen gelernten Haushaltungskunst sagen wolle, das möchte freilich manchem meiner Leser nicht so fort einleuchten; was schadet's? Wenn wir es nur beyde wissen, was damit gemeinet sey; es bleibt unter uns. Ich möchte Sie dafür auch gern manches Gute lehren, wenn Sie's nur annehmen wollten, denn ich bin seit meiner Ordination sehr lehrhaftig, (διδακτικός) d. i. Unterricht zu ertheilen nicht allein fähig, sondern auch geneigt an jeden, der ihn braucht und fodert. Es könnte sich dazu vielleicht in der Folge eine günsti-

ge Gelegenheit ereignen, wenn ich am Leben bleibe, und das Verhältniß Ihrer körperlichen Beschaffenheit mit dem Verhältniß Ihrer geistigen Receptivität übereinstimmt.

Nehmen Sie also, mein Gönner! die Lebensgeschichte meines und Ihres gewesenen, im Herrn entschlafenen Küsters (die Nachricht von seinem Ableben wird doch gegründet seyn?) mit Ihrer bekannten Gutherzigkeit auf, und wenn Ihre Lunge unter der Lesung derselben zuweilen heilsamlich erschüttert werden sollte: so nehmen Sie sich ja in acht, daß von dieser Erschütterung nichts in die Gasse übergehe, damit sie sich nicht ergiesse, und Uebel ärger werde. Schade wärs um Ihr junges, gemeinnütziges, ökonomisches Leben! Schade um die zernichtete Hoffnung der Bevölkerung, die mit Ihrem irrdischen Aufhören ziemlich aussterben würde! — Noch eins hab' ich auf dem Herzen, hören Sie nur an!

Ich

Ich versprach dem verstorbenen Küster zu der Zeit meiner Amtsführung in Kummersdorf, ihm nach seinem Absterben, wenn ich auch nicht mehr in loco wäre, die Leichenpredigt zu halten. Da dieses aber durch die Entlegenheit des Orts und andere Ursachen verhindert worden, so ersuch ich Sie, mich bey der hinterbliebenen Familie deshalb zu entschuldigen und Sie damit zu trösten, daß ich wirklich eine herrliche Gedächtnißpredigt auf ihren Erblasser aufgesetzt habe, die ich nächstens herausgeben, und, wenn ich sonst keine Gelegenheit finde, in meine Kasualpredigten einrücken werde. Wollen Sie mir die Ihrige, die vermuthlich noch viel besser und kräftiger, als die meinige gerathen ist, in der Handschrift mittheilen: so will ich sie ebenfalls einrücken, damit man sehen möge, wie viel an der Benutzung der Privatumstände, die einem täglich vor Augen sind, und an dem Lokalen im Kanzelvortrage überhaupt gelegen ist — oppoſita juxta ſe poſita magis elucescunt. — —

Zu Ihrer ferneren Amtsführung, das heist: zur mühsamen Versertigung Ihrer Predigtkoncepte zur Abwartung Ihrer Verdauungsstunden auf dem Kanapee, zur pünktlichen Einsammlung Ihres Getraides und Zehends, und vor allen Dingen zum lieben Kinderzeugen (denn die Schonzeit ist doch nun wohl verstrichen) gebe der Himmel, und was drinnen ist, seinen Segen. Ich bin allstets

Ew. Hochwohlehrwürden

Heiligenbeil, den 30. April,
1779.

fleißiger Fürbitter,
Michael Brephobius.

Vor-

Vorrede.

Ich fange diese Vorrede mit einem offenherzigen Bekenntnisse an, und das wird mir schon Stoff zu mehreren Gedanken und erbaulichen Betrachtungen geben, die sich zu meinem Vorhaben passen. Denn daß die Ideen in unserm Kopfe in gewisse Fächer geordnet sind, wie die Kästchen in der Apotheke, und daß, wenn erst eine heraus genommen ist,

die

die andere ohne Mühe von selbst nachfolgt, bis sie sich alle auf dem Pappiere oder in dem mündlichen Vortrage in Schlachtordnung gestellt haben, das haben unsre neuesten Philosophen aphoristice und syllogistice hinlänglich erwiesen. Ich bin von Jugend auf kein Freund der Romane gewesen; so sehr auch sonst sanguinische Leute, wie ich bin, an dergleichen Lektüre Geschmack zu finden pflegen. Ein natürlicher Widerwille lehrte mich dergleichen Bücher fliehen, und darinn wurde ich durch den Ausspruch meines seligen Rektors bestärkt. Recht so, mein Sohn! sagte er, durch die Romanen kriegt man lauter Wind in den Kopf. Mich dünkt: der gute Mann hatte nicht Unrecht. Die meisten Romane enthalten Liebesgeschichten, Alltagsbegebenheiten und zerschmelzende Scenen, die unter den Liebesrittern und ihren Heldinnen vorfallen. Durch die Lesung solcher Bücher, die, jemehr sie sich dem Alterthum nähern, desto voller von den erbärmlichsten Fratzen sind, wird bey der unvorsichtigen Jugend das Feuer, welches schon im Verborgenen glimmt, hervorgelockt,

der

der Trieb zur Wollust und zum Abentheuerlichen darinn genährt, und oft mit einem Mahle, Zeit und Herz verdorben. Die Mädchen, welche sich mit solchen Dingen beschäftigen, wollen entweder ihren Willen haben, oder ins Kloster ziehen, und die Jünglinge entweder auf der Stelle erhört seyn, oder sich auf der Stelle erschiessen. Und da ist der vorgegebene unschuldige Zeitvertreib, da ist die genossene Belustigung, da ist die vermeinte und gehoffte Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten nichts gegen die übeln Folgen, die aus der oftmahligen Lesung solcher Bücher, die endlich zur unwiderstehlichen Leidenschaft wird, unfehlbar entspringen. Ich geb' es gern zu, daß dieser Vorwurf nicht alle Romane trift, und daß einige in ihrer Art vortrefflich und in aller Absicht lesenswürdig sind, welches vornehmlich ein Vorzug unserer Zeiten ist. Am besten gefallen mir (ich sage nur meine Meinung, diejenigen Romane, die nicht ganz voller Erdichtung sind, wobey eine wahre Geschichte zum Grunde liegt, und bey deren Lesung jeder, der auf den Gang des Verfassers, und auf die Natur-

und

und Ordnung der erzählten Begebenheiten acht giebt, es fühlen und einsehen muß, daß er sich nicht in einem Feenlande befindet, sondern daß es in der wirklichen Welt und in dem gemeinen Leben so zugehen kann, und in der That so zugeht. Und das haben, dünkt mich, dergleichen gutgeschriebene Romane vor der wahren, nackten Geschichte voraus, daß in jenen keine persönliche Beleidigung, wohl aber oft unvermerkte moralische Besserung stattfindet, da hingegen in dieser die Nennung der Personen, Oerter, Verbindungen, und die Darstellung der Begebenheiten, wie sie sind, oft Erbitterung und empfindliche Kränkung verursachen, oft den Leser weniger interessiren, oft ohne allen Nutzen für den, der da schreibt, und für den, dessen Leben er schildert, seyn würde. Von dieser Gattung gemischter, mit Beobachtungen und Bemerkungen von mancherley Art begleiteter Erzählungen wird derjenige Roman seyn, den ich hiermit der Welt übergebe. Ich habe zwar, wie oben gedacht ist, in meinem Leben wenig Bücher dieser Art gelesen, wenig

über

über die Regeln des Romanenschreibens gehört und nachgedacht; entschlossen bin ich aber, dem Weg der Natur zu folgen, der, wenn sonst im Gehirn alles richtig ist, selten irre führt. Ob ich auf diesem Wege den Beyfall des Publikums erlangen und mir selbst genung thun werde, muß die Zeit lehren. Frisch gewagt, ist halb gewonnen. Die Lebensgeschichte meines Helden mit allen ihren Kleinigkeiten, mit allen ihren Abschnitten und Denkzeiten hab' ich im Kopfe; sein Bild steht mir vor Augen, wie er leibt und lebt — — im Ornate, und in der Puffjacke — im Garten und in der Kirche — in der Schule und bey der Nähnadel — das Uebrige wird mein guter Genius schon herbey führen. Nachdenken hilft. Beyspiele machen mich munter. Schreibt doch mancher Betrachtungen über die Werke Gottes in dem Reiche der Natur, und hat, seiner übrigen Gelehrsamkeit unbeschadet sey es gesagt, von der Physik auch nicht ein kleines Wörtlein vernommen. Uebrigens hab' ich diese Art von Lebensbeschreibung um deswillen für alle Dorfschulmeister

erbaulich genannt, weil sie sich selbst oft in dem Bilde ihres Herrn Kollegen erkennen werden, und weil sie durch sein Beyspiel aufgemuntert werden sollen, sich, so viel an ihnen ist, hervor zu thun, damit sie auch einmal, aus der gemeinen Masse der Landküster ausgehoben, noch durch ihre Geschichte, wenn sie vom Schauplatz der Subordination abgetreten sind, der Welt nützen, und in den Jahrbüchern derselben, wie in den Büchersälen der Gelehrten, in schönen Marmorband eingebunden, zu ihrem größten Ruhm und zum Trost ihrer Nachkommenschaft glänzen mögen.

Et per omnia sæcula fama
Si quid habent veri vatis præsagia, vivent.

Leben und Abentheuer
des
Küſters zu Kummersdorf
Wilibald Schlutcrius.

Ein Pendant zu dem Leben und den Meinungen
des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker.

Aus
des Küſters hinterlaſſenen Pappieren gezogen
und
zur Erbauung aller Dorfſchulmeiſter
ans Licht geſtellt
von
Michael Brephobius
Pfarrern zu Heiligenbeil in Hinterpommern.

Kurz war meine Vorrede. Denn wenn man ſehr wichtige Gegenſtände auf dem Herzen, wenn man ſeinen Plan gehörig überdacht hat, und ganz voll von ſeiner Materie iſt: ſo eilt man, ſich Luft zu machen, daß das Feuer nicht verrauche. Denn nicht alle Augenblicke ſind für den Schriftſteller und für den Dichter gleich günſtig. Alſo gleich zur Sache! Der Mann, deſſen Leben und Abentheuer ich beſchreiben will, Wilibald Schluterius, wurde den 1ſten May 1712 in einer kleinen Stadt in der Mittelmark geboren, welche von der gegen ihren Churfürſten, Friedrich Wilhelm, den Großen, in dem Schwedenkriege bewieſenen Treue den Namen hat. Sein Vater war Conſtantius Schluterius, berühmter Schneidermeiſter daſelbſt, und ſeine Mutter Euphroſine Streckfuß. Die Familie der Streckfuße, aus welcher ſie herſtammte, und die ſich aus Thüringen herſchrieb, hatte ſich lange bey dem geiſtlichen

lichen Stande erhalten. Ihr Aeltervater soll die formulam concordiæ und die torgauischen Artikel mit unterschrieben, ihr Großvater Scrivers Seelenschatz aufs neue herausgegeben, und ihr Vater sein funfzigjähriges Amtsjubiläum gefeyert, auch bey dieser Gelegenheit eine Schrift: der Jubelpriester betitelt in 4. dem Druck übergeben haben. Euphrosine war die erste aus dieser Predigerfamilie, welche sich mesalliirte, daher es auch anfangs in ihrem Ehestande nirgends fort wollte. Ihr Mann war nicht der beste Christ. Nur selten gieng er in die Kirche. Des Sonntags arbeitete und tobte er am meisten. Seine Frau hieß er eine Betschwester und Marzepanpuppe, denn sie war etwas zärtlich erzogen. Sie blieb auch eine lange Zeit unfruchtbar, vermuthlich aus keinem andern Grunde, als weil ihr Mann ein solcher Heide war. Denn wie kann da Segen, Tisch- Nahrungs- und Ehesegen in ein Haus kommen, wo mehr geflucht und gelästert, als gebetet wird? Wäre zu T. ein solcher befruchtender Marienberg, wie zu B..g an der Havel gewesen, vielleicht wäre die gute Frau doch eher eines Kindes genesen. *) Sie gebahr

*) Ein gewisser dort wohnender sehr bejahrte Gelehrte, dessen junge Frau auch die wundertätige Wirkung des Marienbergs zu seiner großen Freude erfahren hatte, brachte diesen Umstand in ein Reimchen, nur daß er nach poetischer Frey-

bahr endlich nach vielen vergeblichen Wünschen und Bitten um Leibesfrucht (denn es war ihr seit ihrer Brautnacht immer so zu Muthe, als wenn sie einen künftigen Kirchenlehrer gebähren, und dadurch den Polterpaß ihrer Mesalliance wieder gut machen würde) sie gebahr endlich im vierten Jahre ihres Ehestandes unsern Wilibald, der mit einem sanften, mit Ernst untermischten Lächeln auf die Welt kam, und dadurch die Freude seiner Aeltern noch größer machte. Als man ihn zur Taufe tragen wollte, so bemerkte die Hebamme an ihm ein paar kleine, schelmische Augen, und einen großen Kopf, der am Hintertheile etwas spitzig war. Sie theilte ihre Entdeckung mit glückwünschender, feyerlicher Miene (denn dergleichen Matronen haben immer etwas feyerliches, und verstehen sich trefflich auf die Physiognomik) dem für sich beobachtenden Vater mit. Der Junge, sagte dieser, wird ein Advokat oder ein Prediger werden; ein Gelehrter auf alle Fälle, sehen Sie nur den großen Kopf, das hat

Freyheit, weil seine Frau Charlotte hieß, den Marienberg in Charlottenberg verwandelte. Hier ist das Reimchen:

Des alten Mannes junge Lotte
Hat doch nunmehr schon eine Rotte
Von neunzehn Jahren hinter sich,
Im zwanzigsten von ihrem Leben
Wird sich dieselbe endelich
Auf den Charlottenberg begeben.

D. i. sie wird bald in Wochen kommen.

hat etwas zu bedeuten. Dreymal nieſte der Knabe, ehe man ihn forttrug, machte noch dazu eine Bewegung mit dem Munde, als ob er reden wollte, da der Exorcismus über ihn geſprochen wurde, und nun war an der Richtigkeit der Vorbedeutung keinesweges zu zweifeln. Von je her haben ſich ähnliche Begebenheiten mit den großen oder minder großen Köpfen der zur Welt kommenden Kinder zugetragen. Kein Schluß iſt auch in der ganzen Logik natürlicher und vernünftiger, als dieſer: aus der Größe des enthaltenden Theils (continentis) die Größe des darinn enthaltenen, (contenti) alſo aus der Größe eines Kinderkopfs den Umfang und die Stärke des darinn verborgen liegenden, nur auf Gelegenheit zum Ausbruche wartenden Verſtandes zu folgern. Der verſtorbene Profeſſor Gottſched erzählt uns eben dies von ſeiner Ehegenoßin, welches bekanntlich eine ſehr gelehrte Dame war. Ihre Aeltern und Verwandten, ſagt er, fanden, als ſie gebohren war, daß ſie einen großen Kopf hatte, und zogen daraus ein Augurium für ihre künftige Geiſtesgröße, welches auch nachher richtig eingetroffen iſt. Ich weiß doch wirklich nicht, ob Lavater in ſeiner Phyſiognomik etwas darüber bemerkt hat, denn wer kann das große, ungeheure Werk ſich anſchaffen? Dächte aber, daß dieſe Sache des Prophetiſchen im Menſchenkopfe, da ſie durch

so viele Zeugnisse und Erfahrungen beglaubiget wird, der Aufmerksamkeit und Untersuchung eines Gesichtsforschers und Menschenkenners nicht unwürdig wäre.

Noch können wir die Wiege unsers neugebohrnen Wilibalds nicht verlassen, ohne einen Umstand zu bemerken, der sich mit ihm bald nach seiner Taufe ereignete, und der lange das Gespräch der Stadt, und der anziehendste Gegenstand der Wochenbesuche war. Nachbarinnen und Gevatterinnen wunderten sich heftig darüber, theilten sich einander bey jeder Zusammenkunft, auf der Waschbank und bey dem Röhrtroge, ihre erbaulichen Randglossen mit; indessen blieb die Sache selbst, was man daher zu erwarten oder zu befürchten hätte, ob Bestimmung zu etwas Großen in der Welt, oder frühzeitigen Tod des Kindes? allemal unentschieden, und das Resultat jener Berathschlagungen und jenes Zeichendeutens war beständig: Was will, was will aus dem Kindlein werden?

Es begab sich nämlich alle Tage in der zwölften Stunde, daß das Kind den Zeigefinger der rechten Hand stark bewegte, und in die Höhe hob, als ob es etwas damit anzeigen wollte. Die Mutter,

der

der dies natürlicher Weise auffiel, hinterbrachte es dem sich weise dünkenden Vater. Hab ichs nicht gesagt? erwiederte dieser, Bedeutung über Bedeutung! Der Junge wird ein Priester, siehst du nicht, wie er gestikulirt — er gebietet Stille und Aufmerksamkeit — Nicht doch, rief sein Gevatter Merlitz, der eben dazu kam, und des Knabens manoeuvre sahe: Es wird ein Schulmeister! seht ihr nicht wie er die Schuljungen aufsagen läßt, und mit dem Finger ihnen droht. Es hat sich nachher ausgewirsen, daß dieser Recht hatte, und daß die Ahndung der Mutter und das weissagende Vorgefühl des Vaters nur zum Theil in Erfüllung gieng. Ein Gelehrter auf alle Fälle, sagte dieser bey Gelegenheit seines großen Kopfs, und das ward er auch verhältnißmäßig, denn wer wollte die Schulmeister nicht unter die Gelehrten und Geistlichen zählen? War er doch gelehrter als seine Schulknaben, einsichtsvoller, als seine Bauern, hätte vielleicht auch besser als mancher verordnete Diener des Worts, predigen können, wenn er dazu berufen und geweihet gewesen wäre.

Beynahe derselbige Umstand ereignete sich mit dem großen Valentin Herberger, der uns einen so herrlichen Schatz von auserlesenen Predigten hinterlassen hat. Denn als dieser getauft wurde, hub

er

er zwey Finger der rechten Hand in die Höhe, und da dies bekanntermaßen das Zeichen des Segensprechens iſt, ſo dachte ein jeder der Anweſenden, vornehmlich aber ſein in die Zukunft ſchauender Vater daran, und weiſſagte: daß er nothwendig ein Prediger werden müßte, welche Weiſſagung zu jedermanns Verwunderung in Erfüllung gegangen iſt.*) Man ſieht daraus; (dieſe praktiſche Anmerkung, dergleichen in dieſem Buche noch wohl mehr vorkommen dürften, wird man mir erlauben) man ſieht daraus, was die Wochen- und Kinder-Stuben für vortrefliche, an mancherley nützlichen Beobachtungen fruchtbare Hörſäle und Unterweiſungsgelegenheiten für diejenigen ſind, denen an Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe gelegen iſt, und die mit ihrem phyſiognomiſchen Talent dereinſt wuchern wollen. Denn wenn Gott ins Menſchenantlitz nach der Lehre der neueſten Phyſiognomen Bedeutungen und charackteriſtiſche Züge der innern Gemüthsbeſchaffenheit, auch des Glücks oder Unglücks, was dem Menſchen bevorſteht, gelegt, und eben dadurch Warnungen für den einen, Demüthigungen für den andern, aber auch Argwohn, Unſicherheit und gehäufte Menſchenplagen fürs

*) S. Valentin Herbergers Herzpoſtille in der Vorrede.

fürs Ganze veranstaltet hat: so, dächt' ich, müsten solche charakteristische Züge auf den Gesichtern und in den Gebehrden der Kinder, die noch nicht durch den Umgang mit der großen Welt geformt, oder durch widrige Erfahrungen und Peinigungen verwischt oder entstellt sind, bey aller ihrer Zartheit am merklichsten und sichtbarsten seyn. —

Sechs Jahr alt war unser Wilibald, als ihn sein Vater in die dortige Stadtschule schickte, deren damaliger Rektor ein gewisser Magister Trappelius war. Denn sein Vater hatte das Principium, (ob ers von sich selbst hatte, oder ob schon damals philantropische und kosmopolitische Grundsätze obwalteten, wissen wir nicht) daß man kein Kind vor dem achten Jahre mit dem geringsten Unterrichte beschweren, sondern lediglich die Kinder in diesen Jahren sich selbst überlassen, und Religionsbegriffe ihnen erst in dem vierzehnten oder funfzehnten Jahre, wenn sie nun bald heyrathen wollten, beybringen müste. Seinen Sohn schickte er aber um deswillen noch zwey Jahre früher, als es nach seinen Grundsätzen hätte geschehen sollen, in die Schule, weil er an ihm vorzügliche Fähigkeiten gewahr ward, weil er selbst viel Neigung, etwas zu lernen,

an

an sich blicken ließ, und weil er ihn theils aus Ehrgeiz, theils um seiner lieben Hälfte gefällig zu seyn, theils um der großen Vorbedeutungen willen, deren wir oben gedacht haben, für den geistlichen Stand bestimmt hatte.

An dem Tage, da er das erstemal in die Schule gieng, widerfuhr unserm angehenden Gelehrten ein Zufall, welcher bald seine und seines Vaters Hoffnung (denn sie waren beyde in hohem Grade abergläubig) ein großer Mann in der Welt zu werden, mit einem Mahle über den Haufen geworfen hätte. Schon beym Austritte aus dem Hause that der Knabe ängstlich, als ob ihn etwas ahndete. Sein Vater, welcher dies für ein Zeichen der Furchtsamkeit vor dem Stecken des Orbils hielt, sprach ihm frischen Muth ein, streichelte ihn, nannte ihn seinen Goldsohn, und gab ihm eine Düte voll Rosinen und Mandelkernen mit auf den Weg. Zitternd trabte der Knabe fort. Aber kaum war er zwanzig Schritte von seines Vaters Hause entfernt, als ein großer, heißhungriger, schwarzer Pudel, weil er eine frische Semmel in der Hand hielt, sich über ihn hermachte, und ihn aus Unvorsichtigkeit (denn so böse mochte es der Pudel wol nicht gemeint haben), in den nahegelegenen Rennstein stieß. Vater und Mutter und das ganze

Haus-

Hausgesinde waren auf das Zetergeschrey des Knabens herbeygeeilt, und führten das Söhnchen, welches dem Würger so glücklich entrunnen war, gleichsam im Triumphe in seine väterliche Wohnung zurück, dem nun die Lust, in die Schule zu gehen, auf einmal vergangen war. Sein Vater hielt diesen Vorfall sogleich für ein böses Omen, und glaubte, daß ein böser Geist sich seinem Vorhaben, aus seinem Sohne einen Geistlichen zu bilden, widersetze, überlegte das Ding mit einigen erfahrnen Meistern in der Stadt, und beschloß, weil das Schulgehen für einen künftigen Gelehrten ohnehin viel Aufwand erforderte, seinen Sohn eine ehrliches Handwerk lernen, und die Wahl desselben auf ihn selbst ankommen zu lassen.

Frau Euphrosine, seine Ehegenoßin, widersetzte sich, von einigen gottseligen Matronen, sonderlich von des Knabens gewesener Hebamme unterstützt, diesem in ihren Augen unchristlichen Vorhaben aus allen Kräften, und ergriff, weil ihre Vorstellungen bey dem hartköpfigen Schneider nichts verfangen wollten, die gewöhnlichen Waffen des Frauenzimmers, weinte und heulete bitterlich. Beyläufig wurde des Hauses Beichtvater, Herr Magister Schladenius, mit dem Euphrosine im guten Vernehmen stand, mit in der Weiber Interes-

tereſſe gezogen; es wurde veranſtaltet, daß ihn ihr Mann an einem Nahmenstage, da die ganze Familie en galla verſammelt war, zu Gaſte bitten mußte. Er erſchien; das Problem wurde aufgeworfen; der Vorfall mit dem Pudel mit allen ſeinen Umſtänden getreulich erzählt; das Onimöſe darinn entwickelt; des Knaben eigene geäußerſte Aengſtlichkeit angeführt — und nach vielem hin und herreden, nachdem Speiſe und Trank die Lungen der Fragenden, und des Herrn Magiſters Urtheils- und Entſcheidungskraft geſtärket hatten, fiel des letzteren theologiſches Reſponſum endlich da hinaus, „daß es eine Sünde wäre, dasjenige dem Herrn „zu entziehen, was man ihm einmal gewidmet, und „was er ſelbſt ſich erſehen hätte, daß der Vorfall mit „dem Pudel von keiner Erheblichkeit ſey, alldieweil „des Knabens Unvorſichtigkeit, und des Pudels „Hunger die natürlichſte Urſache ſolches Unweſens geweſen wäre, wobey kein böſer Geiſt konkurrire, und daß man einfolglich den Knaben des „folgenden Tages in Gottes Namen zur Schule „ſchicken möchte, er wolle ſich ſelbſt, wo er „könnte, ſeiner annehmen, und ihm in ſeinen „Studiis forthelfen.“ Des Vaters Geſicht erheiterte ſich; er verſprach, der prieſterlichen Ermahnung zu gehorchen; ein fröliches: der Herr Magiſter hat Recht, ertönte von allen Seiten, und

ein

ein sanftes Händedrücken von Seiten Euphrosinens, welchem bald ein gespickter Hase, in des Magisters Küche gesandt, dankbarlich nachfolgte, war die Belohnung des rathgebenden Beichtvaters, und ein allgemeiner Rausch, woran Freude und Hoffnung nicht den kleinsten Antheil hatten, endigte das fröliche Gastmahl.

Der folgende Tag war ein Sonnabend, und da würde es unschicklich gewesen seyn, den Knaben an dem letzten Tage der Woche, da ohnehin nur ein halber Tag dem Unterrichte gewidmet ist, in die Schule zu schicken. Man wartete also bis den folgenden Montag, da ihn der Vater selbst früh um sieben Uhr in die Schule begleitete, und mit vielen Umständen und Einschränkungen den Händen des Herrn Magister Trappelius übergab, welcher eben die letzte Tasse seines Frühstücks, Ehrenpreis mit Ziegenmilch, einschlurfte. Dieses Getränks bediente sich der gute Mann theils aus Geiz, theils als Medicin, denn er war für vielem Aerger hektisch geworden, und da er ausserdem sehr klein und kurzköpficht war, so lief ihm die Galle bald über. Er wunderte sich sehr, als er den jungen Schlutezius bey angestellter Prüfung so unwissend fand, daß er weder lesen noch buchstabiren konnte. Doch entließ er seinen Vater, der ihm beym Abschiednehmen

men etwas in die Hand drückte, mit der angenehmen Versicherung, er werde schon, wenn der Knabe nur fleißig wäre, ein geschicktes Subject aus ihm ziehen, denn es sey aus seiner Schule, wie aus dem Trojanischen Pferde, schon mancher berühmte Mann hervorgegangen, der in der Republick jetzt eine ansehnliche Rolle spielte. Die ganze Schule war in drey Klassen abgetheilt, wovon die letzte hauptsächlich unter dem Kommando des Herrn Kantors Pfochenius, eines großen, schwarzbraunen, vierschrötigen Mannes stand, und in diese letzte kam unser Wilibald, weil in diese das A, B, ab, docirt, und überhaupt der Grund zu allen möglichen Sprachen und Wissenschaften gelegt wurde. Eine geheime Ahndung und ein dunkles, aber angenehmes Vorgefühl von künftiger Aehnlichkeit des Standes und der Berufsgeschäfte flößte diesem Kantor eine besondere Liebe zu unserm Wilibald ein: er zog ihn allen seinen Mitschülern vor; sahe ihm vieles durch die Finger, was er bey andern mit der Ruthe oder mit dem Ochsenziemer ahndete, da kam er mit einer scharfen Weisung oder mit einem kleinen Genickstoß davon, und bald machte er ihn zum Oberaufseher seiner Klasse, der in seiner Abwesenheit nach den Rechten sehen, und nach Beschaffenheit der Umstände, bald wenn sie lärmten, Stille! bald, wenn sie sich zankten und

einander angeben wollten, Friede und Eintracht gebieten mußte.

Auſſer den Schulſtunden, wenn er wieder zu Hauſe und in Freyheit war, beſchäftigte er ſich am liebſten mit Begraben, mit Erbauung der Kirchen, die er aus Karten ſehr niedlich zuſammenzuſetzen wußte, und mit dem Schulſpiele. Hier war er gleichſam in ſeinem Elemente. Die Nachbarskinder verſammelten ſich gern um ihn herum, denn er theilte, wenn ſie ſich alles gefallen lieſſen, kleine Belohnungen unter ſie aus. Er war beſtändig Rektor, und ſelten nahm er ſich einen Gehülfen im Schulregimente an. Knaben und Mädchen beugten ihren Rücken ehrfurchtsvoll unter ſeiner Ruthe, und es war ſchon damals, da er etwa ſieben Jahr alt war, ſeine gröſte Freude, wenn er die drohenden Faſtes in der Hand, nach Maßgabe des Vergehens, Ohrfeigen oder Handſchmiſſe, oder beſchämende Produkte *) unter ſeinen Untergebenen austheilen konnte.

Das folgende Jahr kam unſer Wilibald in die zweyte Klaſſe, wo ein gewiſſer Konrektor Schneider

*) Handſchmiſſe und Produkte ſind zwey ſchulmeiſteriſche Kunſtwörter. Das erſte wird auch an manchen Orten Handſchmitze oder Knipschen, das letztere oft Schillinge genannt.

der docirte, ein drollichter, ſehr hagerer, und doch ſehr verliebter Mann, der ſich beynahe überſtudirt, und an dem hohen Liede, wie Magiſter Sebaldus an der Apokalypſe, den Magen verdorben hatte. Wenn er predigte, ſo waren alle ſeine Exordia und Nutzanwendungen (dies wußte man ſchon vorher) aus dem Schirhaſchirim, d. i. dem Liede aller Lieder, hergenommen, und er beſaß darinn eine beſondere Geſchicklichkeit, die gar nicht zu ſeiner Materie gehörigen Sprüche demohngeachtet ſeinem Vortrage ſo anzupaſſen, und ſo in denſelben zu verweben, daß man es kaum merkte, daß dies Früchte von ſeiner Lieblingslektüre waren. Er lebte aus ökonomiſchen Urſachen im Cälibat, war aber [illegible] dem allen kein Feind des weiblichen Geſchlechts, und wußte ſich, weil er an der geſunden, ungekünſtelten Natur am meiſten Geſchmack fand, da er öftere Reiſen auf die benachbarten Dörfer vornahm, in der Geſellſchaft der muntern Dorfnymphen ſchadlos zu halten. Ein Abentheuer, welches dieſem Lehrer unſers Wilibalds begegnete, können wir nicht mit Stillſchweigen übergehen, weil es ein Beweis von der Erfindungskraft und Kühnheit der Liebenden iſt.

Er hatte unter andern mit der Tochter eines gewiſſen Müllers auf dem Lande einen genaueren Um-

gang. Er merkte es ihr bald ab, daß ſie nicht unge-neigt ſey, ihn zu erhören, und ihre Gunſtbezeu-gungen, wenn die Schäferſtunde kommen würde, an ihn zu verſchwenden. Nun war in des Müllers Hauſe die folgende Nacht Backfeſt, wobey die junge Nymphe, indeß die Aeltern ſchliefen, allein be-ſchäftiget war. Sie redeten es alſo miteinander ab, daß er in dieſer Nacht um 2 Uhr kommen, und die Stimme des Bäckerburſchen, der zum Backen ab-rufen würde, nachahmen ſollte, ſo wollte ſie ihn einlaſſen. Er kam zur beſtimmten Zeit (denn wer wollte eine ſo günſtige Gelegenheit aus der Acht laſ-ſen,) und rief aus vollem Halſe: Zum Backen! Zum Backen! Das Mädchen, welches gleich bey der Hand war, ſchlug Licht an, guckte zum Fenſter hinaus, und ſagte: zur Thür könne ſie ihn nicht hereinlaſſen, weil ſonſt ihre Aeltern aufwachen, und ſie geſtört werden möchten. Er ſtieg alſo zum Fenſter hinein, und umarmete ſeine Göttin auf das zärtlichſte. Da ſie nun eben, ohne etwas ar-ges zu befahren, in der letzten Stunde der Nacht der Liebe pflegten, und es ihnen ſo wohl, vielleicht noch wohler war, als Werthern bey ſeiner Lotte, da er neben ihr auf dem Kanapee ſaß, und ihr aus dem Oſſian vorlaß: ſiehe, da kam der rechte Beckerburſche und rief: Zum Backen! Es hat drey geſchlagen! Die Mutter, welche das erſtere Rufen

des Konrektors gehört, und in der Meinung, daß ihre Tochter mit dem Teig fortgegangen wäre, ſich beruhigt hatte, ſchrie voller Unwillen dem Bäckerburſchen aus dem Kammerfenſter entgegen: Ihr ſeyd ja erſt vor einer halben Stunde da geweſen? Wie oft ruft ihr denn? Iſt denn unſere Lieſe nicht da? Indeß hatte der neugierige Burſche durchs Fenſter geſchielt, weil er auf ſein Rufen nicht ſogleich Antwort erhielt, hatte den ſüßen Umarmungen des liebenden Paars zugeſehen, und gieng voller Verwunderung, ohne der alten Müllerin weiter zu antworten, Meiſter, Geſellen und Lehrburſchen von allem, was ſich ereignet hatte, getreue Nachricht zu bringen. Während der Zeit war auch die Mutter aufgeſtanden und wollte ſehen, was ihre Lieſe machte. Als ſie in der Tochter Kammer trat, hatte ſich der Liebhaber bereits aus dem Loche, wo er herreingekommen war, mit Verluſt ſeiner genähten Perrücke, die man des folgenden Tages im Hofe fand, ſalvirt; einige verrätheriſche Merkmahle, welche die Tochter nicht ſogleich zernichten konnte, ließen die in Liebeshändeln grau gewordene Mutter bald, was vorgegangen war, errathen; der Konrektor kam mit einem blauen Auge, denn er hatte ſich an einer Mauerecke beym Herausfahren geſtoßen, das Mädchen aber mit ein paar derben Ohrfeigen davon; die ganze

Ge-

Geſchichte wurde vor dem Vater, der in dergleichen Dingen keinen Spaß verſtand, ſo lange es nur gehen wollte, geheim gehalten, und das Mädchen wurde nach Verlauf von neun Monathen von der Frucht dieſer nächtlichen Zuſammenkunft, von einem jungen Sohne entbunden, welcher jetzt dem Vernehmen nach Unterofficier und Regimentsſchreiber in holländiſchen Dienſten ſeyn ſoll.

Dieſe Liebesgeſchichte hat mir nicht allein der verſtorbene Küſter mehr als einmahl erzählt, ſondern ich habe auch eine umſtändliche Nachricht davon in ſeinen hinterlaſſenen Pappieren mit der hinzugeſetzten erbaulichen Anmerkung gefunden: daß es für einem Geiſtlichen, wes Standes und Würden er ſey, ſonderlich für ſolche Geiſtliche, die Fleiſch und Blut hätten (und das haben ſie doch wohl alle?) niemals gut wäre, lange unverehlicht zu bleiben; daß der ancillatus zu manchen nachtheiligen und ärgerlichen Dingen Anlaß gäbe, und daß er zur Ehre des geiſtlichen Ordens und zur Aufnahme der Bevölkerung wünſchte: es möchte das frühzeitige Heyrathen ſchon unter Studenten und Kandidaten eingeführt werden. Unter dieſer Anmerkung finde ich noch in margine eine kleinere des Innhalts: S. Seidels Paſtoraltheologie, und das Buch: Ueber die Ehe. Man kann ſich

hier:

hieraus von der Beleſenheit meines Küſters einen Begriff machen. Mir fiel bey dieſer küſterlichen Anmerkung über das zu wünſchende frühere Heyrathen der Geiſtlichen ein: daß es gut wäre, wenn der ehrliche Mann auch in ſeinem patriotiſchen Enthuſiasmus an's Ernähren der jungen Weiberchen, und an die vielen Inkonvenienzen gedacht hätte, die unausbleiblich daraus entſtehen müſſen, wenn Studenten, die oft ſelbſt nichts zu zehren haben, eine Schweſter, wie Paulus ſagt, in ihren Hörſälen und Speiſequartieren, die Kandidaten in ihren Konditionen, und die jungen, ſchlecht ſalarirten Schulmänner an ihren menſis ambulatoriis mit ſich herum führen wollten. Der Begattungstrieb muß doch allemahl in der natürlichen Ordnung der Dinge dem Ernährungstriebe nachſtehen. Mit jenem hat es allemahl Zeit genug, wenn nur dieſer erſt befriedigt iſt. Freylich kommt hierbey viel auf ſo genannte Temperamentstugenden an; wer ſie hat, nun, der iſt vor dergleichen Verſuchungen, wenn er noch oben drein ein abgezogenes und mäßiges Leben führt, ziemlich ſicher, wird aber auch in ſeinem Leben kein großer Athlet werden, und noch weniger Urſache haben, auf ſeine erfochtenen Siege über die nach Horazens Ausdruck immer wiederkehrende Natur ſtolz zu ſeyn. Ein gewiſſer berliniſcher Arzt räth in ſolchen Fällen häufiges

ges Trinken des kalten Wassers an; man hat aber, weil das kalte Wasser reborirt, und das Blut flüßiger macht, oft von diesem Hülfsmittel, dessen heilsame Wirkung in contrarium der Gebrauch der kalten Bäder noch mehr befördert, oft einen ganz entgegengesetzten Erfolg gesehen.

Nach dieser Digreßion, die, so viel ich merke, historisch, psychologisch und medicinisch war, wollen wir unsern Wilibald in der Laufbahn seiner Studien verfolgen, und die Spuren aufsuchen, aus welchen seine immer deutlicher werdende Bestimmung, dereinst ein Pfeiler der Kirche zu seyn, hervorschimmert. Mit dem Antritte seines zehnten Jahres hatte er sich schon durch seinen Fleiß und durch sein gefälliges Wesen bis in die erste Klasse hinaufgeschwungen, in welcher damals unter der geschickten Anführung des Herrn M. Trappelius die besten Köpfe Deutschlands, fünf und zwanzig an der Zahl, gebildet, und ihren Ehrenämtern entgegen geführet wurden. Hier hielt unser Wilibald noch vor dem Ende dieses Jahres eine Rede, die er selbst in deutscher Sprache aufgesetzt, und die sein Rektor, der ausser der Kirche keinen deutschen Vortrag leiden konnte, mit der Latinität beschenket hatte, de superbia matre ignorantiæ, d. i. Von dem Stolze, als einer Quelle der Unwis-

sen-

senheit. Alle Vornehmen aus der Stadt und alle Handwerksgenossen waren bey diesem ersten Versuch unsers jungen Schulterius versammelt, und er machte es so rührend, deklamirte so handarcistlich, und erschütterte durch wiederholte Faustenschläge so sehr den wandelbaren Katheder, daß nicht allein seiner Mutter, sondern auch allen anwesenden Matronen und ihren hoffnungsvollen Töchtern, die sich alle einen solchen Mann wünschten, die Augen übergiengen. Von ohngefähr hatte ein durchreisender sächsischer Officier der Feyerlichkeit beygewohnt, und diesem gefiel der oratorische Heldenmuth und die wohlklingende Tenorstimme unsers Schülers so sehr, daß er ihm nicht allein einen Dukaten zum Geschenk machte, sondern ihm auch versprach, daß er ihm, wenn er in Wittenberg oder Leipzig studiren würde, ein Stipendium verschaffen wollte. Eine adeliche Dame von W... die ihn auch gehört, und die in der Nachbarschaft Güter hatte, ernannte ihn schon im Geist zu ihrem Hof- und Leibprediger, und so hieng sowohl bey ihm selbst, als auch bey allen seinen damahligen Zuhörern, wie man im Sprichworte sagt, der Himmel voller Geigen. Indessen zog sich bald aus der Ferne über seinem Horizonte eine schwarze Wolke und ein Ungewitter herauf, welches diese Freude auf einmahl zerstör-

störte. Unſer Wilibald hatte das zwölfte Jahr zurückgelegt, und war in der Latinität ſchon bis auf den Kornelius Nepos, und in der griechiſchen Sprache bis auf Epiktets Enchiridion gekommen, als ſein Vater plötzlich an einem Schlagfluſſe ſtarb, und ſeine zahlreiche Familie in kümmerlichen Umſtänden hinterließ. Auf der Schule wäre nun Wilibald noch wohl eine Zeitlang fortgekommen, denn es fehlte ihm nicht an Unterſtützung; allein er war ſelbſt ſo vernünftig, bey ſich zu überlegen, daß er bey ſolchen ungünſtigen Umſtänden, als jetzt die ſeinigen waren, es doch in die Länge nicht würde aushalten, und noch viel weniger auf Univerſitäten fortkommen können. Auſſerdem erwartete ſeine verwaiſte Familie jetzt Hülfe und Beyſtand von ihm, da er alſo der Aelteſte war. Er entſchloß ſich ohne vieles Bedenken, das löbliche Schneiderhandwerk zu erlernen, und dachte bey ſich ſelbſt: gefällt es dir nicht, und ändern ſich die Umſtände, ſo kannſt du allemall wieder umſatteln, und vielleicht doch noch ein Geiſtlicher werden. Er begab ſich alſo bey einen Meiſter in ſeiner Vaterſtadt in die Lehre, welcher ihn in Betracht ſeiner Wiſſenſchaft und des Ruhms, den er ſich bereits in der kleinen Stadt erworben hatte, nicht als einen Lehrburſchen, ſondern wie einen Altgeſellen hielt, und ſich alle Sonntage nach der Mittagsmahlzeit

die

die Predigt von ihm vorlesen ließ, wofür er noch ein besonderes Douceur empfing. Er lernte auch nur zwey Jahr, weil er eines ansehnlichen Meisters Sohn war. Während seiner Lehrjahre ereignete sich nichts merkwürdiges, ausser einer Liebesbegebenheit mit einer bey seinem Meister dienenden Magd, die wir, um unsre Leser bey der guten Meinung von ihm zu erhalten, mit dem Mantel der Liebe zudecken. Denn bis jetzt waren alle Aeusserungen seiner Verstandesfähigkeiten und seines Gemüthscharakters so beschaffen, daß man sagen konnte: es wird einmal ein braver Mann aus ihm werden. Es schien auch nicht, daß die Liebe zum andern Geschlechte seine Leidenschaft war; genug die Magd wußte ihn unter dem Scheine der Frömmigkeit und der Besorgniß für seine damals schwächliche Gesundheit einzunehmen, und sie übte die Kunst zu verführen, die sie von ihrer Stammmutter Eva geerbt hatte, an unserm treuherzigen Wilibald aus, der um dieses Streichs willen, der sich gerade am Ende seiner Lehrjahre zutrug, sogleich auf die Wanderschaft gieng.

Seine erste Ausflucht war nach Berlin. Hier erlebte er manches Abentheuer, worüber er sich aber in seinem hinterlassenen Tagebuche entweder gar nicht oder doch nicht umständlich genug erklärt hat, als daß wir

wir uns darüber ausbreiten könnten; vermuthlich verschwieg er diese zum Theil sonderbaren und lächerlichen Scenen aus einem zarten Gewissen, weil er meinte, daß manche dabey interessirten und noch lebenden Personen dadurch beleidigt werden könnten. Zweymal find' ich in seinem Diarium aus Berlin die Note: „Hier bin ich greulich ge„prügelt worden, da ist die Potsdammische Louise „dran Schuld gewesen." Man weiß es freilich wohl, daß die Schneidergesellen gemeiniglich ein wenig lucker leben, und da sind nun dergleichen Auftritte, sonderlich in einem so großen Orte, als Berlin ist, nichts seltenes. Vermuthlich hatte er diesen erlittenen Unstern deswegen angemerkt, um sich künftig dafür in Acht zu nehmen, und sowohl mit seinen Naturgaben, als auch mit seinem Erwerbe haushälterischer umzugehen. Disce cautius mercari, sagte der Doktor P. zu meinem Stubenbürschchen in H., als er durch seinen medicinischen Beystand aus einer ähnlichen Verlegenheit, die eine andere vornehmere Louise verursacht hatte, entkommen war.

Durch einen besondern Zufall, den er für einen Zug vom Himmel hielt, der aber wohl seine natürlichen Ursachen haben mochte, gerieth er in die Bekanntschaft des sel. Prediger Schulze an der

Ger-

Gertrauds Kirche, welcher ihn, wie er sich ausdrückt, bald zu einem ganz andern Menschen machte. Nun besuchte er fleißig die sogenannte Spittelkirche auf dem Spittelmarkte, wo die frömmsten und andächtigsten Leute aus der ganzen Stadt auf einen Haufen zusammenkommen. Er schrieb die ganze Predigt, so weit er sie fassen konnte, auf, und lernte sie zu Hause auswendig. Auf der Werkstatt unterhielt er damit seine Nebengesellen, denen aber diese Seelenspeise nicht schmecken wollte. Endlich gieng er in seiner vermeintlichen exemplarischen Frömmigkeit so weit, daß er seine Arbeit versäumte, alle Wochenpredigten, Betstunden und Vorbereitungen besuchte, und endlich von seinem Meister, dem das nicht länger anstand, bedeutet wurde, sich nach einer andern Werkstäte umzusehen. Er klagte es seinem Beichtvater, dieser rieth ihm: „noch „eine Zeitlang dem Herrn stille zu halten, und zu „sehen, was er aus ihm machen würde; fände sich „aber nach einigem Verweilen keine Arbeit und „keine anständige Herberge für ihn, nun so solle „er weiter ziehen, der Herr habe überall die Seinen, es werde schon besser werden.“ Lange harrete er nicht; die Ueberzeugung, daß der Herr überall die Seinen habe, und daß Berlin seiner nicht werth sey, wurde auf einmal so lebendig in seiner

Seele,

Seele, daß er gleich aufpackte, die undankbare Stadt, wo er beynahe an allem, was er hatte, Schiffbruch gelitten hätte, verließ, und sich nach Stettin begab.

Der Meister, bey dem er hier in Arbeit kam, hatte eine hübsche Tochter, die unserm Wilibald liebäugelte, weil er ihr in allen Stücken zur Hand gieng, und die hätte beynahe die Grundsätze, die er aus Berlin von dem Unterrichte des sel. Schulzen mitgebracht hatte, wankend gemacht, oder gar umgestoßen, wofern sie nicht ausserhalb Stettin verheyrathet worden, und ihm also ausser den Augen gekommen wäre. Die ganze Zeit, da er in Stettin war, hielt er sich sehr eingezogen, las fleißig in den Büchern, doch nur in den geistlichen; Fuhrmanns Postille, Müllers himmlischer Liebeskuß, Sonthons güldnes Kleinod, und die himmlische Rechenkunst, waren seine Lieblingslektüre; manches lernte er auswendig, aus allem, was er las, machte er sich Kollektanien, die er zuweilen mit seinen eigenen Anmerkungen und kleinen Stoffgebeten von ihm selbst verfertigt, begleitete: und immer tiefer wurzelte bey ihm der Gedanke, daß er über kurz oder lang wider sein Suchen und Vermuthen eine Bedienung in der Kirche erhalten würde.

Einst

Einſt fuhr er, um ſich eine Veränderung zu machen, von Stettin zu Waſſer nach Greiffenhagen, und da wär' er beynahe, weil ihm der Kopf etwas ſchwer war, in die Oder gepurzelt, wenn ihn nicht eine gefällige und robuſte Nymphe, die neben ihm ſaß, beym Rocke gehalten, und aus dem Rachen des Todes zurückgezogen hätte. Er beſchloß in ſeinem Herzen, (denn er war ſehr ſchnell in ſeinen Entſchließungen, die er aber bald hernach bereute) ſeine Erretterin aus Dankbarkeit zu heyrathen, welcher wohl damit gedient ſeyn mochte, mit guter Manier unter die Haube zu kommen. Wir werden nachher ſehen, daß er ſeinen frommen Vorſatz geändert, und ſich um den geiſtlichen Orden, in welchen er in der Folge aufgenommen ward, dadurch, daß er eine Tochter aus denſelben heyrathete, verdient gemacht hat. Und das ſollten billig alle diejenigen thun, die ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet haben, ſo würde in ihrem Amte und in ihrem Hausweſen alles viel beſſer von Statten gehen. Denn, man ſage, was man will, es iſt doch eine ganz andere Sache, und ein großer Unterſchied zwiſchen der Tochter eines Geiſtlichen, und der Tochter eines Layen. Was jene ſchon weiß, z. B. das Waſchen und Plätten der Ueberſchläge, das Zurechtlegen der Koncepte, die rechte Art, mit den

Pfarr-

Pfarrkindern umzugehen, die Formulæ ſollemnes, deren man ſich bey Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbniſſen u. ſ. w. zu bedienen hat, das muß dieſe erſt lernen, und lernt es oft in ihrem ganzen Leben nicht. Dazu iſt die Layentochter gemeiniglich viel luſtiger und gebieteriſcher, als die Prieſtertochter, will ſich immer putzen, immer ſpatzieren gehen, immer bis gegen Mittag ſchlafen, immer Viſiten haben, immer niedliche Speiſen eſſen und was des albernen Dings mehr iſt. Ich, der ich von beyderley Art der Menſchenkinder, und von ihrer Tauglichkeit zu den Geſchäften des prieſterlichen Eheſtandes die eigne Erfahrung gemacht habe, ergreife dieſe Gelegenheit, meine Herrn Amtsbrüder wohlmeinend zu warnen, ſich ja nicht zu meſalliiren, ſich ja nicht, ehe der liebe Gott ein ſtückchen Brod beſchert hat, vor der Zeit zu verplempern, ſondern hübſch zu warten, bis der göttliche Ruf kommt, und ſich dann in dem Kirchſprengel, wohin ſie berufen werden, eine feine, ehrſame, zum Gehorchen gewöhnte Gattin unter ihres Gleichen auszuſuchen, und den Segen vom Herrn zu empfahen.

Doch laßt uns wieder einlenken und ſehen, was aus unſerm Wilibald, den wir bey der überſtandenen Todesgefahr auf der Oder gelaſſen haben,

ben, weiter geworden ist. Der Schreck, den er auf dem Wasser gehabt hatte, wirkte so stark auf seine Nerven, daß er des folgenden Tages in Greifenhagen tödlich krank wurde, und es schien, als wenn er dort seinen Kirchhof finden würde. Der Arzt, welchen er brauchte, konnte ihn nicht zurechtbringen, es wurde immer schlimmer mit ihm. Ein hitziges Brust- und Gallenfieber war es, das unsern armen Wilibald darnieder warf. Als es aufs Höchste gekommen war, ließ er den damaligen Präpositus Herrn P. bitten, ihn zu besuchen, und ihm mit seinem Amte beyzustehen. Dieser Geistliche war ein sehr gefälliger und menschenfreundlicher Mann, auch ein guter und beliebter Prediger, der wegen des traurigen Schicksals, welches ihm nachher mit Beyhülfe böser Menschen widerfuhr, allgemein bedauert wurde. Er fand den Patienten sehr schlecht, und da er selbst einige medicinische Kenntniß besaß, und beständig eine kleine Apotheke, womit er armen Leuten unentgeltlich half, im Hause hatte, so glaubte er, daß es seiner nicht unwürdig wäre, mit dem Patienten auch über die Angelegenheiten seines Körpers zu sprechen, und, was er zu seiner Genesung dienlich erachtete, auszuforschen. Er verließ den Kranken mit der angenehmen Versicherung: er hoffe gewiß, es sollte sich bald mit ihm

zur Besserung anlassen, und er wolle selbst die Sorge für seine Genesung übernehmen. In der That schickte er ihm Arzney, er besuchte ihn fleißig, und der Kranke faßte ein solches Zutrauen zu seinem Seelenarzt, der sich auch seiner leiblichen Beschwerden so liebreich annahm, daß er vielleicht unter der heilsamen Mitwirkung dieses Zutrauens und der Freude über seine bevorstehende Genesung, zur größten Verwunderung seines ersten Aeskulaps nach einigen Tagen wiederhergestellet wurde.

Er gieng nicht wieder nach Stettin zurück. Der Präpositus P., der seine Fähigkeiten bey Gelegenheit der während seiner Krankheit mit ihm angestellten Religionsgespräche mit Vergnügen bemerkte, rieth ihm von dem Schneiderhandwerk abzustehen, und sich auf die Feder zu legen, weil er eine gute leserliche Hand schrieb. Er nahm ihn vor der Hand als seinen Famulus zu sich, und seine Beschäftigung war, daß er seine Kinder in den Anfangsgründen unterrichten, und seine Predigten, die er ihm diktirte, aufschreiben, und alsdenn ihm vorlesen mußte. Ein Jahr war er in dem Hause des Präpositus gewesen, und hätte sich durch Gefälligkeit und Wohlverhalten nicht allein seine und seiner Familie, sondern auch aller Einwohner dieser nicht unansehnlichen Stadt Gewo-

gen:

genheit erworben, als ihn ein gewiſſer Herr von G. aus der Mittelmark, der in Hinterpommern Verwandte hatte, und bey dem Präpoſitus P. abzutreten pflegte, bey dieſer Gelegenheit kennen lernte, und ihn mit des Präpoſitus Bewilligung als Bedienten mit auf ſeine Güter nahm.

Dieſer Herr von G. ein geweſener Rittmeiſter, hatte vor kurzem eine überaus ſchöne Frau zur Ehe genommen, welche mit des Potiphars Gemahlin ſo viel phyſiſche und moraliſche Aehnlichkeit hatte, als wenn's ihre leibliche Schweſter geweſen wäre. In dieſem Hauſe hatte unſer Schluterius Joſephs Schickſal, ohne Joſephs Tugend und Standhaftigkeit zu beweiſen, und, weil er dabey etwas unvorſichtig zu Werke gieng, wurde er in dem erſten Vierteljahre abgelohnet. Er hatte ſich etwas Geld geſammelt, mochte auch wol von ſeiner ſchönen Gebieterin manche erkleckliche Zubuße bekommen haben, und mit dieſem Vorrathe begab er ſich auf Reiſen, gab ſich hin und wieder für einen Kandidaten der Gottesgelahrtheit aus, weil er wirklich mit dem Vorſatze, ſich irgendwo in ein Kirchenamt einzuſchleichen, ſchwanger gieng: und ſo gelung es ihm, daß er, weil er überall das (geiſtliche) Handwerk grüßte, und überall gut aufgenommen ward, ohne viel

zu verzehren, Meklenburg, Holstein und den größten Theil von Obersachsen durchwandern konnte. Im Meklenburgischen an einem kleinen Orte in der Gegend von Güstrow, wo er ebenfalls den Kandidaten machte, hörte er einen Geistlichen, dessen Predigt so schlecht ausfiel, daß er nicht umhin konnte, sich in einer Gesellschaft von Juristen und Kaufleuten darüber aufzuhalten. Der Geistliche predigte von der Mäßigkeit nach Anleitung des Evangelii von der wunderbaren Speisung, und gieng bey Zergliederung der Mittel, wodurch man zu dieser Tugend gelangen könnte, so sehr ins Detail, daß ihm folgende Stelle entfuhr, worüber sich unser Wilibald sehr lustig machte. „Wer Wein getrunken hat, sagte er, der trinke „Bier; wer Bier getrunken hat, der trinke Wasser; „wer Wasser getrunken hat, der trinke — — — „der trinke — — Kaffee!“ Diese Predigtcensur veranlaßte es, daß er von einigen Mitgliedern der Gesellschaft aufgefordert wurde, sich hören zu lassen, und eine bessere Predigt zu halten. Nun war guter Rath theuer. An Geschicklichkeit fehlte es ihm zwar nicht, allenfalls einen Religionsvortrag zu halten; allein er war etwas furchtsam, und glaubte, er möchte verrathen werden. Gleichwol hatte er sich einmal für einen geistlichen Kandidaten ausgegeben, und nun mußte er seine Rolle ausspielen.

Bevor ihm der Geiſtliche des Orts die Kanzel öfnete, mußte er zuvor ein kleines Examen ausſtehen, worin er ziemlich gut durchkam. Er predigte alſo am folgenden Sonntage über das Evangelium von den falſchen Propheten, und ſein Hauptſatz war: „Daß „Heucheley und verſtellte Frömmigkeit ärger, als „offenbare Laſterhaftigkeit ſey.“ Dieſe Predigt fand vielen Beyfall; er hielt ſie aus der Fülle des Herzens, weil er ſelbſt aus eigener traurigen Erfahrung von den gottloſen Streichen gewiſſer Leute, die ſich ſelbſt vermeſſen, daß ſie fromm ſind und andere neben ſich verachten, überzeugt worden war.

Die ganze umliegende Gegend, wo er dieſen Vortrag hielt, war damals von der ſo genannten Pietiſterey, die im Finſtern ſchleicht, und öffentlich ſchadet, angeſteckt. Schluterius glaubte alſo, es ſey dies ein Wort geredet zu ſeiner Zeit, und die Predigt hatte wirklich einem reichen Amtmanne, der dort eingepfarrt und ein abgeſagter Feind der Heucheley war, ſo ſehr gefallen, daß er unſerm Moraliſten vier Dukaten zum Geſchenk machte, und ihn, weil er vor der Hand keine anderen Ausſichten hatte, zum Informator ſeiner Kindern annahm. Anderthalb Jahre befand er ſich in dieſem Hauſe ganz wohl; er predigte auch zuweilen in der Nachbarſchaft, ritt dann und wann mit ſeinem

Herrn

Herrn Principal zur Gemüthsveränderung auf die Jagd, und würde gewiß, wahrscheinlichen Vermuthungen nach, in diesem Lande eine Pfarre erhalten haben, wenn nicht ein durchreisender Handwerksbursche, dem die Bedienten des Amtmanns durch ein paar Gläser Brandtwein seine Vertraulichkeit abgenommen hatten, das ganze Geheimniß unsers Informators verrathen, und ihn bey seinen Untergebenen verächtlich gemacht hätte.

Er wartete nicht den Ausgang dieser Entdeckung bey seiner Herrschaft ab, sondern machte sich unter dem Vorwande, eine Reise in sein Vaterland vornehmen zu wollen, mit guter Manier aus dem Staube, und kam nach einer vierzehntägigen Wanderschaft (sein Gepäck hatte er auf die Post gegeben) in seiner Vaterstadt an, wo unterdessen seine Mutter mit Tode abgegangen war. Er errichtete daselbst, weil während seiner Abwesenheit die Stadtschule ziemlich in Abnahme gekommen war, eine kleine Erziehungsanstalt, womit er sich zwey Jahre lang seinen nothdürftigen Unterhalt erwarb. Es würde vielleicht noch besser damit gegangen seyn, wenn ihn nicht ein anderer dort wohnender Winkelschulmeister, Namens Klintzmann, der sein Institut mit neidischen Augen ansahe, beständig verfolgt, und sein Aufnehmen gestiff-

flissentlich gehindert hätte. Nun kam ihm die Lust zu heyrathen an; länger konnte er den Trieben des Fleisches, die bey den Schulmeistern aus mir unbekannten Ursachen noch heftiger, als bey uns andern Erdensöhnen seyn sollen, nicht Widerstand thun, denn er hatte bereits das vier und zwanzigste Jahr, wo der Begattungstrieb gemeiniglich am heftigsten ist, zurückgelegt. Er gieng also aus, von seinem getreuen Hunde, Fix genannt, begleitet, den Kopf voller Komplimenten, das Herz voller Zärtlichkeit und süßer Hoffnung, die Töchter des Landes zu besehen. Muse! begleite ihn, den kühnen, im schwarzen Feyerkleide daherstrotzenden Bräutigam — — — doch, ich schreibe ja kein Heldengedicht, schreibe ja nur Prose, muß also dasjenige schon selbst thun, was die Heldendichter gemeiniglich ihrer gefälligen Muse auftragen, die während solcher Begleitung manchen leeren Raum auf dem Pappiere füllt, mancher Flatulenz Luft macht, und dem ängstlich meditirenden Barden zu neuen, hinreissenden Gedanken Gelegenheit giebt. — —

Man muß immer ein gewisses πῦ, ein gewisses örtliches, räumliches Ziel haben, worauf man mit unverwandten Blicken, los geht, sagte einer meiner akademischen Lehrer. Geräth man gleich manch-

manchmal auf Nebenwege, so muß man doch dies πᾶν nie aus dem Gesichte verlieren. Er handelte zwar selbst nach dieser Regel, denn wenn er ausritt, so gieng die Reise beständig nach Passendorf. Allein unser Schulmeister hatte kein dergleichen Pu, als er ausgieng, zu schauen, welch' ihm gefallendes Mädchen die Frage: Willst du mit diesem Manne ziehen? mit Ja beantworten würde. Er besuchte bald diesen, bald jenen Herrn Konfrater auf dem Lande, wo er das, was er mit begierigen Blicken suchte, zu finden vermeinte. Vier ganzer Wochen suchte er vergebens. Wer sollte es glauben, daß Mädchen von der Art, als sie unser Wilibald brauchte, in der dortigen sonst fruchtbaren Gegend, wo doch so schöner Weitzen gebaut wird, so sparsam gewesen wären? Allein es war in den jüngstverstrichenen Jahren zu wiederholten Malen ein schädlicher Mehlthau gefallen, welcher unter dem zarten Weibergeschlechte viel Unfug angerichtet, viel Brauchbares und im Aufkeimen Begriffenes erstickt, und viele von diesen jungen Pflanzen, der Afterwelt Baumschulen, jämmerlich aufgerieben hatte. Schon war er aus Verdruß über so viele fehlgeschlagene Versuche im Begriff, nach Berlin zu reisen, und sich dort eine Frau herzuholen, wo er in seinem Gesellenstande so viel hübsche Gesichter, und recht zum Lieben geschaffene

Dir-

Dirnen gesehen hatte. Allein seine noch lebende Base hielt ihn von diesem Vorhaben zurück und bedeutete ihn, daß ein berlinisches Mädchen, die nur immer auf dem Stülchen sitzen und die Hände in den Schoos legen wolle, keine Frau für einen Landmann und für einen Schulmeister wäre; er solle sich nicht übereilen, was ihm beschert sey, werde sich schon zu rechter Zeit von selbst zeigen. Gedacht, geschehen. Indem er noch zwischen dem Entschlusse, Freyenshalber nach Berlin zu reisen, oder dem guten Rath seiner Base Gehör zu geben und sein Glück abzuwarten, hin und her wankte, ward er unvermuthet, bey einem begüterten Landmanne, zwey Meilen von T.. zum Gevatter gebeten, und da sahe er zum erstenmale sein liebes Rosinchen, des dortigen Küsters und Schulhalters einzige Tochter! die der Herr, wie es in seinem Tagebuche lautet, unter vielen sonderbaren Umständen ihm ersehen und zugeführt hatte.

Von diesen sonderbaren Umständen, dergleichen man allerdings bey den Ehestiftungen der Geistlichen vorzüglich vermuthen muß, wollten wir gern unsern neugierigen Lesern etwas mittheilen, wenn wir nur die geringste Anzeige davon in des Küsters hinterlassenen Pappieren fänden. Und da er in diesen für die Nachkommenschaft bestimmten

ten Dokumenten derselben auch mit keinem Worte, was deren specielle Bezeichnung betrift, Erwähnung gethan hat: so müssen wir daraus schliessen: er habe entweder selbst nach einiger Zeit an der Sonderbarkeit jener Umstände, die sich bey seiner Heyrath ereigneten, zu zweifeln angefangen, oder es müsse seine Rosine, welche diese Fata nicht ausposaunt wissen wollte, einige Blätter aus seinem Tagebuche ausgerissen, und folglich die uns fehlende Nachrichten zernichtet haben.

Auf eben diese Art ist durch die Nachläßigkeit der Abschreiber, oder durch die Dummheit und vorsezliche Bosheit der jedesmaligen Besitzer manch herrliches Werk unter den Schätzen des Alterthums, oder doch der beträchtlichste Theil solcher Werke verloren gegangen, wovon wir heut zu Tage nichts als Fragmente und Varianten übrig haben, und worüber des Ergänzens, des Nachspürens, des Verbesserns und der Konjekturen kein Ende ist. — Gescheuter wär's freilich gewesen, wenn ich bey des Küsters Lebzeiten die Hauptpunkte seiner Lebensgeschichte nach seiner mündlichen Relation sogleich aufgeschrieben, was während meines Umgangs mit ihm vorgefallen war, hinzugesetzt, und so unter seinen Augen das Ganze in Ordnung gebracht hätte. Was kann ich aber dafür, daß die

Vor-

Vorsehung zu einer Zeit, da ich wirklich mit solchen Gedanken beschäftiget war, unsre gelehrte und geistliche Verbindung aufhob, und daß er früher als ich glaubte (denn er pflegte immer zu sagen, daß sein Körper hundert Jahre dauern könnte) in die Ewigkeit gieng?

Mit kurzem: unser Küster verheyrathete sich im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters mit Jungfer Rosine Vogelsang, des Küsters zu Grobstädt, Pankratius Vogelsang, eheleiblichen einzigen Tochter. Zwo silberne Medaillen, Gedickens Hauspostille, ein grünangestrichener, wohlkonditionirter Perückenstock, und eine nothdürftige Ausstattung war ihre Mitgabe. Die Hochzeit wurde im Beyseyn der adelichen Herrschaft, bey welcher Küsters Rosinchen wohl gelitten war, mit vieler Feyerlichkeit vollzogen. Der Geistliche des Orts, welcher die Trauungsceremonie verrichtete, hatte während der Handlung gewisse Empfindungen, die er sich selbst nicht erklären konnte, die aber allen Anwesenden (so wenig konnte er sie verbergen) sonderlich dem gnädigen Herrn merklich geworden waren. Dieser Letztere nahm sich bey Tische die Freiheit, darnach zu fragen. Was war Ihnen denn, Herr Pastor! als Sie die jungen Leute in der Kirche zusammengaben? Wars Furcht oder Freude? oder

sonst

ſonſt eine geheime Ahndung? Bey meiner Ehre! Sie zitterten ja am ganzen Leibe, wie ein Eſpenlaub; oder war's Ihnen ſonſt etwa nicht wohl? Die Herren Gelehrten — — Ew. Gnaden haben nicht unrecht, unterbrach ihn der Geiſtliche, es war mir ganz ſonderbar zu Muthe. Als ich meine Rede anfing, war mir's überaus ängſtlich; ich konnte mich nicht halten. Aber bald darauf kam an die Stelle der Aengſtlichkeit ſo eine rührende, zerſchmelzende, nicht unangenehme Empfindung, die ich in geraumer Zeit nicht gehabt habe, und die ich nicht recht beſchreiben kann. Nun was ſchließen Sie daraus? verſetzte der gnädige Herr. Was ich daraus ſchließe? erwiederte der Paſtor, und nahm eine bedächtliche, viel bedeutende Miene an. — Doch wol nichts Widriges fürs junge Ehepaar? fiel jener ein, und Schrecken und aufmerkſames Staunen ergriff die ganze hochzeitliche Verſammlung. Das eben nicht, gnädiger Herr! ſagte der Paſtor, aber — Sie wiſſen, daß ich nicht abergläubig bin, daß ich vieles, woraus andere ein großes Wunder und Aufſehens machen, aus natürlichen Urſachen erkläre, aber, wofern mich meine Ahndung nicht trüget, ſo gehet mich und mein Haus dieſe neue Eheverbindung an, und wir werden davon in der Zukunft Ehre und Freude, oder Nachtheil und Verdruß zu gewarten

haben. Erklären Sie sich deutlicher, Herr Pastor! sagte der Edelmann, und legte nach seiner Gewohnheit den Goldfinger der linken Hand an die Nase. Ahndungen, antwortete der Pastor, Weissagungen, Blicke in die Zukunft haben allemal etwas Dunkles und Geheimnißvolles an sich; das erfordert die Natur der Sache. Sie ergründen, aufhellen, und, daß ich so rede, versinnlichen wollen, das hieße sie aufheben, das wäre ein hölzernes Eisen. Ganz deutlich kann ich mich über die Sache, die mir im Gemüthe liegt, nicht erklären. So viel aber kann ich vor der ganzen ehrsamen Gesellschaft, die mich vielleicht überleben wird, versichern und im prophetischen Geiste voraussehen: „Es wird „nach vielen Jahren ein mir unbekannter Zweig „meiner Familie mit dem Herrn Bräutigam in „eine gewisse Amtsverbindung kommen; der Herr „Bräutigam wird meinem Anverwandten viel Verdruß erwecken, und mein Anverwandter wird „bey einer drohenden Gefahr aus angeborner „Großmuth des Herrn Bräutigams Engel seyn.“

Blaß und roth wurde unser Schulmeister bey dieser unerwarteten Aeusserung des weissagenden Pastors; ein demüthiges: ich deprecire und Gott verhüte es! rollte von seinen Lippen, und die Braut vergoß über dieses künftige Unglück ihres

res Lieblings heimliche Thränen. Es wird sich in der Folge dieser Geschichte ausweisen, daß die Weissagung des Pastors am Hochzeittage unsers Schulmeisters über der Tafel ausgesprochen, in Erfüllung gegangen ist.

Nachdem sich nun der Herr Pastor Luft gemacht, den Geist der Weissagung, der in seinem Inneren rumorte, und die Gedärme heulen machte, ausgetrieben, und die Versammlung ihre Verwunderung über das Sonderbare dieses Auftritts und dieser Vorhersagung hinlänglich zu Tage gelegt hatte, gefiel es dem gnädigen Herrn, dem Herrn Pastor vom sprudelnden Champagner (alle Kosten der Hochzeit kamen aus des Edelmanns Beutel) ein Glas nach dem andern einzuschenken, daß dieser die Zukunft seines unbekannten Vetters Schicksal, und alles drüber vergaß, und die poßierlichen Begebenheiten, die lustigen Streiche seines akademischen Lebens im vertraulichen Gespräche auskramte, bis die Stimme des Nachtwächters: Es hat zwölf geschlagen! die halbtaumelnde Gesellschaft zum Aufbruche rief, den Herrn Pastor an seinen Studiertag erinnerte, und den schmachtenden Bräutigam unter der glückwünschenden Begleitung und unter den witzelnden Neckereyen der Vettern und Mumen und Nachbarn dem

Thro-

Throne der Liebe, dem Brautbette entgegenführte.

Hier ereignete sich ein Vorfall, worüber die ganze Hochzeitgesellschaft in Schrecken gerieth. Die Braut hatte sich unvermerkt aus dem Speisezimmer verloren, und war vermuthlich, um frische Luft zu schöpfen, oder ihr Nachtzeug zurechtzulegen, ein wenig bey Seite gegangen. Die Gesellschaft meinte: sie würde schon in der Brautkammer seyn, als man sie aber hier nicht fand, gieng die ganze Gesellschaft, voller Besorgniß: es möchte ihr gar übel geworden seyn, sie in allen Winkeln des Hauses zu suchen. Der Bräutigam, der weniger besorgt, von der Feyerlichkeit des Tages und von den vielen Komplimenten ermüdet, um neun Uhr des Abends zu Bette zu gehen gewohnt, und ausserdem ziemlich berauscht war, wollte nicht die Ankunft seiner Braut abwarten, so sehr ihm auch nach ihr verlangen mochte. Er legte sich ins geöfnete Brautbette, und schlief ohne alle Bedenklichkeit nach zwey Minuten ein. Nach einem viertelstündchen Suchen kam die Braut, die sich auf dem Boden versteckt hatte, zum Vorschein. Als sie hörte, daß ihr Bräutigam sich schon niedergelegt hatte, und gar eingeschlafen wäre, nahm sie es sehr übel, und wollte nicht zu

ihm

ihm in die Kammer gehen. Die Frau Schwiegermama, welcher die Delikateſſe ihrer Tochter nicht übel gefiel, begab ſich an die Thür der Brautkammer, klopfte ſtark und rief endlich: Herr Sohn! wollen Sie denn Ihre Braut nicht mit zu Bette nehmen? Dieſer aus dem erſten Schlaf aufgeſchreckt, antwortete mit halben Tönen: Ich bin erſchrecklich müde, ſie wird ſchon von ſelbſt kommen. Die Braut beharrte auf ihren Vorſatz, dieſe Nacht allein zu ſchlafen, und des folgenden Tages mit ihrem Bräutigam böſe zu thun. Nach vielem Zureden und Gegenvorſtellungen ließ ſie ſich endlich bewegen, ſich zu ihm in die Kammer zu verfügen und die Thür hinter ſich abzuſchlieſſen. Er war indeß aufgewacht. Lange konnte ſie ſich nicht entſchlieſſen, ſich zu entkleiden. Es wurde ein Vergleich vorgeſchlagen, ſie ſchrieb Bedingungen vor, der Bräutigam bewilligte ſie, doch nur zum Schein; er wäre beynahe über all' die Ceremonien wieder eingeſchlafen; endlich ergab ſie ſich auf Kapitulation und verſchlief oder verwachte die ſchönſte der Nächte, die je vom Himmel herabſank, an der Seite ihres geiſtlichen, gefühlvollen Freundes. Hier legen wir mit Vater Wieland zu reden, den Pinſel nieder und überlaſſen die weitere Ausmahlung der intereſſanteſten Scene, die je geſehen ward, einem Correggio.

Am

Am folgenden Tage wurde die junge Frau zu dem gnädigen Herrn beschieden, der ihrer in seinem Gartenhause, wo er ihr in der vergangenen Zeit oft Audienz gegeben hatte, wartete. Der neue Ehemann, der in Dingen dieser Art vielleicht ein wenig heller, als Magister Sebaldus sahe, aber doch eben so wenig, wie er, geschehene Dinge wieder gut machen konnte, verbarg seine Eifersucht und tröstete sich mit der Hoffnung eines guten Hochzeitgeschenks. Eine ganze Stunde war die junge Schulmeisterin bey dem unverehlichten Edelmanne, welcher mit ihr dem Vernehmen nach über die Veränderung, welche seit gestern mit ihr vorgegangen war, und über die merkwürdigen Dinge des gestrigen Tages erbauliche Gespräche geführt, und, weil er selbst ein guter Wirth war, ihr verschiedene gute Regeln, die kluge Einrichtung ihres Hauswesens betreffend, gegeben haben soll. Er entließ sie mit einer gnädigen Umarmung, die wegen der Ueberlegenheit seiner Jahre nicht anders, als für eine väterliche Segensmittheilung genommen und ausgelegt werden konnte, und drückte ihr nach ertheiltem Befehl, ihn bald wieder zu besuchen, ein Geschenk von zwanzig Dukaten in die Hand.

Wer war froher, als unsre Rosine? So viel Geld hatte sie noch in ihrem Leben nicht beysammen gesehen. Sie eilte, und legte das reiche Hochzeitgeschenk unter vielen Liebkosungen zu den Füßen ihres Ehemannes nieder, der bey dem Anblick der Dukaten allen Argwohn und allen Unwillen über das lange Ausbleiben seiner jungen Frau schwinden ließ. Was wir doch für einen gnädigen, gutthätigen Herrn haben, sagte der alte Vogelsang, und trank (denn sie waren eben beym Morgenbrodte,) drey Gläser vom abgezogenen Aquavit mehr, als er sonst zu thun gewohnt war. Die Frau Küsterin, wie denn die Weiber immer sehr neugierig sind, zog die Tochter auf die Seite, und wollte sie ausfragen. Allein es blieb bey der allgemeinen Erklärung: der Edelmann habe sie seiner Gnade versichert und ihren Mann mit einer guten Bedienung zu versorgen versprochen.

Am vierten Tage nach der Hochzeit (denn so lange hatte das Schmausen und Abschiednehmen und Einpacken gewährt,) reiste unser Schulmeister mit seiner jungen Frau, von dem Herrn Schwiegervater und dem Richter im Dorfe begleitet, nach Hause. Bey seiner Ankunft überreichten ihm die sämmtlichen Schüler, die sich vor dem Thor, um ihren Lehrer zu empfangen, versammelt hatten,

ein gedrucktes Hochzeitgedicht in Goldpappier eingebunden, welches einen berühmten Dichter Namens Lysius zum Verfasser hatte. Dadurch geschahe unserm Schulmeister der gröſte Gefallen, denn durch dies Beginnen der Schüler zog er die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sich; er gab aus Dankbarkeit den Schülern noch zwey Tage frey, versprach ihnen nächstens ein Fest zu geben und mit seinen Produkten künftighin sparsamer zu seyn.

Nach einem halben Jahre, da die Spuren der verdorbenen Taille bey der Ehefrau unsers Wilibalds immer merklicher wurden, und er für seine Person schon mit Vaterssorgen schwanger gieng, wurde er auf den Vorschlag des Edelmanns zu Grobstädt Schulmeister in einem kleinen Dorfe ohnweit T., welches von den Geistlichen dieser Stadt versehen wurde. Er weigerte sich anfänglich, diese Stelle anzunehmen, weil die Einkünfte sehr gering waren, ließ sich endlich aber doch bereden, in Hoffnung baldiger weiterer Beförderung, in den geistlichen Küsterorden zu treten, und sich auf solche Weise seiner Bestimmung, deren geschehene Vorbedeutungen ihm nicht unbekannt geblieben waren, zu nähern.

Die Bauern waren durch den Ruf von den Gaben und von der Gelehrsamkeit ihres neuen Schulmeisters unterrichtet, und empfingen ihn mit großer Freude. Sie versammelten sich in seiner Schulwohnung und halfen ihm sein Hausgeräth in Ordnung bringen, seine Bettstellen aufschlagen, und seine Bücher von dem Staube reinigen. Am gefälligsten bewies sich das weibliche Geschlecht gegen unsern Schluterius, denn er hatte in seinen Augen, in seinem Gruße und in seinem ganzen Wesen so etwas Anziehendes und Einschmeichelndes, daß die Eroberung der Weiber- und Mädchenherzen ihm wenig Mühe kostete. Die eine brachte eine Mandel Eyer, die andere ein Stück frische Butter, oder ein halb Schock Käse, die dritte eine Kanne Milch nebst andern zum Mundvorrath gehörigen Bedürfnissen, und dadurch geschahe es, daß unser Küster, der sonst gegen das Landvolk sehr eingenommen war, seine Bauern recht lieb gewann, und ihnen an seinem Theile mit Rath und That an die Hand gieng. Sie schätzten ihn höher, und erwiesen ihm mehr Respekt, als ihrem Geistlichen, weil dieser ein harter, unfreundlicher Mann war und sichs zum Schimpf rechnete, zu einem vertraulichen Gespräch von indifferenten Dingen mit einem Bauer oder Kossäther sich herabzulassen. Wenn sie des Sonntags in die

Köre *)

Köre*) zusammenkamen, wurde der neue Küster beständig dazu gebeten und im Trunk frey gehalten. In zweifelhaften Fällen, sonderlich wenn es auf die unter mehreren Subjekten, die sich gemeldet hatten, zu treffende Wahl eines Kuh- oder Schweinehirten ankam, mußte er, wie das delphische Orakel, den Ausschlag geben; und auch nicht einer wagte es, sich seinen Entscheidungen, die er allemal mit dem darunter gesuchten Besten der Gemeine meisterlich zu verbrämen wußte, zu widersetzen; und wenn er des Sonntags in Abwesenheit des Predigers Gottesdienst hielt, so wär's in der ganzen Kirche so stille, daß auch nicht ein Mäuschen sich regte.

Ausserdem hatte sich seit seiner Verheyrathung seine etwas feine Tenorstimme in eine starke, durchdringende Baßstimme verwandelt, welche den Bauern, denen alles, was die Sinne stark rührt, willkommen und geläufig ist, so gut ins Ohr fiel, daß sie, wenn sie in der Kirche waren, mehr auf ihres Küsters Singen Acht gaben, und dem Ansehen nach mehr dadurch gerührt und erbaut wurden,

*) Eine Art von Deliberation der in der Schenke versammelten Bauern, die gemeiniglich des Sonntags geschicht, und wo die Dorfangelegenheiten, z. B. die Wahl eines neuen Kuh- oder Pferdehirten, die Abgaben, die Ackerbestellung und dergleichen überlegt und berichtiget werden.

den, als durch den Vortrag ihres Predigers, welcher sich eine sachte und gedehnte Aussprache, einen holen, dumpfigten Ton, und eine leyermäßige Monotonie angewöhnt hatte, die mit der weitschallenden Stimme des Küsters, wann er sang oder etwas vorlas, sehr kontrastirte. Der Geistliche merkte bald, daß sein Küster mehr Liebe und Zutrauen bey seiner Gemeine, und als eine natürliche Folge davon auch mehr Genuß von derselben hatte, als er selbst, und sahe ihn deswegen mit scheelen Augen an. Es fand sich auch bald eine bequeme Gelegenheit, seinen Unwillen gegen ihn auszulassen, und ihm bey seiner Obrigkeit Verdruß zu erwecken. Der Prediger war gewohnt, ein langes Exordium bey seinen Vorträgen zu haben, welches oft eine gute halbe Stunde dauerte. Unser Küster war beym Anfange der Predigt in seinem Stuhl eingeschlafen. Mitten im Eingange fing ein Pferd, welches auf dem Kirchhofe nahe an dem Fenster, wo der Küster seinen Stand hatte, grasete, gewaltig an zu wiehern. Der Küster, durch dieses Wiehern aufgeschreckt, meinte, daß er sein Amt zu thun erinnert würde, u fieng aus vollem Halse an, das unter der Predigt gewöhnliche Lied zu singen: Liebster Jesu, wir sind hier. Dadurch wurde der Prediger, der ohnehin kein gutes Gedächtniß und nicht

viel

viel Kanzelgaben hatte, in seinem Vortrage und in dem Lauf seiner Gedanken irre gemacht, und sahe sich genöthiget, nach Verlesung des Evangelii mit einem kurzen Gebete zu schließen, worinn er Gott sehr inbrünstig bat, daß er dem Küster diese Sünde und gegebene Aergerniß der Störung des öffentlichen Gottesdienstes nicht zurechnen möchte!

Dabey konnte er's nun bewenden lassen; aber, voller Schadenfreude gieng er hin, dem geistlichen Gerichte zu B. anzuzeigen, was in diesen Tagen durch des Küsters Verschulden in seiner Dorfkirche geschehen war. Es gieng auch sogleich ein Befehl aus, daß der Küster S. wegen strafbarer Vernachläßigung seines erst seit kurzer Zeit angetretenen Amts, wegen des Schlafens in der Kirche, wegen des öfteren Verreisens, und wegen des beständigen Zusammensteckens mit den Bauern sich verantworten sollte. Er that es, so gut er konnte, und kam diesmal mit einer scharfen Verweisung und mit ein paar Thalern Unkosten davon: welche ihm die großmüthigen Bauern, die nun ihrem Prediger destomehr aufsätzig wurden, aus ihrem eigenen Beutel wieder erstatteten. Die Zänkereyen des Predigers und des Küsters wurden dadurch nicht aufgehoben, sie brachen vielmehr,

mehr, weil die Bauern ihren Küſter unterſtützten und anſtifteten, oft in gegenſeitige Kränkungen und Beleidigungen aus. Eine neue Gelegenheit zu ſolchen ärgerlichen Streitigkeiten gab die Taufe ſeines im erſten halben Jahre ſeines Küſteramts ihm gebornen Sohnes, den er Nikolaus genannt wiſſen wollte. Er hatte dieſen Namen des Kindes wie gewöhnlich, auf einen Zettel geſchrieben, und in die Kirchenagende gelegt. Der Prediger ließ erſtlich die Gevattern über zwey Stunden auf ſeine Ankunft warten, worüber ſich unſer Kindelbiersvater ſchon zum voraus ärgerte, und hernach ſpielte er dem Küſter bey der Taufhandlung einen Streich, welchen er ihm, wie er ſagte, niemals vergeben noch vergeſſen konnte. Der Küſter hatte einen ſeiner benachbarten Herren Kollegen zur Aufwartung in der Kirche beſtellt, indeß er zu Hauſe mit Einrichtung des Kindelbierſchmauſes und Anordnung der Plätze für die Gevattern beſchäftigt war. Der Prediger, es ſey nun, daß der Name des Kindes etwas unleſerlich geſchrieben war, oder daß er es mit gutem Vorbedacht thun mochte, nannte das Kind, indem er es taufte: Nikodemus, welches von einem dabeyſtehenden Schulknaben dem Küſter ſogleich hinterbracht wurde; der über dieſe Nachricht vor Zorn und Racheifer ganz auſſer ſich war. Die Wöchnerin ſuchte ihn zu beſänftigen

und

und meynte: es könne wohl aus Irrthum geschehen seyn, welches auch der Prediger, als er von seinem Untergebenen mit vielem hämischen Unwillen deshalb zur Rede gestellt wurde, behauptete. Was ereifert er sich denn so sehr über den Namen Nikodemus? sagte der Prediger. Dazu hab' ich meine guten Ursachen, erwiederte der Küster. Nun laß er doch hören, fuhr jener fort. Er kam, sagte dieser, zu unserm Herrn Christo bey der Nacht; er würde wohl bey Tage gekommen seyn, wäre an ihm was Guts gewesen; mein Kind soll kein Kind der Finsterniß werden. Der Prediger hielt sich durch den kühnen Angriff und durch die naseweise Antwort des Küsters für beleidigt, und ließ ihn in einer demüthigenden und beschämenden Zurechtweisung, seine Superiorität fühlen, und der ganze Streit endigte sich damit, daß beyde Theile ihre Sache vor das geistliche Gericht zu bringen beschlossen und sehr kaltsinnig von einander schieden. Doch wußte des Küsters Schwiegervater durch gutes bewegliches Zureden bey dem Schwiegersohn und durch eine Rehkeule, die er von seinem Gevatter, dem Förster, zu diesem Behuf bekommen hatte, bey dem Prediger die Sache dahin zu vermitteln, daß die streitenden Partheyen wieder miteinander ausgesöhnt wurden, und der junge Schlutcrius mußte also den Namen Nikodemus

behalten. Die Frau Küſterin war auch aus einem andern Grunde übel auf dieſen Namen zu ſprechen, weil er ſich, ſagte ſie, nicht wie die andern Namen, abkürzen ließe, und das Geſinde ihn nicht leicht behalten könnte. Der Knabe war ſehr wohl gebildet, hatte eine überaus zarte und feine Haut, und eine gewiſſe hohe ernſthafte Miene, woraus der, der es nicht wußte, hätte ſchließen mögen, daß er einen vornehmen Mann zum Vater haben müſſe. Auſſerdem wollten einige argwöhniſche Leute aus der Vaterſtadt unſers Küſters, die ſeinen Hochzeittag in ihren Kalender geſchrieben hatten, bemerkt haben, daß ſein liebes Röſinchen vier Wochen eher, als es nach dem Lauf der Natur hätte ſeyn ſollen, niedergekommen wäre. Genug, er war mit ſeinem Schickſal zufrieden, freute ſich des ſüßen Vaternamens herzinniglich; und was giengs andere Leute an, wenn ein loſer Dieb für dem er ſich nicht hüten konnte, in ſein Gehege gekommen war. In dergleichen Dingen, die doch auch am Ende zur beſten Welt gehören, und in den Plan der menſchlichen Schickſale mit verwebt ſind, iſt es oft gut, weniger delikat und eigenſinnig zu ſeyn, und die Reſignation eines gewiſſen vornehmen Mannes, der voller Eigenliebe und großer Erwartungen war, nachzuahmen, von wel-

welchem uns die Geſchichte folgende luſtige Anekdote erzählt.

Er gieng gemeiniglich nach der Mittagsmahlzeit, voll von den größten Ideen ſeiner künftigen Beſtimmung in ſeinem Garten ſpatzieren, und führte da ganz laut mancherley närriſche Selbſtgeſpräche, wovon er und ſeine künftige Größe der Gegenſtand war. Ein luſtiger Vogel, der in einem benachbarten Garten auf einem Obſtbaume lauſchte, hatte dies bemerkt, und dachte darauf, wie er dem Einfaltspinſel einen Streich ſpielen wollte. Einſt kam er wieder nach ſeiner Gewohnheit in den Garten und rief, die Augen gen Himmel gerichtet: Du lieber Gott! was wirſt du doch noch aus mir machen? Jener ſchrie von ſeinem Baume herab: einen Hundsvott! und von den vier Gartenwänden ſchallte es wieder: einen Hundsvott! Dieſer, welcher nicht anders glaubte, als daß dieſe Stimme vom Himmel käme, erwiederte: Herr, dein Wille geſchehe!

Zwey Jahre hatte unſer Schluterius ſeinen Küſterdienſt verwaltet, als er auf einen Einfall gerieth, ſeine Bauern zu der längſt geſuchten und verſprochenen Zulage zu bewegen, der ſeinem erfinderiſchen Geiſte Ehre macht. Der Prediger

hatte

hatte es ihm auf sein Ansuchen frey gelassen, aus welchem Predigtbuche er wollte, der Gemeine beym sonntäglichen Gottesdienste etwas vorzulesen. Um seinen Zweck zu erreichen, nahm er die Abschiedspredigt eines gewissen Lassenius aus einer großen von ihm herausgegebenen Postille, worin dieser der christlichen Gemeine anzeigt, daß er vom Könige von Dännemark zum Konsistorialrath und Hofprediger daselbst berufen sey, welchem Ruf er auch der erkannten göttlichen Direktion, das ist, in die Sprache des Herzens übersetzt, der ansehnlichen Verbesserung und Ständeserhöhung wegen, gehorsamlich folgen werde. Diese Predigt las er von Wort zu Wort vor, und nahm sonderlich bey den Worten, worinn der erfolgte Ruf nach Dännemark angezeigt wird, eine solche Amtsmine und eine solche schlaue Geberde von Mitleiden und Bedaurung über die arme Gemeine, die er verlassen müßte, an, daß die Bauern, welches ohnehin die dummsten in der dortigen Gegend waren, nicht anders glauben konnten, als ihr Küster sey Hofprediger und Konsistorialrath geworden, und wolle nun von ihnen scheiden.

Er hatte noch obendrein, um die Rührung der Bauern über sein erdichtetes Abschiednehmen

zu

zu befördern, zwey Lieder gewählt, die sich vortreflich zu seinem Vorhaben schickten. Das erste war: Guter Hirte! willst du nicht deines Schäfleins dich erbarmen? ꝛc. und das andere: Lasset ab, ihr meine Lieben! Lasset ab von Traurigkeit. Durch dieses alles wurden die Eingeweide der Bauern und Bauerinnen, welche überlaut weinten, so sehr bewegt, daß nichts drüber gieng.

Nach geendigtem Gottesdienste versammelten sie sich, wie gewöhnlich auf dem Kirchhofe, und erwarteten voller Ungeduld ihren Küster. Der Schulze nahm das Wort, als er heraus kam, und bezeugte ihm im Namen der Gemeine ihre herzliche Theilnehmung an seinem Glücke und ihre Freude über seine wohlverdiente Beförderung, aber doch auch zugleich ihr innigstes Leidwesen, daß er von ihnen gehen und seinen bisher geleisteten Beystand in allen Angelegenheiten ihnen entziehen wolle. Er setzte hinzu, daß sie gern die verlangte Zulage und noch mehr, kurz alles, was in ihrem Vermögen stünde, ihm geben wollten, wenn er sich entschließen könnte, bey ihnen zu bleiben. Ist das euer Ernst, Kinder! sagte er, so kommt gleich mit mir zu Rathhause, und gebt mir's schriftlich, so will ich, blos, weil ich euch und eure Kinder sehr lieb habe, meine ansehnliche Vokation

wies

wieder zurückgeben und bey euch bleiben, so lange als Gott will. Die Bauern säumten nicht, ihrem Unterseelenhirten eine schriftliche Versicherung über die verlangte Zulage zu geben, welche er unverzüglich ins Konsistorium einsandte, und daselbst konfirmiren ließ. Der Prediger konnte, als er es erfuhr, sich nicht enthalten, über den Einfall des Küsters herzlich zu lachen, und er legte ihm diesmal, weil er sich bey des Predigers Frau sehr insinuiret hatte, keine Hinderniß in den Weg.

Das folgende Jahr kam seine Ehefrau abermals nieder, und gebar ihm eine junge Tochter, die er nach ihrer Großmutter Sybille nannte. Des vorigen Streichs, der ihm mit seinem Sohne Nikodemus begegnet war, eingedenk, schrieb er diesmal den Namen seines neugebornen Kindes mit großen Frakturbuchstaben auf einen großen Zettel und legte denselben vor den Augen des Predigers in die Agende, als es getauft werden sollte. Er gieng auch nicht von der Stelle, und da der Prediger die gewöhnliche Frage that: Wie soll das Kind heißen? antwortete er überlaut! Sybilla! Sybilla, Herr Gevatter! denn bey diesem Kinde hatte er des Predigers Frau zur Taufzeugin gebeten. Alles gieng glücklich von statten, ausser daß das Mägdlein gewaltig schrie, und nach

der

der Taufe noch viel unruhiger war, als vorher. Sie wird eine böse Frau werden, sagte die Frau Gevatterin Agneſe, und machte ein Kreuz über das Kind, welches eben hojante; ſie wird ihrem Manne einsmal viel zu ſchaffen machen. Dies gab zu einem erbaulichen Geſpräche zwiſchen der Frau Pfarrerin, die als eine böſe Frau verſchrien war, und zwiſchen der Frau Agneſe über die Vorbedeutungen und Ahndungen Gelegenheit, welches ſich endlich nach einigen eingeſtreuten Wirthſchafts- und Küchenbeobachtungen in der Hiſtorie von den Geſpenſtern, Unholden und Wechſelbälgen verlor, und durch die Einladung des Küſters, die Suppe nicht kalt werden zu laſſen, unterbrochen wurde. Der Prediger redete am meiſten bey Tiſche, und ließ die Weiberchen, die doch auch gern mitplaudern wollten, gar nicht zu Worte kommen. Er unterhielt die Geſellſchaft, wobey ſich auch ein alter ausgedienter Kriegsknecht und ein Student aus Jena, ein weitläuftiger Anverwandter des Küſters befand, mit ſeiner Kinderzucht, mit den Vortheilen bey der Bienenpflege, mit den Kautelen, die man bey der Wartung der Seidenwürmer in Acht zu nehmen hätte und mit der Schädlichkeit des Brandtweintrinkens unmittelbar nach Tiſche. Des letztern Punkts wegen erhob ſich ein Streit zwiſchen dem Prediger

und

und dem alten Soldaten, welcher behauptete, und ſich dabey auf ſeine eigene Erfahrung berief: daß der Brandtwein mit Maße getrunken, zu allen Zeiten geſund wäre, und daß er für einen ſchwachen Magen, der mit Blähungen und Kruditäten beſchwert wäre, oft herrlichere Wirkungen thäte, als viele Gläſer Wein. Er ſagt' es, und leerte in der Hitze des Streits vom herumgehenden Aquavit, der ihm lieblicher, als jemals zuroch, ein ganzes Bierglas aus. Der Student, der bey dieſem Streite ziemlich neutral geblieben war, brachte, um doch auch etwas dabey zu reden, die alte Wahrheit in Erinnerung, daß die Gewohnheit die andre Natur ſey, daß eine Sache, die dem einen wohl bekomme, den andern ſterbenskrank machen könne; daß nicht einerley Ding bey allen Menſchen und Völkern erlaubt oder unerlaubt, ſchädlich oder zuträglich ſey, und was ihm ſonſt aus der Leſung des Nepos und deſſen Vorrede, den er noch vor einem halben Jahre fleißig getrieben und überſetzt hatte, im Gedächtniſſe geblieben ſeyn mochte. Die Wöchnerin befand ſich durch die kräftigen Fleiſchbrühen und ausgeſuchten Leckerbiſſen, welche ihr die gnädige Herrſchaft aus G.. zuſchickte, ſo geſtärkt, daß ſie nach einigen Tagen ſchon das Bette verlaſſen und mit ihrem Wilibald (ſie nannte ihn gewöhn-

wöhnlich bey diesem Vornamen) auf der benachbarten Wiese lustwandeln konnte.

Ein Todesfall, welcher sich kurz nach der Niederkunft im Dorfe ereignete, machte den Wunsch nach einer andern Versorgung und Versetzung in eine bessere Gegend bey unserm Küster so rege, daß er wirklich alle Maschienen springen ließ, alle seine Gönnner und Fürsprecher aufwiegelte, um derselben theilhaftig zu werden. Der Richter oder Schulze im Dorfe, Matthias Votius, sein guter Freund und Gönner, starb an der Darmgicht, und wurde mit vielen Feyerlichkeiten begraben. Sein Schwiegersohn, ein junger, vierschrötiger Bauer aus einem benachbarten Dorfe wollte unserm Küster seine Gebühren unter dem Vorwande vorenthalten, daß er nicht die bestellten Lieder, sondern kürzere gesungen und in der Kirche nach der Leichenpredigt auf die Kollekte: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, nicht Hallelujah, sondern Kyrieeleison respondirt habe. Hierüber kam es erstlich zu einem heftigen Streit, und hernach zu einem blutigen Treffen, auf öffentlicher Straße, wobey unser Küster, wie man leicht denken kann, den Kürzeren zog. Der Bauer mußte zwar dafür, daß er sich an einem geistlichen Haupte zu vergreifen verdreistet hatte, acht Tagelang einkrie-

chen, und dem Küster nachher eine feyerliche Abbitte und Ehrenerklärung thun; allein dieser hatte doch einmal seine Schläge und seine Beschimpfung weg, und es schien, als wenn das Zutrauen und der Respect seiner Bauern auf einmal wegfallen wollte. Mit dem Herrn Pfarrer hatte er auch wieder wegen des Grases auf dem Kirchhofe, und wegen der auf den Kirchhofsbäumen wachsenden Maulbeeren Händel gehabt; er wollte dem Pfarrer nicht mehr den Priesterrock und die Bibel nachtragen, und dieser drohete ihn wegen der mit dem Bauer gehabten Schlägerey, wodurch sein Amt geschändet würde, vor dem geistlichen Gerichte zu verklagen; er gieng also in dieser Verlegenheit zu dem Edelmanne nach G., der noch immer sein und seiner Frau großer Gönner war, und klagte ihm seine Noth mit der ihm eigenen herzrührenden Beredsamkeit. Dieser versprach ihm allen gnädigen Beystand, schrieb auch sogleich an seine Verwandte nach Kummersdorf, und fragte an, ob sie nicht in der dortigen Gegend für seinen Klienten, den er nach allen Prädikamenten herausstrich, eine hübsche Stelle wüßten, es werde sie nicht gereuen, ihm fortgeholfen zu haben.

Der Brief kam zur glücklichen Stunde. Denn vor zwey Tagen war der Küster zu Kummersdorf

und

und Kostewitz mit Tode abgegangen, und der Schulmeister aus dem dritten zu dieser Parochie gehörigen Dorfe Paul Michelsen, hatte Hofnung, zu dieser erledigten Stelle zu gelangen. Der Gutsherr von Kummersdorf antwortete sogleich seinem Herrn Vetter: „Er solle ihm den Mann schicken, „wenn sie sich einander anstünden und seine Frau „umgänglich wäre, könne er sein Küster werden, „denn der seinige, eine gute, ehrliche Haut, sey vor „kurzem Todes verfahren." Auf erhaltene Nachricht machte sich unser Schlutcrius, dem der Vorschlag sehr annemlich schien, auf die Reise, kam am 16. des Märzmonats 1756 in Kummersdorf an, wurde von dem Besitzer des Guts sehr gnädig aufgenommen (denn er verstand das Hofiren und Kredenzen aus dem Grunde,) und that am folgenden Sonntage Judika mit allgemeinem Beyfall seine Probe. Der damalige Prediger des Orts, ein gewisser Stanzius, ein naher Anverwandter des rechtgläubigen Superintendenten, welcher so menschenfreundlich zu des Magister Sebaldus Nothankers *) Absetzung half, war nicht so recht mit unserm Küster zufrieden, denn er war ihm zu vornehm, hatte gar Manschetten vor, und mochte sich vielleicht bey dem Eintritt ins

*) S. das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker.

Pfarrhaus gegen sein geistliches Oberhaupt nicht tief genug gebückt haben. Es wurde aber von Seiten des Edelmanns auf die Einwendungen des Predigers keine Rücksicht genommen, sondern unser Schlüterius erhielt noch vor seiner Abreise die Vokation zum Küster- und Schulmeisteramte in Kummersdorf und Kostewitz, und wurde mit einem Briefe sein Examen und übrigen Ceremonien betreffend an den benachbarten Superintendenten geschickt, welcher, weil er eben ein Kränzchen hatte, unsern Küster in Betracht seines bereits geführten geistlichen Amts ganz kurz abfertigte, und ihm nach Empfang eines kleinen Honorariums seinen Segen mit auf die Reise gab.

Nach so guten Verrichtungen trat er den Rückzug in seine Heimat mit vieler Gemüthsheiterkeit an, und zwar zu Fuße, theils, um die Kosten, welche ihm doch nachher vergütet wurden, zu ersparen, theils zur Beförderung seiner Gesundheit, denn er war seit einiger Zeit von vielem Sitzen etwas Hypochondrisch geworden, und klagte mit unter, über hämorrhoidalische Zufälle. Er nahm sich Zeit zu seiner Reise, sprach fast auf jedem Dorfe, wo ihm sein Weg durchführte, bey seinen Herren Amtsbrüdern ein, welche ihm sämmtlich mit der größten Hochachtung begegneten, und über

seine Beförderung nach Kummersdorf große Freude bezeugten. Einer derselben, Meister Leopold zu Lamprechtshagen, ein überaus lustiger und geselliger Mann, der sich durch Sitten und gutes Hausgeräth von den übrigen merklich auszeichnete, setzte ihm, ohne es zu wissen, zum Abendbrod sein Leibgericht Bücklinge mit Eyer vor, und das ließ er sich so wohl schmecken, daß er den folgenden Tag über Magendrücken klagen, und seine Tagereise etwas abkürzen mußte. Bey einem andern Amtsbruder, den er auch auf dieser Reise grüßte, kam er schlechter weg. Dieser hatte zum Unglück in seinem ganzen Hause nichts zu beissen noch zu brechen, und im ganzen Dorfe war weder Bier noch Brandtewein zu bekommen. Er mußte also mit einem Cichorienkaffee verliebnehmen, und sahe sich genöthiget, weil der Mann sehr enge logirt war, eine Meile weiter zu wandern. Gegen die Nacht bekam er von diesem Cichorienkaffee eine erschreckliche Diarrhee, welche ihn sehr beunruhigte, aber doch auch seinen Magen wieder reinigte, und ihn in der Ueberzeugung von der Wahrheit bestärkte, daß ein jedes Ding in der Welt seine gute Seite habe, und daß es sehr gut sey, sich an alles zu gewöhnen, um alles ertragen und verliebnehmen zu können.

Hin und wieder, wo er unterweges einsprach, gab er sich für einen Junggesellen, (das ist für eine unverehelichte Mannsperson) aus, und das that er am meisten in solchen Häusern, wo er merkte, daß es erwachsene Töchter oder junge Wittwen gab. Denn viele von diesen Ehestandskandidaten meynten an ihm einen Freyer zu finden, und bewirtheten ihn aufs Beste. Eine junge Schulmeisterswittwe, die er zwey Meilen disseits seiner Vaterstadt antraf, und bey welcher er ebenfalls einkehrte, machte ihm am meisten zu schaffen. Kein Edelmann hätte sich schämen dürfen, sie zur Ehe zu haben, so artig, reizend und schön war sie. Gegen Abend (denn er war schon zu Mittage eingetroffen) machte er eine Grimasse, als ob er aufbrechen wollte; allein die Frau Amtsschwester war viel zu höflich und menschenfreundlich gesinnet, als daß sie den Herrn Konfrater gegen die Nacht hätte sollen wandern lassen. Sie nöthigte ihn dazubleiben, und er blieb ohne alle Umstände. Eine gute Biersuppe, ein Spargelgericht und gesottene Eyer wurden zum Abendessen aufgetischt, und von unserm Schluterius mit großem Appetit verzehret. Er hatte indeß in seiner gefälligen Wirthin ein Feuer angezündet, welches seinen scharfsichtigen Augen nicht verborgen bleiben konnte. Durch die Lesung des gehörnten Siegfrieds, der schönen Magde-

lone,

lone, und des Buchs über die Ehe, welches seine Beschäftigung in den langen Winterabenden zu seyn pflegte, war sein Gewissen in der Peripherie merklich weiter geworden. Er mochte auch wol einige Bröckelchen vom Naturrechte aufgefangen haben, und gieng in seiner Philosophie, die er aber wohlbedächtig für sich behielt, und nur gegen verständige und gleichgesinnte Personen bisweilen äußerte so weit, daß er meynte: der genauere Umgang mit dem andern Geschlechte könne nur in soweit Sünde und Gott mißfällig seyn, als jemand dadurch wirklich beleidigt und in seinem Wohlstande zurückgesetzt würde, und was die Schrift darüber erkläre und für Strafen darüber ausspreche, sey nur von dem Mißbrauche der Geschlechtsfähigkeiten, wodurch alle Kräfte erschöpft, und alle gute Neigungen erstickt würden, und von der öfteren Wiederholung der fleischlichen Vermischung mit solchen Kreaturen, die davon Profeßion machten und davon lebten, zu verstehen. Nach diesen Grundsätzen, die freylich höchst irrig und für einen Küster sehr licentiös waren, kann man nun leicht vermuthen, er werde seiner jungen Wirthin die Zeit nicht mit ascetischen Uebungen, nicht mit Erzählungen vom Wetter- und Hagelschaden, sondern auf eine andere ihr erwünschtere und ihrem Wittwenstande, wovon die Enthaltsamkeit das erste Acci-

denz

denz ist, angemessenere Art vertrieben haben. Und so ists. Er bedauerte es in seinem Herzen, daß er nicht noch ledig wäre, denn die junge Wittwe hatte ein ziemliches Vermögen, und blieb noch am folgenden Tage bis zu Mittage da, half ihr noch die Verdauung befördern, und setzte seinen Weg nach vielen süßen Umarmungen mit der Versicherung fort, daß er sie bald wieder besuchen wolle.

Als er nahe an seine Vaterstadt kam, begegnete ihm eine Zigeunerin, welche ihm für einen haaren Groschen viel unerwartete Erdenfreuden weissagte. Du wirst viel Glück haben, blanker Bruder! sagte sie, fürnemlich mit dem Frauenzimmer. Kann wohl seyn, sagte unser Mann lächelnd, indem er an die gestrige Nacht und an die heutigen Verdauungsstunden dachte, warf ihr noch ein paar Dreyer hin und trabte fort.

Abends um acht Uhr kam er endlich in seinem Dorfe an. Sein Rosinchen machte ihm ein saueres Gesicht, und wollte ihm nicht einmal ein Mäulchen geben, denn sie war über sein langes Aussenbleiben böse; es mochte sie auch wohl gar von dem Vorfalle mit der Schulmeisterwittwe etwas ahnden, denn sie war schlau, und er hatte von seinen licentiösen Grundsätzen bey Hochzeiten und Kindtaufen

je-

jezuweilen etwas durchschimmern lassen. Doch vor dem Bettsprunge vertrugen sie sich wieder; er legte ihr solche triftige Ursachen seines längeren Aufenthalts auf der Reise vor, daß sie nichts dawider einwenden konnte. Die Freude über seine bessere Versorgung, und über den Zusatz von Ehre und Ansehen, dem er entgegeneilte, wirkte in den beyden Eheleuten so stark, daß in dieser Nacht der Grund zu dem dritten Sohne, den sie bald nach seinem Anzuge in Kummersdorf zur Welt brachte, gelegt wurde.

Sein bisheriger Prediger starb noch vor seinem Abzuge an der Brustwassersucht. Derjenige, welcher an seiner Stelle kam, ein junges Herrchen von zwey und zwanzig Jahren, der bey einer adelichen Dame in der Nachbarschaft Informator und Vorleser gewesen war, quälte unsern Küster mit den längsten und schwersten Liedern, die er in dem Gesangbuche finden konnte, und fertigte ihn, wenn er Amtswegen zu ihm kam, allemal vor der Hausthüre ab, denn er hatte sich in dem adelichen Hause das Vornehmthun angewöhnt, und heyrathete auch bald nachher ein adeliches Fräulein. Diese Begegnung verdroß unsern Küster so sehr, daß er sich eine Zeitlang krank stellte, um gar nichts mehr mit dem Geistlichen zu schaffen zu haben,

und

und daß er noch vier Wochen früher, als er es nöthig hatte, von seinem bisherigen Küsterthume abzog. Viele aus der Gemeine begleiteten ihn eine Meile Weges, und nach vielem treuherzigen Händedrücken schieden sie in dem besten Vernehmen auseinander.

Wir sind nun bis auf denjenigen Abschnitt in der Lebensgeschichte unsers Wilibalds fortgerückt, der unter allen der Interessanteste und Fruchtbarste ist, weil mit demselben in seinem Aeußerlichen, in seinem Hauswesen, in seinem Anzuge, und selbst in seinen moralischen Grundsätzen eine große Veränderung vorgieng, und weil wir hier Gelegenheit haben werden, manche erbauliche und unterhaltende Beobachtungen, die entweder seine Amtsführung oder seinen Charakter oder sein Verhalten im gemeinen Leben und bey der Erziehung der Kinder betreffen, und die sich auf unsre eigene Erfahrung gründen, mitzutheilen. Wir haben auch die Beschreibung seiner Person und seiner Kleidung, die ebenfalls etwas charakterisches hatte; bis auf diesen Abschnitt seines Lebens aufgespart, weil er nun die männlichen Jahre erreicht hatte, und sich gerade hier, wo er oft Zuspruch aus der nahegelegenen Hauptstadt, und seiner Nettigkeit wegen viel Neider hatte, in seiner ganzen Größe zeigte.

Mein

Mein Held trug eine groſse weiſse Halskrauſe, die unter dem hagern, etwas zugeſpitzten Kinn in wellenförmiger Geſtalt bis auf den Gürtel herabhing, eine graue ins gelbliche fallende buchsbäumerne Perücke, die nur alle hohe Feſttage gepudert und ausgekämmt wurde, einen vielfaltigten Mantel, den er ganz zierlich in dem linken Arm zu tragen wuſste, und einen groſsen breiten Schiffhuth mit zwey Krempen; gröſser und breiter hat ihn nie einer der rechtgläubigſten Paſtore getragen, die in Hammoniens Gefilden mit donnernder Stimme vom Schweigen Gottes predigen, indeſs ſie ſelbſt unaufhörlich von Ketzereyen, und was dem ähnlich iſt, plappern, und in ihrem ganzen Verhalten auch nicht ein Quentchen von Gottes ſchonender Langmuth hervorblicken laſſen. Eine kurze aſchgraue Jacke, welche eine ehrenwerthe Reliquie von ſeines Groſsvaters Bräutigamsrocke war, und eine Pelzmütze, die ihm der verſtorbene Richter zu T. Matthias Votius geſchenkt hatte, war ſeine Tracht, wenn er zu Hauſe war, und wenn er Schule hielt. Er hatte bey einem Koche in Berlin unentgeldlich die Tranchirkunſt gelernt, und hier fand er reichliche Gelegenheit, mit ſeinem Talente zu wuchern. Denn gleich an dem Sonntage, da er ſein Amt in Kummersdorf mit einer wohlgeſetzten Kirchenmuſik antrat,

trat, war eine Hochzeit in Kostewitz, wo er sich durch sein künstliches und jedermann befriedigendes Vorschneiden das Zutrauen aller Bauern erwarb, welche von dieser Geschicklichkeit auf seine anderweitigen größeren Geschicklichkeiten einen sehr richtigen Schluß machten. Auch der Prediger des Orts, für den er immer die besten Bissen zurücklegte, war mit dieser ersten Probe seiner neuen Amtsführung sehr gut zufrieden, und seitdem wurde er oft zum Zeitvertreibe auf eine Pfeife Taback in die Pfarre hinüber genöthiget, wovon er aber, wie es sich nachher ausweisen wird, in der Folge einen übeln Gebrauch machte.

Da in dem Filiale Kostewitz nach alter Gewohnheit ein besonderer Schulmeister war, welcher nicht allein dort Schule halten, sondern auch zum erstenmale in die Kirche läuten, den Klingelsack herumtragen, und den nachmittäglichen Gottesdienst besorgen mußte, so gerieth unser Schulterius mit diesen seinem untergeordneten Kollegen wegen des Schreibens und Austragens der Gevatterbriefe, welches Letzterer sich zueignen wollte, in Zänkerey. Die Filialisten hielten die Parthie ihres Schulmeisters, und es gab deswegen, wenn ja ein räudiges Schaaf, welches dem Küster beylegen wollte, darunter war, bey ihren Zusammenkünf-

künften in der Schenke manche Stöße. Der alte Gutsbeſitzer und Kirchenpatron in Kummersdorf wollte dem Küſter wohl, und ſein Neffe, der nach ihm die Regierung antreten ſollte, wollte dem Schulmeiſter gern etwas zuſchanzen, weil er ihm in vielen Stücken behülflich war. Die Sache kam endlich vor den Prediger als die erſte Inſtanz, welcher, nachdem er zuvor die Geſinnung des regierenden Herrn, der ihn beſtändig zur Tafel zog, erforſcht hatte, den Streit dahin entſchied, daß, ſo wenig der Küſter von den Gebühren, die er fürs Aufgebot bekäme, oder von dem Opfer bey Trauungen etwas verlangen könnte, eben ſo wenig auch der Schulmeiſter die Sporteln der Gevatterbriefe ſich zuzueignen berechtigt ſey; daß es indeſſen dem Küſter frey ſtehe, wenn er zuweilen ſich ſeines Rechts begeben, und ihm von dergleichen Accidenzien etwas zukommen laſſen wolle. Zu dem Letzteren konnte ſich aber Wilibald nicht bequemen, denn er war von Natur etwas mißgünſtig, und dieſe Mißgunſt, womit gemeiniglich Geiz und Habſucht verbunden iſt, äußerte ſich immer mehr bey dem Anwachs ſeiner Familie.

Einige Monathe war er Küſter zu Kummersdorf geweſen, als ihn ſeine Ehefrau abermals mit einem jungen Sohne beſchenkte welchen er, weil

er

er auf diesen seine meiste Hofnung gründete, Benjamin Noah nannte. Denn Nikodemus wollte alles angewandten Fleißes und aller Schläge ungeachtet nichts von dem allen lernen, was man braucht, um in der Welt mehr als Bauer zu seyn. Er war schon acht Jahr alt, und konnte noch nicht das Vaterunser. In der Erde wühlen, Pferden und Ochsen nachlaufen, Aehren ausziehen u. s. w. das war seine größte Freude. Der Vater nannte ihn daher auch nicht anders als seinen ausgearteten Sohn und brachte ihn endlich, da er noch ein paar Jahr älter, und alle Hofnung, ihm etwas beyzubringen, verloren war, bey einem Bauer in Diensten, welcher ihm den Namen Dems gab. Benjamin Noah hingegen zeigte sich gleich von dem Tage seiner Geburt an, als ein Kind guter Hofnung. Eben das schelmische Lächeln, eben das bedeutende Niesen, eben die Bewegung des Mundes, als Pastor Stauzius über ihn den Exorcismus sprach, welches man ehedem bey seinem Vater bemerkte, zog auch bey ihm die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich. Zwar war sein Kopf von keiner sonderlichen Größe, er war aber dem ganzen Leibe nach länger und schwerer, als andere neugeborne Kinder zu seyn pflegen. Dies merkte insonderheit Pastor Stauzius, als er ihn taufen wollte. Er wog ihn gleichsam in beyden Händen, und sagte zu seinem Vater:

Herr

Herr Gevatter! Höre er nur an! Das wird ein tüchtiger Junge werden, da kann er was draus ziehen. Gott behüts! sagt. die Frau Gevatterin. Merten gab dem Kinde ein Mäulchen, und weinte vor Freude. Der Küster gab einen herrlichen Schmaus nach der Taufe, wobey viele Standespersonen aus der benachbarten Stadt P., welche diese ländliche Gegend öfters besuchten, zugegen waren. Diesmal mußte der Herr Prediger, der zugleich Gevatter war, das Tranchiren und Vorlegen übernehmen, der sich selbst sehr gut, (denn sein geräumiger Körper konnte viel einnehmen,) die übrigen Gäste aber nur stiefmütterlich versorgte, und beynahe das Gebet vor Tische vergessen hätte, wofern er nicht durch das Räuspern des Küsters und durch das Händefalten der Anwesenden daran erinnert worden wäre. Köstlicher war nie in der Küsterwohnung geschmaußt, und reichlicher nie getrunken worden, als an diesem Tage, den die Sonne mit ihren wohlthätigen Blicken bestrahlte, und dem ein herrlicher Abend voller erquickenden Frühlingsdüfte folgte, von welchem der Herr Pastor Gelegenheit nahm, die Gesellschaft mit erbaulichen Betrachtungen über das paradiesische Zeitalter und über die mancherley Mondsveränderungen und deren Einflüsse zu unterhalten.

In dem Filiale Kostewitz fielen in dem ersten Jahre der Amtsführung unsers Küsters zehn Hochzeiten und über dreyßig Taufen vor, welches ein großes Aufsehen unter den Bauern machte, denn die ältesten Leute konnten sich ein solches fruchtbares Jahr erlebt zu haben, nicht erinnern, und die meisten glaubten, daß ihr neuer Küster diese Fruchtbarkeit mitgebracht hätte, wodurch denn sein Ansehen und sein Zutrauen bey der Gemeine, sonderlich bey dem weiblichen Theile derselben, dem in dieser Gegend an der Bevölkerung alles gelegen war, merklich zunahm. Sein Beutel befand sich auch ganz wohl dabey, denn er hatte in seiner vorigen Stelle oft in zwey Jahren nicht so viel eingenommen, als er hier in einem Vierteljahre Accidenzien hatte. Es blieb auch nicht bey den Accidenzien. Die Bauerweiber, in deren Hause oder Verwandtschaft dergleichen Feyerlichkeiten vorfielen, bereicherten seine Küche mit Federvieh, mit Schinken und allerley Viktualien, weshalb er von der Frau Pastorin, einer überaus geizigen und selbstsüchtigen Frau, der dies nicht verborgen bleiben konnte, gewaltig beneidet, auch bisweilen mit empfindlichen Stichelreden, die er selten unbeantwortet ließ, heimgesucht wurde.

In dem Dorfe Kummersdorf war dagegen deſtoweniger zu holen. Seit vielen Jahren war daſelbſt kein Begräbniß, keine Hochzeit, keine Taufe vorgefallen. Die Einwohner waren alte, eiſerne Leute, die zum Theil im dreyßigjährigen Kriege gedient hatten, und ein Schrecken der Schweden geweſen waren. Das Dorf Kummersdorf lag ſehr hoch, nahe an einem großen Fluſſe, und die Luft war daſelbſt überaus heiter, welches zur Geſundheit und zum längern Leben der Einwohner nicht wenig beytrug. Eine alte Frau lebte daſelbſt, des einen Bauers, Görgen Mahnkopfs Großmutter, welche bereits das acht und neunzigſte Jahr zurückgelegt hatte, die zugleich Sybille und Rathgeberin des Dorfs war. Sie prophezeite unter andern den ſiebenjährigen Krieg und das große Manöuvre, welches der Landesherr vor zehn Jahren daſelbſt halten ließ; aß und trank wenig, und ſagte, wenn ſie über die künftigen Schickſale des Dörfchens befragt wurde, voraus: daß Kummersdorf noch vor dem Ende dieſes Jahrhunderts eine anſehnliche Stadt werden, und daß ein Sohn von des Herrn Paſtor Stauzius Nachfolger, der vornehmſte Geiſtliche darinn ſeyn würde. In jüngern Jahren hatte ſie das Amt einer Wehmutter in der umliegenden Gegend verwaltet, und ob ſie gleich jezt nicht mehr zu den Verrichtungen deſſelben geſchickt

war, (denn ihre Augen waren für Alter trübe worden), so mochte sie doch gern dabey seyn, wenn eine Frau aus der Gemeine oder in der Nachbarschaft niederkam; sie stellte sogleich den neugebornen Kindern ihr Prognostikon, und ihr Rath und ihr Ausspruch galt, wie ein Orakel. Auf den Herrn Pastor Stauzius war sie nicht gut zu sprechen, theils, weil er sie bey der Niederkunft seiner Frau übergangen hatte, theils, weil er sich bisweilen die Freyheit nahm, in ihre Orakelsprüche ein Mißtrauen zu setzen, auch wohl gar (geiseiniglich am zweyten Adventssonntage) von der Thorheit menschlicher Vorhersagungen, und von der Strafbarkeit derer, die darauf achten, predigte. Auf einigen benachbarten Dörfern wurde sie gar für eine Hexe gehalten, denn sie hatte sehr rothe Augen, und man sahe sie öfters auf den Kreuzwegen hin und her wandeln, daher sich ein jeder sorgfältig in Acht nahm, sie zu beleidigen. Pastor Stauzius meynte, als ihm dies Gerücht zu Ohren kam, sie habe so etwas Gefährliches in ihren Augen, woraus man schließen möchte: sie werde keines natürlichen Todes sterben. Hierinn hatte der gute Mann unrecht. Denn sie ist unter seinem Nachfolger im Amte ganz ruhig und christlich gestorben, und mit einer Abdankung beerdigt worden.

Dieſer Wilibald war ſo geſund, wie ein Fiſch, und ſein Roſinchen nicht minder. Sein Amt ward ihm nicht ſauer — — alle Kräfte behielt er alſo beyſammen — — an Sonn- und Feſttagen wurde er von der hochadelichen Tafel geſpeiſet — — wie konnte es anders kommen, als daß das öftere Begehen *) beyder Eheleute, die Erhaltung des Hausfriedens, und die Vermehrung der kleinen Familie eine Folge jener Behaglichkeit ſeyn mußte. Kaum war ein Jahr ſeit Benjamins Geburt verſtrichen, ſo brachte die Frau Küſterin ſchon wieder eine Tochter zur Welt, welche ihr ganzes Ebenbild war, (denn ſie hatte, wie die Mutter, ein Grübchen im Kinn, und pechſchwarze Augen,) und in der Taufe die Namen Margarethe Wilhelmine erhielt. Den letzteren Namen bekam ſie von einem adelichen Fräulein von C., welches ſie über die Taufe hielt. Dieſes Mädchen war ſehr fromm, man hörte es ſelten ſchreyen, und daraus muthmaßte ein jeder, es werde einſt einem Geiſtlichen zu Theil werden. Diesmal gab der Küſter keinen Schmaus, denn er hatte ſich mit dem Herrn Paſtor wegen einer

*) Dieſer Ausdruck iſt eine ſogenannte idea prægnans. Bald bedeutet es den ehelichen Beyſchlaf, bald die Verträglichkeit der Ehegatten untereinander. Hier iſt es in dem erſten Sinne genommen.

dem Küſter zugehörigen Gans, die im Pfarrgarten gegraſet hatte, verunreinigt, und den hätte er doch mit zur Tafel ziehen müſſen. Seit dieſem Vorfall war zwiſchen Prediger und Küſter beſtändig Krieg; einer verdammte und verunglimpfte den andern; jeder nahm einen beſondern Weg, wenn ſie aufs Filial giengen; wenn der Herr Paſtor fuhr, mußte der Küſter, den er ſonſt immer mitgenommen hatte, hinter drein traben, und ſie waren widereinander ſo aufgebracht, daß ſie ſich auch die Luft nicht gönneten, und ſich wechſelweiſe bey dem gnädigen Herrn verklagten. Der Küſter hatte dasjenige, was der Prediger ehedem, da er ihn noch zu ſich auf die Pfarre kommen ließ, über das freye Verhalten und über die Oekonomie des Edelmanns in vertraulichen Geſprächen ihm eröfnet hatte, vermuthlich mit beleidigenden und erbitternden Zuſätzen, dem Edelmann hinterbracht, wodurch dieſer in Feuer und Flammen gerieth, und den Prediger in ſolchen harten Ausdrücken zur Rede ſtellte, daß dieſer ihm ſeinen Ornat hinzuwerfen, und ſein Amt augenblicklich aufzugeben im Begriff war. Dies war nun freilich ein hämiſcher Streich von Seiten unſers Küſters, den man ihm in frühern Jahren nicht zugetraut hätte, und ein Beweis, daß ſein Charakter, der ſich anfangs ſo gut anließ, ſchon

ver-

verdorben war. Wir können uns nicht enthalten, bey dieſer Gelegenheit die Anmerkung zu machen, daß jener Prediger, ein großer Herr S. ſehr Recht hatte, der ſich nur drey Dinge in ſeinem Leben wünſchte: einen guten Küſter, einen guten Kollegen, und eine gute Frau; und daß es eine Hauptregel und Klugheitslehre für jeden Prediger iſt, ſich mit ihrem Küſter und andern untergeordneten Kirchenbedienten niemals in große Vertraulichkeit einzulaſſen, und ihnen nicht zu viel durch die Finger zu ſehen, weil die Anzahl der Undankbaren, der Heimtückiſchen und Schlechtdenkenden ſonderlich unter den Küſtern auf dem Lande, denen es oft an aller Erziehung fehlt, in dieſem Stande gröſſer iſt, als man es vermuthen ſollte.

Einſt ſpielte er ſeinem Herrn Pfarrer einen luſtigen Streich, worüber er ihm gleichwohl, ſo ſehr er ſich auch drob eiferte, nichts anhaben konnte. Es war an dieſem Orte gewöhnlich, bey allen wichtigen Vorfällen, ſonderlich bey Schwangerſchaften, Eheſtiftungen, Entbindungen, Todesfällen u. ſ. w. Fürbitten und Dankſagungen thun zu laſſen, die der Paſtor nach Maßgabe des Geldes, welches dafür gezahlt wurde, kurz oder lang, mehr oder minder kräftig einrichtete. Einige galten zwey, andere viere, manche auch acht Groſchen.

ſchen. Eine Fürbitte oder Dankſagung für acht Groſchen währte zehn Minuten, und wurde gemeiniglich mit der Formel: Er erhöre uns, und laſſe unſer Gebet und Flehen zu ſeinem Throne dringen! beſchloſſen. Der Küſter war gewohnt, vielleicht auch von ſeinem Prediger dazu angewieſen, das Quantum des Geldes, welches für die Dankſagung oder Fürbitte entrichtet wurde, auf dem Zettel, worauf ſie geſchrieben war, zu bemerken, der ihm oft erſt, wenn er ſchon auf der Kanzel ſtund, gebracht wurde. Einſt war eine chriſtliche Dankſagung für einen Groſchen beſtellt. Der Küſter ſetzte aber auf den Zettel acht Groſchen, und auf dieſe Anzeige richtete der Prediger ſein Formular nach einem großen und ceremoniöſen Präludium ſo tröſtlich und umſtändlich ein, daß der Bauer, dem dies angieng, ſich wunderte, für ſo wenig Geld ſo viel Gewünſchtes zu erhalten. Nicht weniger wunderte ſich der Prediger, da er bey ſeiner Zuhauſekunft nicht mehr als einen Groſchen fand. Er ließ den Küſter rufen, und ſtellte ihn zur Rede. Dieſer entſchuldigte ſich damit: es ſey ein Mißverſtändniß; der Bauer ſey anfänglich willens geweſen, eine Dankſagung für acht Groſchen zu nehmen, habe es auch ſo bey ihm beſtellt, er ſey aber hernach umgeſtimmt worden, dafür könne er nicht. Und durch dergleichen Neckereyen wiegelte er den Paſter

ſtor immer mehr wider ſich auf, der an ſeinem Theile keine Gelegenheit vorbey ließ, ihm ſeinen Unwillen empfinden zu laſſen.

Er bat Gott alle Tage in ſeinem Morgen- und Abendgebet: er möchte ihn von dem wunderlichen Prediger, der ihm das Leben ſo ſauer machte, erlöſen. Lange bat er vergeblich, denn Stanzius hatte einen geſunden, feſten Körper, und befand ſich in Kummersdorf ſo wohl, hatte vom eigenen Ackerbau ſo viel Genuß, daß er ſich nicht wegſehnte. Endlich gefiel es dem Himmel, unſern ſeufzenden Küſter aus dem Joche, worunter er ſchmachtete, auszuſpannen, und ſeinen Dränger in eine andere Gegend zu verſetzen. Stanzius erhielt einen Ruf nach Schilde. Der Edelmann wollte ihn gern los ſeyn, und rieth aus allen Kräften dazu. Er ſelbſt zweifelte nicht an der Göttlichkeit des Rufs, ob ihn gleich die Gemeine zu Schilde nicht haben wollte; es koſtete ihn einigen Kampf, ſeinen bisherigen Wohlſtand, worauf er bey allen ſeinen Amtsverrichtungen am meiſten Rückſicht nahm, zu verläugnen; doch behielt die Sehnſucht ſeiner Ehegattin, eine Stadtpredigersfrau zu werden, und die erkannte, einleuchtende Göttlichkeit des erhaltenen Rufs nach Schilde, endlich die Oberhand über alle Einwendungen und

Zwei-

Zweifel; er trennte ſich, obgleich ſehr ungern von ſeinem Elemente, dem Ackerbau, und gieng aus ſeinem ländlichen Aufenthalte in einen größeren Wirkungkreis über, wo er noch dem Vernehmen nach im Segen arbeitet, und wo ihm alle natürlichen Verrichtungen eben ſo glücklich, als auf dem Lande, von Statten gehen; woraus viele ſchließen, er werde noch einſt Konſiſtorialrath werden.

Die Bauern verloren ihn nicht gern, denn ſie betrachteten ihn wie einen aus ihrem Mittel, weil er ſehr gemein war, weil er ſich außer dem Amte in ſeiner Tracht wenig von der ihrigen unterſchied, und weil er ſich oft zu den Geſchäften des Ackerbaus, auch zu den niedrigſten deſſelben herabgelaſſen und trotz einem Ackerknechte gearbeitet hatte. Dadurch hatte er nun die Bauern ſo verwöhnt, daß ſie große Augen machten, und des Verwunderns und Forſchens kein Ende war, als ſie ſeinen Nachfolger ſehr ſelten auf dem Felde und bey dem Miſtladen, ſondern nur immer in der Stube bey den Büchern ſtecken ſahn. Ich weiß, daß es Leute geben wird, welche dies Betragen des Paſtor Stauzius gut heiſſen werden und ſagen: Das war doch noch ein Mann, der ſich ſeiner Wirthſchaft annahm, er fand Vergnügen an dieſen Geſchäften, wer kanns ihm verübeln? Darauf antworte ich:

es mag immer seyn, daß die Sache an sich selbst so unanständig nicht ist, allein es kann doch nicht geläugnet werden, daß das Amt und die Würde eines Predigers darunter leidet und bey andern dadurch verächtlich wird, wenn er anstatt der Bibel und Konkordanz, Hacke und Mistgabel und Pflugschaar in die Hand nimmt, und statt das Gesinde in seinem Hause im Christenthum zu unterrichten, auf öffentlichem Felde vor den heimtückischen Knechten und horchenden Bauern Ackerlektionen hält, die von jenen verachtet oder vergessen, von diesen verspottet werden. Dergleichen Verhalten, wobey oft ein schändlicher Geiz und eine unverzeihliche Kargheit konkurrirt, verdient allerdings Satyre und Zurechtweisung, und ich kann's dem Herrn Doktor Teller in Zeitz gar nicht verargen, daß er diese Art der priesterlichen Thorheit in der Vignette, die vor dem 2. Bande seiner Anekdoten für Prediger und Priester mit der Unterschrift steht: discit arare, lächerlich gemacht hat. Stauzius hielt endlich, nachdem er sein meistes Hausgeräth schon voran geschickt, und in Schilde bereits Platz genommen hatte, seine Abschiedspredigt am dritten Sonntage des Advents über den Text aus Apostelgeschichte K. 20, V. 22. „Ich fahre hin gen „Jerusalem, weiß nicht was mir daselbst be„gegnen wird." Er hatte während dieser Predigt

digt Todesahndungen, die er auch seiner lieben Gemeine nicht verheelte. „Ich glaube, Kinder! „sagte er, da ich nun von euch ziehe, ich werde „bald sterben! diese Veränderung wird mir das „Leben verkürzen, und wenn ihr hört, daß ich „todt bin, so beklagt mich nur nicht, denn die „Reihe kommt an uns alle, sie kommt auch an euch, „sie kommt auch an meinen jungen Nachfolger im „Amte, u[illegible]s ist der alte Bund: Mensch, du „mußt sterben!“ Wie wir zu diesem Predigtfragment des Herrn Stauzius gekommen sind, darüber wird sich vielleicht mancher unserer Leser verwundern. Wie anders, als aus der Relation unsers Küsters Schluterius, der ausser vielen andern Gaben ein herrliches Gedächtniß besaß? Gern hätten wir mehr solcher Fragmente, als Proben von der Beredsamkeit oder vielmehr von der Popularität des Herrn Pastor Stauzius mitgetheilet, wenn von dieser Abschiedspredigt ein schriftlicher oder gedruckter Aufsatz vorhanden wäre. Allein er schreib seine Predigten niemals auf, weil seine Zeit, die, wie wir oben gesehen haben, er vorzüglich auf Ackergeschäfte verwandte, sehr eingeschränkt war, und predigte beständig aus dem Stegereif und aus der Fülle des Herzens. Tavtologien, müßige Exclamationen und leere Wiederholungen waren freilich bey dieser Art des Vortrags,

trags, der auf dem Lande leider nur allzugemein ist, unvermeidlich, aber die Bauern nahmen's nicht so genau, gähnten und schliefen um die Wette, und bildeten sich ein, weil ihr Lehrer viel körperliche Beredsamkeit besaß, und an ihm, wie ein gewisser vornehmer Mann sich ausdrückt, alles, auch der kleinste Falten im Mantel und die kleinste Locke in der genähten Perücke predigte, einen Chrysostomus zum Prediger zu haben.

Die Frau Pastorin blieb noch eine Zeitlang auf der Pfarre, ließ das vorräthige Getreyde ausdreschen, suchte alle Spähne und Holzreliquien, die aus zerbrochenen Rädern und dergleichen entstanden waren, aus den verborgenen Winkeln zusammen, verkaufte das vorhandene Brennholz, welches gleichwohl nicht ihr, sondern der Pfarre gehörte, für einen civilen Preis an den Küster, wollte auch gern den Mist, der auf dem Hofe lag, verhandeln, konnte aber dazu keinen anständigen Käufer finden, und sorgte endlich dafür, daß bey ihrem gänzlichen Abzuge nach Schilde, der mit vieler Feyerlichkeit nach gehaltener Generalversammlung und Bewirthung der Bauerweiber geschahe, auch nicht ein Nagel oder Strohhalm in der Pfarrwohnung blieb, damit der neue Prediger alles fein ordentlich und reinlich finden, und

bey

bey der Aufrichtung seines Hausgeräths und seiner Bibliothek durch nichts gehindert werden möchte.

Niemand war über den erfolgten Abzug des Pastor Stauzius so froh, und niemand hatte denselben so sehnlich herbeygewünscht, als unser Schluterius. Vorher war er immer murrköpfisch und schwermüthig; er gieng oft in tiefen Gedanken; es war ihm bald hie, bald da nicht recht. Nun aber lebte er auf, der Toback schmeckte ihm wieder, auch die Lüste des Fleisches regten sich bey ihm aufs neue. Er umarmte nicht allein in derselbigen Nacht, da Stauzius abgezogen war, seine Rosine auf das zärtlichste, sondern schrieb auch des folgenden Tages an die junge Schulmeisterwittwe diesseits T., die noch immer wegen eines gewissen Eigensinns unverheyrathet war, folgenden Liebesbrief:

Mein herzallerliebstes Seelenminchen!

„Gottlob! nun hab' ich wieder Lust. Ists „doch, als wenn mir ein Stein vom Herzen wäre. „Unser alter Pastor, der mich so sehr gequält, und, „wie ich Dir ohnlängst geschrieben, unser geheimes

„Ein-

„Einverständniß unter den Bauern ausposaunt hat,
„ist glücklich fort. Mit Sack und Pack ist er gestern
„nach Schilde gezogen. Mag er doch da seine üble
„Laune und sein gebieterisches Wesen auslassen.
„Wer weiß, ob ihm andere so viel nachgeben, und
„so um den Bart gehen werden, wie ich gethan
„habe. Der neue Prediger heißt Brephobius
„ein rechter gelehrter Name! ist aber noch nicht
„angezogen. Ich bin indeß Haus- und Siegel-
„verwahrer, und bestellter Interimsaufseher in
„allen gottesdienstlichen und Kirchensachen. Höre
„Minchen! es ist Dir ein rechtes hübsches Kerlchen,
„jung und munter wie ein Fisch, aber sehr
„schlang und schmächtig; der Priesterrock muß es
„was eingenäht werden, denn er ist ihm zu weit;
„habet succum & sanguinem; mit dem will ich
„wohl fertig werden. Ich will ihn schon nach
„meiner Hand ziehn. Die Bauern, denk nur
„an! wollten ihn nicht haben, die Ochsen! sie
„wissen nicht was gut ist, aber unser gnädiger Herr
„ist durchgedrungen, und nun sie sehen, daß es
„nicht anders ist, weist Du, was sie nun machen?
„Sie trösten sich mit der Hoffnung: he is no
„junk, he kan lange duern. Die Narren! 'er
„wird auch nicht immer bey euch in Kummersdorf
„sitzen. Wenn der Mann nur meine Gedanken
„wüßte, und machte ihnen bey seinem Antritte so

„ein

„ein ähnliches Compliment, wie ein gewiſſer Pre„diger Schönemann, von dem mir mein Vater „ſeliger erzählte: er habe ihn noch gekannt, er „ſey ein großer Poete geweſen, hätte immer in „Verſen gepredigt, und wäre zuletzt aus Berlin „nach Friedrichsfelde verſetzt worden. Als er „hier ſeine Antrittspredigt gehalten, habe er ſo „angefangen:

Guten Tag, ihr lieben Bauern!
Bey Euch werd' ich nicht lange dauern,
Seht mich vorn und hinten an:
Ich heiße Johann Friedrich Schönemann.

„Nun, Minchen! auf die Angelegenheiten un„ſers Herzens zu kommen, wie ſtehts ums kleine „Zuckerherzchen? Klopfts auch noch für mich? „Biſt doch deswegen nicht böſe auf mich, daß „ich verheyrathet bin? Geſchehen iſt geſchehen. „Hätt ich Dich vorher gekannt, ja da wär's eine an„dere Sache. Weißt Du was, Minchen! bleib „immer noch eine Zeitlang ledig. Die Vapeurs „will ich Dir wohl bisweilen vertreiben, mein „Karminatif iſt probat. Wer weiß ob nicht bald „in meinem Hauſe eine Veränderung vorgeht, „meine Röſine kränkelt jetzt ſehr, der Feldſcherer „ſagt: ſie wäre hektiſch, im Kindbette hätte ſie „einen Knax bekommen. Nun, wenn ſie der „Himmel lieber hat, ſo will ich ſie ihm gerne gön„nen.

„nen. Und denn, München! ich und Du ein „Pärchen! herrliche Ausſichten! Sobald unſer „neuer Prediger angezogen iſt, beſuch ich Dich ge„wiß, denn eher kann ich nicht abkommen. Willſt „Du unterdeſſen an mich ſchreiben, ſo laß den „Brief ja nicht hier, ſondern in P. bey dem Bader „Chriſtoffel abgeben, daß meine Frau nicht das „hinter kommt. Wie würde ſie mich ſegen, wenn „ſie das wüßte. Sie hat zwar von den Bauern „ſo was munkeln hören, aber ſie glaubt's nicht, „und ich mache ihr ein X vor ein U. Sey hübſch „luſtig München, und pflege dich. In Gedan„ken tauſend Mäulchen. Lebe wohl und ſey mir „gut! Ich bin auf immer

Dein

Kummersdorf,
den 20ten December 1772.

ganzer Freund
Schluterius.

Acht Tage darauf, da er eben zu seiner Gemüthsergötzlichkeit in P. war, und sich das Stadtbier wohlschmecken ließ, erhielt er von der jungen Wittwe folgende Antwort.

Mein lieber Herr Amtsbruder!

„Sein letztes Schreiben hat mich wieder mit „Ihm ausgesöhnt, denn ich war, daß Ers nur weiß, „vorher recht böse auf Ihn, so böse als mans seyn „kann, daß Er mich mit Seiner vorgegebenen Jungs„gesellschaft so hinters Licht geführt hatte. Was „doch die Mannspersonen für listige Geschöpfe „sind! wie sie dem armen Weibervolk nachstellen! „wie sie sich freuen, wenn sie hier eine, dort eine „um ihr Kränzchen gebracht haben. Die Undanks„baren! Zu Ihm hab' ich freilich ein besseres Zu„trauen. Er hat ja so ein ehrliches Gesicht, und „ist ja noch obendrein ein Geistlicher! Sein Besuch „wird mir angenehm seyn, je eher, je lieber. Höre Er „nur: schwatz Er mir ja nicht aus der Schule, sonst, „wenn ichs erfahre, kratz ich Ihm die Augen aus. „Seine Frau mag immer leben, wir können uns „ja doch gut seyn, versteht Er mich? Ans Heyra-

„then

„then hab ich bis jetzt noch nicht gedacht. Kommt „Zeit, kommt Rath. Der ledige Stand hat viel „Vorzüge, wenn nur Eins nicht wäre. — — „Uebrigens wünsch ich dem Herrn Amtsbruder viel „Glück zum lieben neuen Jahre, auch viel Glück „zu dem neuen hübschen Prediger; den Mann „möchte ich wohl kennen, kann Er ihn nicht ein„mal mitbringen? Sey Er ja hübsch freundlich „und dienstfertig gegen ihn; mit den jungen Herren „Theologen ist viel eher auszukommen, als mit „den alten Sauertöpfen. Mit diesem unvorgreif„lichen Rath bin ich mit vieler Achtung

Meines Herrn Amtsbruders

Langenhagen, d. 3. Januar
1779.

gute Freundin und
Dienerin
Wilhelmine Rosenkranz.

Die Wünsche unsers liebenden Paars wurden erhört. Beym Magister Sebaldus machte Gott Hymen auf sein inbrünstiges Gebet durch eine plötzlich hervorgebrachte Feuersbrunst, welche die vornehmen Hochzeitgäste wegscheuchte, und ihn mit seiner Wilhelmine allein ließ, seiner schmachtenden Sehnsucht ein Ende, und hier erwieß Freund Häyn dem nach der jungen Schulmeisterin (sie war noch nicht völlig zwanzig Jahr alt) begierlichen Küster diesen Liebesdienst. Des Küsters Ehefrau wurde abermals von einer jungen Tochter entbunden, und in diesem Wochenbette starb sie acht Tage nach ihrer Niederkunft. Das Kind empfing, weil es sehr schwächlich war, die Nothtaufe. Man nannte es Polyxene, denn diesen Namen hatte der Küster ohnlängst im Kalender gelesen, und weil er ausserdem gehört hatte, daß verschiedene gelehrte Frauenzimmer des achtzehnten Jahrhunderts diesen Namen geführt hätten, so beschloß er gleich, dem Kinde, womit seine Rosine schwanger gieng, wenns ein Mädchen würde, diesen Namen zu geben. Unser Schluterius bewieß seine Liebe gegen die Verstorbene, und sein Betrübniß über ihren Tod hauptsächlich dadurch, daß er ihren letzten Willen auf das Pünktlichste erfüllte, und sichs viel kosten ließ. Sie wollte nicht in die Erde begraben seyn. Schon in ihren gesunden Tagen fürchtete sie sich dafür,

für, und empfand ein gewiſſes Schaudern, wenn ſie eine Leiche in die Gruft verſenken und mit Erde bedecken ſah. Oft ſprach ſie bey geſundem Leibe von ihrer künftigen Ruheſtelle, welche ſie ſich in einem Kirchengewölbe wünſchte. Noch kurz vorher, ehe ſie den Geiſt aufgab, bat ſie ihren Gatten ſehr beweglich, er möchte ſie ja nicht in die Erde einbudeln laſſen, ſie würde ſonſt keine Ruhe haben. Er betheuerte und verſicherte es in des Predigers Gegenwart; und getröſtet ſchlummerte ſie hinüber. Glücklicher Weiſe war in dem einen Filiale ein adeliches Gewölbe; er erhielt es von der Beſitzerin gegen Bezahlung einer gewiſſen Summe, ſeine verſtorbene Gattin darinn beyſetzen zu laſſen. Er hielt alſo ein ſehr anſehnliches Leichenbegängniß, zu welchem er nicht allein die ganze Gemeine, ſondern auch alle Küſter aus der Nachbarſchaft eingeladen hatte, die den gebeugten Wittwer unter vielen Kratzfüßen und ſeltſamen Grimaſſen zu tröſten wetteiferten, und mitten unter den auesſtudirten Kondolenzen, welche ſie zu mehrerer Sicherheit auswendig gelernt hatten, auf die in dem Trauerzimmer gemachten Anſtalten zum Leichenſchmauſe ſchielten, bey welchem ſie nach geendigter Ceremonie die Todesgedanken zu vergeſſen und mit ihrem lieben Herrn Kollegen Leid und Beyleid zu vertrinken gedachten.

Als der Prediger ankam, (das Leichenbegängniß war auf dem Filiale) kam ihm der leidtragende Wittwer mit einer in der That sehr niedergeschlagenen Miene und mit dem Gesangbuche in der Hand entgegen, in welchem das Lied, welches vor dem Hause gesungen werden sollte: Ach Gott! ich muß in Traurigkeit mein Leben jetzt beschließen ꝛc. aufgeschlagen war. „Will er denn nicht wieder hey„rathen, Meister Schluterius?" sagte der Prediger und machte den versammleten Küstern und Schulmeistern einen Nickkopf, „wenn er dies Lied „singen läßt, so ists so gut, als wenn er vor der Ge„meine öffentlich erklärte: er wolle in seinem Le„ben nicht wieder eine Frau nehmen, und doch „braucht er eine Mutter für seine Kinder." „Ja „wenns so ist, antwortete Schluterius, so wol„len wir denn lieber ein anders nehmen, das erste, „das beste." Es wurde also ein anders Sterbelied gesungen, nach dessen Endigung der Leichenzug vor sich gieng. Der Prediger hielt, nachdem die Leiche beygesetzt war, eine Leichenpredigt, und verlas die Personalien. Der Küster weinte heftig während der Predigt und sagte beym Herausgehen: so tröstlich habe Stauzius nie gepredigt. Als man wieder im Leichenhause angekommen war, fragte Schluterius den Prediger: „Was bin ich Ihnen

„denn

„denn für Dero Bemühung schuldig?“ Der Prediger antwortete lächelnd: Clericus clericum non decimat, weiß er, was dies heißt? O ja, erwiederte er, das heißt: Ein Geistlicher nimmt vom andern nichts; und ein gefälliges, applaudirendes Lächeln verbreitete sich unvermerkt über alle anwesende Küstergesichter. Bey dem Leichenschmause, der bis gegen eilf Uhr dauerte, fiel weiter nichts Merkwürdiges vor, als daß einer der benachbarten Küster, nachdem der Geist des abgezogenen Pomeranzengetränks aus dem gefüllten Magen in das oberste Stockwerk gestiegen war, sich in eine zum Schmause geladene Nymphe, eines Bauern Tochter verliebte, ihr viel zärtliche Dinge, die sie gemeiniglich mit einem lauten Gelächter erwiederte, ins Ohr sagte, und sie nach einigen Wochen zur Ehe nahm.

Acht Tage nach Rosinens Beerdigung stellte unser Küster eine Wallfahrt nach Langenhagen zu der jungen Schulmeisterwittwe an, vermuthlich, um die Präliminarien eines Traktats, der in seinem und ihrem Herzen schon lange beschlossen war, und den wir bald werden zu Stande kommen sehen, zu unterzeichnen. Die junge Wittwe war über die Nachricht, daß er nun Wittwer sey, so bestürzt und erschrocken, daß sie das Kondoliren drüber vergaß,

gaß, und ihm in dieser Bestürzung, die Freude und Hoffnung erzeugt hatten, ungefordert zwo derbe Schmatze gab. Drey Tage verharrte er bey ihr, welche mit Berathschlagungen über ihren künftigen Ehestand und Einrichtung ihrer vorhabenden Geschäfte vergnügt zugebracht wurden. Er kehrte nun als wirklicher Bräutigam in seine Behausung zurück, ließ es aber vor der Hand noch nicht bekannt werden, und gerieth bey manchen Anträgen, die ihm in der Meinung, daß er noch nicht versprochen sey, gemacht wurden, in große Verlegenheit. Vier Monathe waren seit Rosinens Tode verstrichen, als er mit seinem Geheimnisse hervorrückte, und sich mit Frau Wilhelmine Rosenkranz förmlich aufbieten ließ. Acht Tage vor der Hochzeit holte er sie heim, und bey ihrer Ankunft in Kummersdorf war alt und jung versammlet, die neue Frau Küsterin zu sehen; auch seine Herren Kollegen aus der Nachbarschaft, die davon Wind bekommen hatten, lauerten an Hecken und statteten dem ankommenden Brautpaar mit gebogenen Rücken und herabhängenden Haaren ihren ergebensten Glückwunsch ab, wodurch unser Küster in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, die sämtlich zur Hochzeit zu laden, und für diesmal mit einer guten Abendmahlzeit zu bewirthen. Nun wie gefällt euch meine Braut, ihr Herren?

sagte

ſagte Schlutzius bey Tiſche, und kneipte ſein München in die vollen Backen. Vortreflich gewählt; rieſen ſie alle! einer derſelben, der ein Dichter war, räuſperte ſich, und recitirte auf dieſen Umſtand, indem er auf die Braut zeigte, folgendes Gedichtchen aus dem Stegereif:

Hat ein ſchmuckes, blondes Haar,
Schöner, anmuthsvoller war
Eva nicht im Paradieſe;
Gieb mir auch ein ſolches Weib,
Himmel! mir zum Zeitvertreib,
Hole meine Liese!

Kaum war das Gedichtlein recitirt, ſo mußte der Herr Konfrater der ganzen Verſammlung, die ihn einſtimmig lobte, mit Hand und Mund verſprechen, daß er auf dieſe Hochzeit ihres Kollegen ein Karmen machen wolle, zu den Unkoſten wollte ein jeder das Seinige beytragen. Schon fieng er an, am Gewebe des verlangten Hochzeitliedes zu ſpinnen, nahm noch einen Schlaftrunk, und die ganze Geſellſchaft gieng auseinander.

Der Tag der Hochzeit erſchien; die Trauungsceremonie wurde ohne Hinderniß und Einſpruch in der Kirche zu Kummersdorf verrichtet; das feyerliche Gaſtmal, wobey der Herr Kirchenpatron zugegen zu ſeyn geruhete, hub ſich an, und

kaum

kaum war die Hünersuppe abgetragen worden, als zur Erregung ferneren Appetits ein poetisches Gericht aufgetischt wurde, welches der benachbarte Küster, dessen vorhin gedacht ist, seinem Versprechen gemäß zugerichtet hatte. Wir wollten dieses Hochzeitgedicht, welches allgemeinen Beyfall fand, gern in extenso mittheilen, wenn nicht unglücklicher Weise, von einer verwegenen Hand die Hälfte der übriggebliebenen Exemplare, und zwar die letzte Seite davongerissen, und zu mancherley niedrigen Dingen gemißbraucht worden wäre.

Je seltener der Trieb und die Geschicklichkeit zu dichten bey Dorfküstern ist, desto mehr verdienten dergleichen Aufsätze zur Ehre des Küsterordens aufbehalten und der Vergessenheit entrissen zu werden. Die vier ersten Strophen, die wir mit genauer Noth aus den Trümmern des zerrissenen Hochzeitliedes gerettet haben, sind folgende: doch müssen wir vorher erinnern, daß der Verfasser den Utz am fleißigsten gelesen, und aus dessen Gedichten die erste Zeile seines Hochzeitkarmens entlehnt hatte, welches ihm kein mitleidiger Dichterfreund für ein Plagium aufnehmen wird:

Wohin wird mein Gesang verschlagen?
Von allen schönen Frühlingstagen
Ist keiner, so wie dieser, schön;
Ein Handwerk hat doch güldnen Boden,
Ich seh den Phönix der Kusteden
Zum andern Mal zur Trauung gehn.

Zwar ist die Muse nicht zu Hause,
Die mich bey jenem Abendschmause
So lieblich angelächelt hat:
Doch will ich, ohne viel zu säumen,
Ein schlechtes Hochzeitliedchen reimen,
Und essen mich dafür recht satt.

Des Herrn Kollegen Wohlfarth gräne!
Bey seiner schönen Wilhelmine
Versuch er seine Kunst und Fleiß!
Er darf bey so viel schönen Gaben
Des Himmels Gunst und Segen haben,
Und erben einst das Paradeis.

Die Trauernacht ist nun vergangen,
Ich seh den Flor am Nagel hangen,
Seh dort ein schönes Brautbett stehn;
O! könnt ich einst noch Bräutgam werden:
Es ist das größte Glück auf Erden,
Wenn Mann und Weib sich wohl begehn. — —

Für

Für einen Küster wahrlich gut genung! Nur Schade, daß das Uebrige verloren gegangen ist! Niemand war mit diesem Hochzeitgedichte mehr zufrieden, als der gnädige Herr, denn er war in jüngern Jahren, wie er sich verlauten ließ, auch ein Dichter gewesen, und er drückte dem Verfasser, als sie aufgestanden waren, für seine Mühe einen harten Gulden in die Hand, welches dieser mit einem ago humillimas gratias erwiederte. Schlusterius sahe dies mit neidischen Augen an, denn gegen ihn pflegte der gnädige Herr nicht so freygebig zu seyn, welches aus folgendem Beyspiele erhellet. Im ersten Jahre seiner Amtsführung zu Kummersdorf wollte er seinem Herrn Kirchenpatron zum neuen Jahre gratuliren; er hatte einen feinen Glückwunsch auswendig gelernt, und erwartete ein eben so feines Geschenk. Als er bey dem gnädigen Herrn ins Zimmer trat, fing er an, seine Gratulation zu deklamiren. Aber der gnädige Herr wollte von dem allen nichts wissen, unterbrach dem Küster und sagte: „Schweigt nur stille, „das kann mir alles nichts helfen;" und so mußte der arme Gratulant einpacken, und ungehört und unbeschenkt von dannen gehen.

Nach aufgehobener Tafel wurde Taback geraucht, Kaffee getrunken, und unter den jungen

Leu-

Leuten das Pfänderſpiel geſpielt, welches der Prediger, der über dergleichen Dinge nicht ſo streng wie ſein Vorgänger dachte, gern geſchehen ließ, ob er gleich deswegen von manchem ſeiner benachbarten Amtsbrüder verketzert, und in ihrem freundſchaftlichen Cirkel, wo er überaus ſelten hineinkam, der neumodiſche Prediger genannt wurde. Ein Geſpräch zwiſchen den gnädigen Herrn und dem Prediger Brephobius über die Unverſtändlichkeit der neueren Dichter, und über die Einſchränkung des geiſtlichen Ordens verkürzte beyden die Zeit, bis der einbrechende Abend den ſchwergewordenen Küſterköpfen zur Ruhe, und ihren geſchwätzigen Zungen zum Stillſtande winkte, und der gnädige Herr durch ein ſehr witziges Abſchiednehmen vom neuen Ehepaar der Verſammlung das Zeichen zum Aufbruche gab.

Bald darauf feyerte der Prediger ſein Myrthenfeſt, der durch des Küſters Beyſpiel ſich nach den Süßigkeiten der Ehe zu ſehnen, bald die Erfüllung ſeiner Wünſche zu beſchleunigen, aufgemuntert worden war. Obgleich deſſen Hochzeit in einer drey Meilen von Kummersdorf gelegenen Stadt vollzogen wurde, ſo mußte Schluterius doch dabey ſeyn, weil der Prediger große Stücken auf ſeinen Küſter hielt. Ihm wurde die Aufſicht über

die

die Hüthe und Mäntel der dabey versammelten Geistlichen, und über die Bewirthung der dazu nöthigen Bedienten aufgetragen. Der Prediger präsentirte ihm, als er im Hochzeithause angekommen war, seine Braut, und Schlutterius neigte sich, indem er seinen Glückwunsch mit vieler Aengstlichkeit hermurmelte, so tief vor derselben, daß seine durch den heftigen Wind, den er unterweges ausstehen mußte, etwas locker gewordene Perücke vom ehrwürdigen Haupte herabrollte, und zur Bezeugung größerer Devotion zu ihren Füßen lag. In dem Augenblick trat der kopulirende Prediger in den Saal, sahe den Kahlkopf, der seine Perücke mit vielen Entschuldigungen vom bepuderten Boden aufnahm, und hätte über die komische Scene beynahe seine Trauungsrede vergessen.

Er nahm also seinen Abtritt, erzählte seinen gehabten Unstern den lachenden Bedienten und Mägden, denen ein Dorfküster ohnehin eine seltene Erscheinung war, und horchte, als die ganze Gesellschaft beysammen war, der Trauung in einem Nebenzimmer zu. Der kopulirende Prediger expedirte sich kurz, das gefiel unserm Küster. Es wurde nichts aus der Agende vorgelesen, das wunderte ihn; er meynte dies sey ein Vorzug der Prediger; er drängte sich, als die Ceremonie geendigt war,

durch

durch den Haufen der Hochzeitgäſte, die um Braut und Bräutigam herumſchwebten, hindurch, und ſtattete mit einer tiefen Verbeugung (ſeine Perücke ſaß nun etwas feſter) mit kurzen Worten ſeinen Glückwunſch; ab viele der Anweſenden wollten ſich mit ihm einlaſſen, aber er, da er ſein Geſchäfte ausgerichtet hatte, gieng ohne ein Wort zu reden, zum Tempel hinaus.

Vergnügt wie ein Ohrwürmchen — — ich weiß nicht, wo der Gedanke ſich herſchreibt, aber er kommt oft im gemeinen Leben vor, und ſcheint mir ſehr expreßif zu ſeyn — — ſo war unſer Küſter am Abend des feyerlichen Tages, er ließ ſichs auſſerordentlich wohl ſchmecken, erzählte den verſammelten Bedienten und Aufwärterinnen mancherley Geſpenſterhiſtörchen, in welcher Gattung der Erzählung er Meiſter war, und warf mit unter des Predigers junger Magd, die mit ihm gereiſet war, und jetzt neben ihm ſaß, verliebte Blicke zu, raunte ihr bisweilen ſolche kräftige Galanterien ins Ohr, daß er ſeine Wilhelmine beynahe drüber vergeſſen hätte. Denn dies war (mit Ehren zu melden) einer ſeiner größten Fehler, daß er gar zu veränderlich und flatterhaft in der Liebe war. Nach Schmetterlings Art hüpfte er von der braunen zur blonden, von der ſchlanken Dorilis zur dickleibigten

ten Liſette, je nachdem ihm eine vorzüglich in die Augen fiel. Wer vermuthet bey einem Landküſter ſolche lüſterne Freyheit, und ſolchen ſtutzerartigen Wankelmuth? Denn den meiſten von dieſen Ordensleuten iſt es, wie die Erfahrung lehret, in der Liebe nur ums tägliche Brodt und ums Sattwerden zu thun. Sie fangen insgemein, ſo wie ihre geiſtlichen Pflegeſöhne, die Bauern, damit an, wobey wir andern aufhören, und kennen keine Zärtlichkeit ohne Begattungstrieb, keine Mädchen- oder Frauenliebe ohne fleiſchliche Vermiſchung. Von ſeinen Galanterien, die er ſehr geheim zu halten wußte, hat Schluterius in ſeinem Tagebuche wenig oder gar nichts angemerkt, Fragmente ſinds und verwickelte Nachrichten, wozu uns der Fingerzeig fehlt. Das meiſte, was wir noch davon wiſſen, haben wir theils aus ſeiner mündlichen Erzählung, theils aus den Geſprächen anderer, die ihn in ſeinen jüngern Jahren gekannt haben, vernommen, doch iſt das meiſte darunter nicht merkwürdig genung, um unſre Leſer, die von Abentheuern gehört haben, und alſo dergleichen von uns erfahren wollen, damit aufzuhalten.

Als unſer Schluterius von ſeines Predigers Hochzeit nach Hauſe kam, fand er ſeine Wilhel-

mine

mine im Bette, und wurde darüber äußerſt be-unruhigt. Denn ob er gleich, wie vorhin gedacht iſt, neben ihr andern Frauenzimmern gut war, und ſelten eine Blume, die an ſeinem Wege lag, unge-pflückt ließ, ſo wollte er ſie doch nicht gern verlie-ren, und bereuete oft, wenn er Wilhelminens Zärtlichkeit und Gutmeinen ſahe, ſeinen Wankel-muth. Die Krankheit war indeſſen nicht von groſ-ſer Bedeutung. Einige verhaltene Blähungen, die in der vornehmen Welt Vapeurs heiſſen, nebſt den Leibesſchwerden, welche die Schwangerſchaft begleiten, hatten die Frau Küſterin bettlägerig gemacht. Ein alter Schäfer, der Arzt im Dorfe, deſſen Geſchicklichkeit im Heilen weit und breit be-rühmt war, ſtellte ſie bald wieder her, und ſie ſahe mit vielen angenehmen Erwartungen ihrer Nieder-kunft entgegen, welche drey Wochen ſpäter, als ſie ſolche nach ihrer Rechnung vermuthet hatte, erfolgte. Sie gebar ihrem Manne eine wohlge-bildete Tochter, welche in der Taufe den Namen Theodore erhielt, und das vollkommne Ebenbild der Mutter war. Ein artig Grübchen im Kinn, und ein ſanftes Lächeln zeichnete ſie aus, und man hörte ſie ſelten laut weinen, welches einige von den Ge-vatterinnen als ein vorbedeutendes Zeichen, daß ſie nicht lange leben würde, anſehen wollten. Sie ward auch wirklich nur [illegible] Wochen alt; die Mut-

ter

ter war über ihren Verluſt ganz untröſtbar, und Schluteritus, der ſeinen Kummer verbarg, gerieth auf dieſen Einfall, daß der Name Theodor, den er dem Kinde aus einem Eitelkeitstriebe gegeben hätte, an deſſen frühzeitigen Tode Schuld wäre.

Am Tage ihrer Beerdigung gab er einen Schmauß, wobey es auf ſein ausdrückliches Verlangen ſehr luſtig zugieng, denn er hatte irgendwo von einem gewiſſen Volke des Alterthums geleſen, welches bey der Geburt eines Menſchen geklaget und getrauert, bey ſeinem Tode aber allerley Freudenbezeugungen mit Muſik, Tanz und dergleichen angeſtellt hätte. Dieſe Geſchichte erzählte er bey der Trauermalzeit ſeinen horchenden Kollegen, die ſeine Gelehrſamkeit und ſein philoſophiſches Betragen mit den verdienten Lobſprüchen belegten, und miſchte in ſeine Erzählung viel erbauliche Anmerkungen ein. Er hatte auf ſeine Tochter folgende Grabſchrift verfertigt, die von der Trauerverſammlung mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, und von vielen aufgeſchrieben wurde:

Hier ruht mein kleines Töchterlein:
Sie war ſo zärtlich, fromm und fein,
Gott hat ſie mir genommen!
Der Aeltern Troſt begrub man hier,
Laß, lieber Gott! mich bald zu ihr
In deinen Himmel kommen.

(Selbſt gemacht.)

Die

Die übrigen Merkwürdigkeiten dieſes Leichenſchmauſes nebſt den dabey vorgefallenen Geſprächen übergehen wir mit Fleiß, um dem Vorwurf der Weitſchweifigkeit auszuweichen, und begnügen uns, ein Abentheuer zu erzählen, welches unſerm Küſter begegnete, als er ſich auf den Weg machte, einige zu dieſem Schmauſe erforderliche Bedürfniſſe, etwas Schmelzbutter und guten Aquavit aus der benachbarten Stadt P. zu holen. Er hatte dies Geſchäfte mit Fleiß bis auf den Sonntag verſchoben, weil er von dem Filiale, wohin ihm ſein Amt rief, nicht weit nach der Stadt zu gehen hatte, und weil er da nicht gern anders, als in Pontifikalibus erſcheinen mochte. Nach der Mittagsmalzeit, die er am Sonntage auf dem adelichen Hofe hielt, trat er in ſeinem Ornate, wie er oben beſchrieben iſt, die Reiſe nach P. an, um das Nöthige zu ſeinem vorhabenden Gaſtmale einzukaufen, und ſich ſelbſt, weil er einen ſchweren Tag gehabt hatte, eine Güte zu thun. Als er in die lange Alee kam, welche vor der Stadt liegt, kamen einige Officiere hinter ihm hergeritten, welche, da ſie ihn von hinten mit Mantel und Schiffhuth und einer wohlgepuderten Perücke ſo ehrwürdig dahertraben ſahen, für irgend einen der benachbarten Dorfpfarrer hielten, welcher etwa, um ſeinem geiſtlichen Oberhaupte zu hofiren, oder ſich

nach dem Marktpreiſe des Getraydes zu erkundigen, zur Stadt gekommen wäre. Sie beſchloſſen ihn etwas zu vexiren, denn in dieſer Stadt war die Freygeiſterey und die Zügelloſigkeit in den Sitten ſo hoch geſtiegen, daß Spöttereyen über die Geiſtlichen bey Vornehmen und Geringen ein Kennzeichen des guten Tons waren. Als ſie nahe an ihn kamen, merkte der eine von den Officiren bey Erblickung der langen herunterhängenden Halskrauſe ſeinen Irrthum, ſagte zu ſeinen Geſellſchaftern: ihr Herren! es iſt nur ein Küſter, aber eine poßirliche Figur von Kerl, und redete unſern Schluterius mit folgenden Worten an: „Du Al„ter! was macht der Teufel?" Er, ohne den Huth zu rücken, ohne aus ſeiner Faſſung zu kommen, ſahe die Geſellſchaft mit einer Miene, die halb höhniſch und halb zurechtweiſend war, an, und antwortete, indem er ſeinen Weg fortſetzte: „Meine „Herren! das werden ſie zeitig genung erfahren, „wenn ſie hinkommen." „Siehſt du, ſagte der „eine Officier, der Alte iſt kein Narr;" und ſie ritten, ohne ihn weiter etwas zu fragen, voller Verwunderung über des Küſters witzige Antwort davon.

Zu dieſem Abentheuer geſellete ſich noch ein anders, welches unſern Schluterius, weil er mit

mit zunehmenden Jahren immer geiziger wurde, weit mehr, als das erste, afficirte. Er hatte unter andern etliche Pfund Butter zum Kuchenbacken eingekauft, die er nebst einer Rolle Toback in die Tasche steckte. Als er nach Hause gieng, schien die Sonne so stark auf seine Tasche, daß sie zerschmolz, und ehe er sein Dorf erreichte, unvermerkt durch das Unterfutter herabgestreuselt war. Darüber wurde er von seiner Hausfrau wacker ausgescholten, und er sahe sich genöthiget, um den Schaden zu ersetzen, einen expressen Boten nach der Stadt zu schicken, welcher andere Butter hohlen mußte. Er hatte ausserdem durch diesen Umstand sein gutes Kleid verdorben, welches ihn sehr bekümmerte, und beschloß in der Hitze seines gerechten Eifers darüber, künftig nicht mehr die geistliche Kleidung durch dergleichen Viktualien zu entweihen, und sich allenfalls zu solchem Behuf nach Landmanns Weise eines Kobers zu bedienen. Seine Kinder erzog er mit vieler Sorgfalt; er ließ ihnen viel Freiheit, und wußte sie gleichwohl so zu lenken, daß sie ihm selten ungehorsam waren, denn er belohnte ihren Fleiß und gutes Verhalten durch kleine Geschenke, die er aus der Stadt mitbrachte. Am meisten aber ließ er sich die Erziehung und Unterweisung seines Sohnes Benjamin angelegen seyn, weil dieser nicht allein seine äußer-

liche Bildung, sondern auch ganz seinen Sinn hatte, und weil er hoste, einen Gelehrten aus ihm zu machen. Er hatte sich, wie ehemals sein Vater, bey den Kindern des Dorfs dergestalt in Respekt gesetzt, daß sie ihm alles zu Gefallen thaten, und sehr froh waren, wenn er zu ländlichen Spielen mit ihnen sich herablassen wollte. Am meisten und liebsten gab er sich mit den Mädchen ab, die alle gern um ihn waren, und verrieth auch hier des Vaters Leidenschaft, der, wenn er gleich seine kleinen Schelmereyen bemerkte, in Rücksicht auf seine eigene Schwäche ihm durch die Finger sah.

Der Knabe bekam Lust, die große Welt zu sehen, denn er hatte von seinem Vater gehört, daß man von denen nicht viel zu halten pflegt, die beständig hinter dem Ofen sitzen. Er schickte ihn also durch Vermittelung eines Anverwandten, der Prediger zu Danzig wär, in seinem zwölften Jahre in die Schule des Waisenhauses zu H., wo er sich sehr gut anließ, und sich insonderheit in der lateinischen Dichtkunst hervorthat. Hier blieb er sechs Jahre, machte mit unter sehr lustige Streiche, die er aber vor seinen ehrbaren Aufsehern geschickt zu verbergen wußte, daß selten etwas davon heraus kam, erhielt endlich aus seines Vaters Geburtsstadt ein Stipendium auf zwey akademische Jahre,

und

und bezog mit vielen Hofnungen die Universität zu H., wo er jetzt noch dem Gerüchte nach auf einem tüchtigen Dorfpfarrer losstudirt, und zu dem Ende auch eine Vorlesung über die Oekonomie hört, worinn ihm billig alle junge Theologen, die nach des lieben Gottes Verhängniß oder durch ihre eigene Wahl zu Hirten des Landvolks bestimmt sind, nachfolgen sollten, damit sie nicht, wie es dem Verfasser dieser Lebensbeschreibung gieng, wenn sie aufs Land kommen, genöthiget werden, die Bauern zu fragen, welches Rocken, welches Gerste, welches Hafer oder Weitzen ist.

Sybille, unsers Küsters älteste Tochter, ein Mädchen von achtzehn Jahren, sehr verliebter Complexion, war indeß an einen wohlhabenden Bürger in der benachbarten Stadt S. verheyrathet worden, der seines Zeichens ein Leinweber war, und nebenbey das Wahrsagerhandwerk trieb, welches er durch Planetenlesen, Kartenschlagen und Chiromantie bewerkstelligte, und daher aus der Nähe und Ferne viel Genieß hatte. Schluterius freute sich, wie man leicht denken kann, eines solchen Schwiegersohns, und nun gieng sein Weg, wenn er sich eine Veränderung machen, und Stadtluft athmen wollte, nicht mehr, wie sonst, nach P., sondern nach S., weil er da in allem freygehalten wur-

würde, und von seinem Herrn Schwiegersohn selten nüchtern nach Hause kam. Dieser prophezeite ihm einsmal: es stünde ihm ein großes Unglück bevor, dem er schwerlich entgehen würde; er aber, weil er nicht gewohnt war, sich um die Zukunft zu bekümmern, verachtete die Weissagung, und ließ sichs wohl seyn, führte auch oft (denn er hatte den Horaz gelesen) das lateinische Sprüchlein aus diesem Dichter an: futurarum rerum exitum caliginosa nocte premit deus, das ist: Gott verhüllt in finstere Nacht der künftigen Zeiten Schicksal. Und darinn hatte er Recht. Doch enthielt er sich alles Urtheilens über dergleichen Wahrsagerkünste, um seinem Schwiegersohne nicht die Nahrung zu entziehen, denn die Bauern aus der dortigen Gemeine, ein treuherziges und abergläubiges Völklein, liefen ihm häufig zu, und zahlten mit Vergnügen nach Gelegenheit zwey bis vier Groschen. Die Geistlichen in S. wollten dem Leinweber sein prophetisches Amt untersagen, weil er ihnen nichts zufließen ließ, und ein gottloser Separatist war; es wurde auch, weil er nicht gehorchen wollte, förmliche Klage darüber erhoben; der Leinweber wehrte sich tapfer; die Sache kam endlich vor dem regierenden Herrn des Landes, welcher zwar kein Freund des Aberglaubens, aber doch auch sehr tolerant bey dergleichen Mißbräuchen gesinnt war, und dieser ent-

entschied die Sache kurz und gut dahin: „daß „es seinen Unterthanen allerdings frey stehen müsse, „für ihr baares Geld sich betrügen zu lassen, wenn „sie durchaus betrogen seyn wollten;“ und nun bekam unser Seher, der auf solche Weise privilegirt war, noch viel größeren Zuspruch zum großen Verdruß der mißgünstigen Geistlichkeit. Schluterius hatte schon lange eine kleine Anlage zur Schwermuth und Schwärmerey, wovon die Ursache nicht in seiner Seele, sondern in seinem Blute und in dem häufigen Gebrauch hitziger Getränke lag, wodurch er seinen alten Küstermagen, wie er sich ausdrückte, zu erwärmen gedachte. Dieser Hang zur Schwärmerey und Mysticismus wurde bey ihm durch die Lesung der Schriften des Jakob Böhm, und durch ein gewisses Gesangbuch die geistliche Sturmglocke genannt, welche er bey seinem Schwiegersohn antraf, genährt und unterhalten. Der Prediger Brepholius, der das bald inne wurde, gab sich alle Mühe, ihn von dieser Thorheit zu heilen, und zeigte ihm handgreiflich, daß beyde Bücher nichts als Unsinn, leeres und zum Theil gottloses Geschwätz und abgeschmacktes Zeug enthielten, und daß es für einen Christen eine große Sünde sey, mit der Lesung solcher Schriften die Zeit zu verderben. Er gab ihm dagegen andere Bücher in die Hände, erzählte ihm

aus

aus der Geſchichte der Schwärmerey viel traurige Beyſpiele, und hatte das Vergnügen, ihn nach und nach von ſeinen Irrthümern zurückkommen zu ſehen. Wir können uns nicht enthalten, von dem Vortrage und der Schreibart, die in der geiſtlichen Sturmglocke herrſcht, woran unſer Küſter zu der Zeit ſeiner Verſtandesverwirrung am meiſten Geſchmack fand, eine Probe zu geben, und dabey die Anmerkung zu machen, daß unſere ſogenannten Erbauungsbücher und aſcetiſchen Schriften in dieſer Abſicht eine große Reforme verdienen, weil durch dergleichen Spielereyen und unwürdige Vorſtellungen von Gott unmöglich wahre Erbauung, die in Mittheilung richtiger Erkenntniſſe und Erweckung guter Geſinnungen beſteht, geſtiftet werden kann. Es heißt in der Vorrede zu dieſem Geſangbuche unter andern: „Nachdeme „dann unſer liebes Deutſchland, leider! ſowohl, „wie ſchier das ganze Europa mit ſeinen hochauf„gewachſenen Sünden als wie mit großen Ma„gnetbergen das Eiſen des göttlichen Grimmes „an und rings um ſich hergezogen: wird es zwei„felsfrey das ſicherſt' und nöthigſte ſeyn, der nun„mehr in vollem Küriß überall auch um uns herum„reutenden und zur Strafe entſchloſſenen ewigen „Majeſtät mit häufigen Ohr- und herzbewegenden „Buß- und Dankliedern durch die Luft entgegen-

„zu

„zuflehen, und hierdurch den rachereiserten Richter „der Welt in einen gütigen Erbarmer zu zerschmel„zen und zu erweichen.“

Bisher hatte Schluterius mit den Bauern in Kummersdorf ziemlich friedlich und einig gelebt, und manche Wohlthat an Eyern und andern Viktualien von ihnen genossen, denn er wußte sich in ihre Weise zu schicken, und legte ihnen insonderheit in den Gevatterbriefen solche hübsche Ehrentitel bey, daß sie vor ihren Nachbaren ausgezeichnet, und zur Erkenntlichkeit gegen ihren Küster gereitzt wurden. Allein er zerfiel plötzlich mit der lieben Bauergemeine, und nachher war an kein gutes Vernehmen, an keine Höflichkeitsbezeugung, an keine Speck- und Eyerkontributionen weiter zu gedenken. Die Gelegenheit zu solcher Vereinigung gab ein altes, baufälliges Hirtenhaus, welches zwischen der Pfarr- und Küsterwohnung stand, und alle Augenblicke einzustürzen drohete. Der Prediger war darauf bedacht, wegen der daher zubesorgenden Gefahr, daß es weggerissen und ein neues gebaut wurde. Weil das alte Haus aber vor der Pfarrwohnung gestanden, und dem Prediger die ganze freye Aussicht benommen hatte, so veranstaltete er, daß das neue am Ende des Dorfs neben dem andern Hirten-

tenhause aufgerichtet werden mußte. Die Bauern, denen alle Neuerungen, sollten sie auch noch so nützlich seyn, äußerst mißfallen, und die das alte Pferdehirtenhaus ohne Schornstein so viele Jahre auf diesem Flecke zu sehen gewohnt waren, widersetzten sich aus allen Kräften, und baten ihren Amtmann flehentlichst, das neue Haus auf der alten Stelle zu lassen. Sie hatten auch wirklich schon das zum Bau bestimmte Holz neben dem alten Hause abgeladen, und glaubten ihren Eigensinn durchzusetzen. Allein der Prediger that wiederholte Vorstellungen bey der Obrigkeit, und auf einmal bekamen sie Befehl, das Bauholz wieder aufzuladen, und an die neue Stelle neben dem Hause des Kuhhirten hinzufahren. Dies geschahe an einem Morgen ganz frühe, als der Küster eben vom Thurme kam. Er ließ sich deshalb mit den fahrenden und aufladenden Bauern in ein Gespräch ein, und rühmte des Predigers Fürsorge für die bessere Einrichtung ihres Dörfchens. „Das „läßts wohl bleiben, sagte einer von ihnen, ein „verschlagener und heimtückischer Kerl, bessere „Einrichtung hin, bessere Einrichtung her! der Herr „Pfarrer ist ja auch ein Hirte, es wäre doch gescheuter, wenn die Hirten bey einander wohnten.“ Dies verdroß unserm Küster, er nahm die Parthey des Predigers, hieß sie ein hartnäckiges

und

und unſchlachtiges Volk, und nun hatte er ihre Gnade auf immer verloren. Sie lauerten nur auf Gelegenheit, ſich an ihm zu rächen, und es währte nicht lange, ſo hatten ſie eine gefunden.

Wer erſt in kleinen Dingen von der Moral abweicht, und nicht gelernt hat, Herr über ſeine Leidenſchaften zu ſeyn, der thut bald größere Fehltritte, wankt und ſtolpert ſo lange, bis er endlich hineinplumpt, ſich unglücklich macht, und keine Rettung findet. So giengs unſerm Küſter. Er war ſchon lange dem Trunk und den Zungenſünden, die oft eine Folge jener Unart ſind, ergeben geweſen; er hatte ſeinen Prediger, der ihm gleichwohl viel Gutes erwies, bey dem Edelmanne und ſeinem Hofgeſinde verläumdet, und ihm bey der Gemeine viel Verdruß erwecket, ob er ihn gleich zu einer andern Zeit wieder lobte, und in ſeiner Gegenwart äußerſt freundlich that. Er wurde auſſerdem immer geiziger und habſüchtiger, je älter er ward, und hielt jedes Mittel für erlaubt, wodurch er ſeine Gewinnſucht befriedigen konnte. Er unterſtand ſich ſo gar, da er einſt in Verlegenheit war, einige Scheffel von des Predigers Meßkorne ohne ſein Vorwiſſen von den Filialiſten ſich geben zu laſſen, unter dem Vorwande, daß der Prediger es ihm geſchenkt hätte. Dieſer ertrug des

Kü-

Küſters Bosheiten mit vieler Gelaſſenheit, und würde davon überall kein Aufhebens gemacht haben, wenn er ſich nicht endlich ſelbſt gefangen und verurtheilt hätte.

Er ließ ſichs nemlich einfallen, ein Stück von der Neſſeltuchnen Altardecke abzuſchneiden, und ſolches für etliche Groſchen an einen benachbarten Juden zu verkaufen. Der eine Kirchenvorſteher, der ſchon lange einen Argwohn gegen den Küſter gehegt hatte, bemerkte es bey einer Trauungsceremonie, daß die untere Altardecke etwas kürzer geworden war, und ſäumte nicht, dem Prediger und der Gemeine von ſeiner Entdeckung Nachricht zu geben. Die Bauern, welche nun Gelegenheit, ihr Mütchen zu kühlen gefunden hatten, ſchrien über Frevel und Kirchenraub, erzählten den Vorfall überall, wo ſie hinkamen, mit ſchuldvergrößernden Zuſätzen, und obgleich die Sache ſelbſt und der Verluſt, den die Kirche darunter litte, von keiner ſonderlichen Erheblichkeit war, ſo wurde doch der Küſter im Punkto des begangenen Kirchenraubs vor dem Gerichtstage in ſcharfe Inquiſition gezogen; er wußte ſich mit nichts weiter zu entſchuldigen, als daß er das abgeſchnittene Stück für einen überflüßigen Zierrath gehalten hätte, und erbot ſich, weil man ſo viel Lärm über dieſe

Klei-

Kleinigkeit machte, allenfalls eine neue Altardecke zu ſchaffen, und wegen der Schwachheitsſünde, denn dafür hielt er's, vor der Gemeine eine öffentliche Abbitte zu thun. Er fand aber mit ſeinen Entſchuldigungen vor dem unterſuchenden Richter, der ein wohlgemäſteter und hartherziger Juſtitiarius aus einer benachbarten Stadt und beyder Rechte Doktor war, kein Gehör, und dieſer diktirte, weil der Kirchenpatron und die Bauern auf des Küſters Abſetzung angetragen, und letztere mit vielem Ungeſtüm lauter nachtheilige und ſeinem Amte zuwiderlaufende Dinge wider ihn ausgeſagt hatten, bey dem zweiten Verhöre ſeinem Schreiber folgende Sentenz in die Feder. „Nachdem Inquiſit, der Küſter Schluterius nicht „läugnen können, die Kirche zu Kummersdorf „böslicher Weiſe beſtohlen, und nicht allein hier„durch, ſondern auch durch anderweites unanſtän„diges Verhalten der Gemeine zu wiederholten „Malen ein unauslöſchliches Aergerniß gegeben zu „haben; als erkennen wir zu den hochadelichen „Von Rückmarsdorfiſchen Gerichten zu Kummers„dorf verordnete Richter und Beyſitzer hiermit für „Recht: daß gedachter Schluterius nicht allein „zur Erſtattung des der Kirche zugefügten Scha„dens und zur Bezahlung aller durch dieſe Unter„ſuchung verurſachten Unkoſten, in ſo fern er des

„Ver-

„Vermögens, angehalten, sondern auch ihm zur „wohlverdienten Strafe, andern zur Warnung „und Exempel, er seines Küsteramts entsetzt, und „er in Zukunft sich aller küsterlichen Verrichtungen „bey Vermeidung der Zuchthausstrafe zu enthal„ten angewiesen werde. Und soll dieses in Sachen „des Inquisiten Schluterius ergangene Kassa„tionsurthel an das Konsistorium zu B. zur Ap„probation und Bestättigung förderſamst einge„sandt werden."

Der Prediger Prephobius, welcher bey dieser Untersuchung gegenwärtig war, und durch den Anblick des für Schreck ganz auſser sich gesetzten Küsters zum Mitleiden bewegt wurde, nahm sich die Freyheit zu erinnern: daß man sich mit Abfassung des Endurthels übereilt hätte, indem das Erkenntniß in dieser Sache, weil der Küster eine geistliche Person wäre, lediglich dem geistlichen Gerichte zu B. zustünde, welches sich in dergleichen Dingen von keinen Untergerichten vorgreifen lasse, und man hätte eigentlich nur das Faktum nebst dem Verhör protokolliren, und alsdenn Acta an das Consistorium zur Entscheidung einschicken sollen. Allein der Kirchenpatron, der sich auf seine Gerichtsbarkeit nicht wenig einbildete, behauptete: daß der Küster, als eine unstudirte Person, vor

sei-

seinen übrigen Unterhanen nichts voraus habe, und müsse er sich das von seinem Gerichtshalter gesprochene Urthel gefallen lassen, und das weitere abwarten. Der Küster wollte, indem er flehentlich um Gnade für sich und seine armen Kinder bat, dem Edelmanne die Hand küssen, dieser aber hatte ein Herz, wie ein Fels, und wies ihn mit seiner gewöhnlichen Formel ab: das kann mir alles nichts helfen! Die Gerichtspersonen giengen also auseinander; der Küster wurde bedeutet, nach Hause zu gehen, und Anstalten zum Einpacken zu machen, die Akten wurden versiegelt und sollten den nächsten Postag nach B. eingesandt werden.

Unsere Leser werden sich von dem traurigen Gemüthszustande, worinn sich der verunglückte Küster befand, von seiner Schüchternheit, von seinem ängstlichen Hin- und Herwanken zwischen Furcht und Hofnung leicht einen Begriff machen können. Er bekam, als er auf dem Wege nach Hause war (denn das Verhör wurde auf dem Filiale gehalten) satanische Anfechtungen. Der Teufel, Gott sey bey uns! der bey solchen Gelegenheiten, wo es auf das Verderben eines Menschen ankommt, immer geschäftig ist, gab ihm ein: daß er sich erhenken sollte, um der Schande der Absetzung

und

und dem Spott der Welt zu entgehen. Es fehlte nicht viel, so hätte er dieser teuflischen Eingebung Gehör gegeben, doch behielt er noch Muth und Standhaftigkeit genung, ehe er das verruchte Werk ausführte, dem Prediger Prophobius seinen trostlosen Zustand zu eröffnen, und von den gottlosen Gedanken, die sich seines Herzens bemeistert hatten, etwas durchschimmern zu lassen. Der Prediger bestrafte ihn wegen seines unchristlichen Zweifelmuths an Gottes Hülfe und Fürsorge, ermahnte ihn zur Geduld, und versprach, daß er, ob er ihn gleich sehr gekränkt und beleidigt hätte, sich als ein christlicher Prediger seiner annehmen, die aufgebrachten Gemüther der Bauern besänftigen, dem Kirchenpatron zureden, und wo möglich seine Absetzung hintertreiben wollte.

Der Prediger reißte zu dem Ende des folgenden Tages mit seinem Küster nach der benachbarten Stadt, wo der Justitiarius wohnte, und bat ihn die Akten, worinn das Kassationsurthel enthalten war, wofern sie noch nicht abgeschickt wären, zurückzubehalten, und den armen Schelm, der Besserung verspräche, vom nahen Untergange zu retten. Der Justitiarius wunderte sich sehr über den Vortrag des Predigers, weil ihm des Küsters gegen ihm bewiesene Tücke nicht unbekannt waren,

und

und wahrscheinlich würde des jetzigen Predigers Vorgänger, Stanzius diese Großmuth an ihm nicht bewiesen haben, und es ist wirklich zu bedauern, daß man der täglichen Erfahrung zufolge in dem ehrwürdigen Stande, wo man Sanftmuth, Hülfsbegierde und Vertragsamkeit am ersten vermuthen sollte, diese Tugenden so selten, und dagegen die Beyspiele von Erbitterung, Menschenhaß und Verfolgungssucht so häufig antrift.

Der Justiziarius ließ den Küster hereinkommen, der voller Angst und Beben vor der Thür lauschte, filzte ihn nochmals tüchtig aus, rühmte des Predigers unverdiente Großmuth gegen ihn, und erklärte auf des letzteren wiederholte Fürsprache: daß die Akten zwar bereits an das Konsistorium abgegangen, aber, so viel er wüßte, noch nicht zum Vortrage gekommen wären, daß, wenn der Prediger sich selbst nach B. bemühen, und dort bey den Beysitzern des geistlichen Gerichts sein Fürwort einlegen wolle, der Sache vielleicht noch zum Vortheil des armen Sünders abzuhelfen wäre, und er wolle des Predigers Interceßion mit einem vermittelnden Schreiben Namens des Kirchenpatrons begleiten. Unser Küster gieng also durch diese Versicherung und durch des Predigers Abreise nach B. getröstet nach Hause, und rief durch die

Erzählung deſſen, was vorgegangen war, seine todtkranke Wilhelmine, die für Gram und Kummer über ihres Mannes Unglück beynahe in Eliſiums kummerloſe Gefilde, hinüber geſchlummert wäre, ſo wie Orpheus ſeine Euridice, aus dem Reich der Schatten zurück, und alles, was in des Küſters Hauſe war, athmete neues Leben.

Der Prediger Brephobius, der ſeine Reiſen mehrentheils zu Fuße anzuſtellen pflegte (denn Hypochondrie aus vielem Sitzen und Lukubriren entſtanden, plagte ihn baß,) hatte diesmal einen ſehr übeln Weg nach B., denn das Waſſer war in einem Tage ſo ſtark angewachſen, daß er, als er nahe an die Stadt kam, beynahe ertrunken wäre. Es wuchs auch während ſeines Aufenthalts zu B. immer mehr an, ſo daß er einige Tage daſelbſt zu verbleiben und die Seinigen ſowohl als auch die ängſtlich harrende Küſterfamilie in Ungewißheit zu laſſen genöthigt war. Unterdeſſen hatten ſich ſchon verſchiedene Subjekte auf das verbreitete Gerücht von des Küſters Schluterius Abſetzung zu der vakanten Stelle gemeldet, und der Edelmann hatte bereits einen jungen Menſchen, der ſeine vierzigjährige Haushälterin zu heyrathen verſprach, auf den Dienſt Hofnung gemacht, weil er nicht glaubte, daß dem Prediger ſein Suchen in B. gelin-

lingen würde. Endlich kam der Prediger, sehnlich erwartet von der ganzen neugierigen und schadenfrohen Gemeine, am meisten erwartet von unserm Küster mit einem doppelten Reskript des Konsistoriums nach Kummersdorf zurück. Das eine war an den Edelmann von R. als Kirchenpatron zu Kummersdorf gerichtet, und enthielt einen derben Verweis, daß er es sich hatte beykommen lassen, durch seinen Gerichtshalter in einer Sache, die nicht für sein Forum gehörte, zu entscheiden, anbey wurde er benachrichtiget, daß auf des Predigers Fürsprache dem Küster die Strafe der Absetzung für diesmal erlassen, und er zur Wiedererstattung des Entwandten, auch Bezahlung der Unkosten angehalten sey. Das zweyte war ein Befehl an dem Küster, binnen acht Tagen vor dem geistlichen Gerichte zu B. zu erscheinen, um daselbst wegen seines sträflichen Verhaltens eine Weisung zu empfangen, und hiernächst im Beyseyn des Predigers und der Vorsteher der Gemeine Besserung anzugeloben. Dies gieng ihm nun zwar sehr sauer ein, denn es war ihm die empfindlichste Kränkung, in der demüthigen Stellung eines abbittenden Sünders vor seinen Bauern, denen dies Augen- und Selenweide war, zu erscheinen, und in ihrer Gegenwart sich den Kopf waschen zu lassen. Er mußte indessen seinem sündlichen Fleische zum Trotze durch diese Verleug-

nungsprobe hindurch; er empfing die Weisung wegen begangener Missethat mit christlicher Resignation, bedankte sich unter den tiefsten Verbeugungen für die gnädige Strafe, und gieng sobald er sie aufgeladen und Besserung versprochen hatte, in den nächsten Weinkeller, um wegen des ausgestandenen Kampfs und Ungemachs, womit es nun zu einem glücklichen Durchbruche gekommen war, seine matte Seele zu laben. Dies wurde ihm zwar von einigen, die es bemerkt und sein Schicksal vernommen hatten, sehr übel genommen, allein er war gewohnt, sich über manche Vorurtheile, die insonderheit den Geistlichen wegen der von ihnen geforderten Eingezogenheit zur Last fallen, philosophisch und weltbürgerlich hinwegzusetzen, und beschloß sich diesmal (das können wir ihm zum Ruhme nachsagen,) bey seinem Labetrunke der Mäßigkeit.

Am folgenden Sonntage hielt der Prediger Brephobius, dem das Murren der Bauern über des Küsters Wiedereinsetzung und ihr Verlangen nach einem neuen Küster zu Ohren gekommen war, eine auf diesen Umstand eingerichtete Predigt, über den Text: Freue dich des Falls deines Feindes nicht, und dein Herz sey nicht froh über seinem Unglück. Sein Hauptsatz war: Die beschämte Schadenfreude. Ich will euch zu-

zuerſt, ſagte er, dieſes Laſter beſchreiben, damit ihr euch darnach prüfen und beſſern möget; ich will euch alsdenn zeigen, wie es beſtraft und zu Schanden gemacht wird. Zum Eingange nahm er die Worte: „So jemand von einem Fehl „übereilt wird, ſo helft ihm wieder zurecht „mit ſanftmüthigem Geiſt, ihr, die ihr geiſtlich „ſeyd.“ Und weil er wußte, daß auch einige von ſeinen Herren Amtsbrüdern in der Nachbarſchaft, die dem Küſter Schlunterius ſein glückliches Entkommen aus der Gefahr der Abſetzung mißgönnten, ſo ſagte er bey Erklärung dieſer Schriftſtelle unter andern: daß der Ausdruck: ihr, die ihr geiſtlich ſeyd! nach der Abſicht des Apoſtels zwar alle und jede Chriſten im Gegenſatz gegen die fleiſchlichgeſinnten und laſterhaften Heiden bedeute, vornemlich aber die ſo genannten Geiſtlichen, die Lehrer und Prediger angehe. Dieſe müßten nach dem erhabenen Beyſpiele ihres Religionsſtifters Sanftmuth, Geneigtheit zu vergeben, und chriſtliche Duldung gegen Irrende und Schwache nicht allein predigen und ihre Zuhörer dazu ermahnen, ſondern auch ſelbſt ausüben und in der That beweiſen. Haß und kränkender Unwille gegen ſolche, die ſich vergangen, und durch ſchlechtes Verhalten ſich unglücklich gemacht haben, gezieme keinen Chriſten, am allerwenigſten einen

geiſt-

geiſtlichen Prediger, Mitleiden, Bedaurung, und ſchonendes Zurechthelfen ſey in ſolchen Fällen Chriſten- und Menſchenpflicht, und ein jeder müſſe für ſich ſelbſt Rechenſchaft geben."

Niemand wurde durch dieſe Predigt mehr erbaut, gerührt und zufrieden geſtellt, als unſer Schluterius. Die Thränen liefen ihm über die Wangen herab, denn ſein Gewiſſen ſagte ihm, daß er eine ſo glimpfliche und liebreiche Behandlung von Seiten des Predigers nicht verdient hätte. Er bat ſich nach geendigtem Gottesdienſte das Koncept von dem Prediger aus, um dieſe Predigt mit ſeiner Erlaubniß drucken zu laſſen. Er legte ſie in tiefſter Ehrfurcht ſeinem Kirchenpatron zu Füßen; die Zueignungsſchrift in Verſen hatte er ſelbſt ausſtudirt, die aber im Grunde mehr Satyre als Demüthigung war. Wir wollen nur etwas daraus mittheilen, denn wir haben ſchon oben geſehen, daß unſer Küſter in der Dichtkunſt nicht unerfahren war:

Ein armer Sünder legt ſich hier zu deinen Füßen,
Du läſſeſt groſſer Mann! ihn deine Huld genießen;
Sieh den gefallnen Knecht, doch ſtets in Gnaden an.
Und denk, daß wer da ſteht, oft plötzlich fallen kann.

Wir alle ſind verderbt, ſind alle arme Sünder,
Der König auf dem Thron, der Küſter auch nicht minder,
Der Schadenfreude Gift, lehrt dieſe Predigt fliehn,
Dein Haus, mein Gönner ſoll, wie unſre Saaten blühn.

Der

Der Edelmann hatte etwas zu grobe Sinnen, als daß er die in der Zueignungsschrift enthaltene Satyre hätte fühlen sollen; er hielt sie für ein förmliches Sündenbekenntniß vor den Augen der Welt abgelegt, freute sich, daß sein Name auch gedruckt bekannt wurde, und ließ den Küster mit einem halben Gulden, den er ihm zur Entschädigung wegen der Druckerkosten gab, ganz gnädig von sich. Prediger und Küster waren durch diesen Vorfall völlig miteinander ausgesöhnt worden, und dieser befließ sich, jenem in allen Stücken zu Gefallen zu leben, wofür er aus des Predigers Garten und Küche manchen nutzbaren Beytrag erhielt; aber zwischen dem Küster und den Bauern, die auf ihren alten störrischen Sinn beharreten, wollte es nicht Friede werden. Doch mußten sie sich endlich auf obrigkeitlichen Befehl fügen, ihn freundlich begegnen, und ihm ohne Weigerung geben, was ihm zukam.

Einst begleitete er seinen Prediger, dessen Ehegattin vor kurzem mit Tode abgegangen war, auf einer Reise nach S., und als sie auf der Rückreise begriffen waren, und aus einem kleinen Holze, welches der halbe Weg nach Kummersdorf ist, herauskamen, verlor der Prediger durch einen heftigen Windstoß seinen aufgespannten Regenschirm, und

und der Küster fiel neben ihm zu Boden. Als er aufgestanden war, eilte er ganz bestürzt mit so schnellen, verdoppelten Schritten davon, daß der Prediger ihn kaum einholen konnte. Athemlos erzälte er bey seiner Zuhausekunft: er habe unterweges ein großes, weisses Gespenst gesehen, welches neben dem Prediger eine gute Weile hergegangen wäre, es hätte zwar Menschengestalt, aber keinen Kopf gehabt, und sey an der Stelle, wo er gefallen wäre, verschwunden. Daß es mit dieser Erscheinung nicht natürlich zugegangen, meynte er auch daraus zu beweisen, daß der Regenschirm alles Nachsuchens ohngeachtet nirgends zu finden gewesen wäre. Schlunterius war über diesen Zufall so erschrocken, daß er wirklich in eine hitzige Krankheit verfiel, die seinem Leben ein Ende zu machen drohete. Sein Schwiegersohn, der prophetische Leinweber aus S. versicherte ihn aber, daß er an dieser Krankheit nicht sterben würde, und er wurde in der That nach einem Lager von drey Wochen mit Hülfe seiner guten Natur wieder hergestellt.

Sein ältester Sohn Nikodemus hatte sich indessen wider seinen Willen mit einer Bauernwittwe Margarethe Lankisch verheyrathet, und war selbst in dem Filiale Kostewitz Bauer und Hüfner gewor-

geworden, welches unserm Schluterius viel Herzeleid verursachte, denn er war sehr ehrgeizig, und hatte, wie er sagte, in seinem Leben mit lauter hübschen, artigen Leuten Umgang gehabt. Aber bald wurde dieses Herzeleid noch größer, als Nikodemus, der ein schlechter Wirth gewesen war und eben einen so schlechten Ehestand führte, sein Bauergut verließ, und unter die grünen Husaren gieng, wo er in einer Zänkerey, die wegen einer Buhlschwester entstanden war, erstochen wurde. Schluterius hörte die Nachricht davon erst nach einem halben Jahre, und zwar mit vieler Gelassenheit, meinte dabey, daß er besser dran wäre, als wenn er hätte mit zu Felde ziehen, oder ein Krüppel werden müssen. Er setzte hinzu: es hätte diesem Nikodemus, da er ein Knabe von acht Jahren gewesen, eine alte Frau das Prognostikon gestellt, daß er einst keines natürlichen Todes sterben würde; er hätte damals nicht darauf geachtet, und müsse sich doch nun wundern, es erfüllt zu sehen. Er dachte dem Dinge nach, und wäre durch das Nachdenken darüber beynahe auf den gottlosen Irrthum der Fatalisten, der alle Beruhigung in widrigen Schicksalen und alles freye Verhalten aufhebt, und in den nicht minder schädlichen Wahn derer, welche die Prädestination behaupten, verfallen, wofern ihn nicht der Prediger

Bre-

Brephobius, dem er seine Zweifel entdeckte, durch vernünftige Gegenvorstellungen auf andere Gedanken gebracht hätte. Dieser behauptete: daß, obgleich dergleichen Vorhersagungen von künftigen menschlichen Schicksalen, welche Gottes weise und gütige Vorsehung mit allem Fleiß vor dem Menschen verborgen hielte, bisweilen zufälliger Weise einträfen; so könne man sich doch nicht überhaupt darauf verlassen, und derjenige verrathe einen schwachen Verstand und ein schlechtes Herz, der Wahrsagern und Zeichendeutern mehr Glauben beymessen wollte, als den Versicherungen und Erwartungen der Religion. Er empfohl ihm das schöne Gellertsche Lied: Auf Gott und nicht auf meinem Rath, will ich mein Glücke bauen ꝛc. fleißig zu lesen, und durch diese und andere Betrachtungen ward er völlig von seiner Thorheit geheilt.

Und wie ein Hauskreuz selten ohne das andere ist, so gerieth dagegen, als Schluterius der Gefahr des Fatalismus entrunnen war, dessen Ehefrau Wilhelmine in eine andere Art der Raserey, die eine Folge ihrer letzten schweren Niederkunft und vielleicht auch des anhaltenden Grams seyn mochte, den sie seit einiger Zeit über mancherley widrige Zufälle und Fehlschlagungen, sonderlich

auch

auch über ihres Mannes zunehmenden Kaltsinn gegen sie genährt hatte. Sie bildete sich nemlich ein, als wenn sie beständig im Wasser gienge, welches sie zu ersäufen drohete, und hob daher, wenn sie auf der Straße war, ehe man sichs versahe, die Röcke bis unter die Arme in die Höhe, daß sie vor Jungen und Alten zum Gelächter ward. Zuweilen verschwand diese Einbildung, zuweilen kam sie wieder, sie redete sonst dabey ganz vernünftig und versah ihre häuslichen Geschäfte. Lange konnte man den Küster nicht überreden, einen vernünftigen Arzt bey seiner Ehefrau anzunehmen, denn er glaubte, es wäre blos eine Schwachheit der Seele, und es werde sich schon von selbst geben. Endlich überwand er seinen Geiz und entschloß sich dazu. Es gieng mit ihrer Genesung sehr langsam von statten, weil ihre fortdauernde Schwermuth die Wirkung der Arzneymittel hinderte, und sie auch sonst nicht diät genug lebte; doch wurde sie endlich durch den fortgesetzten Gebrauch nervenstärkender Mittel und der kalten Bäder wieder zurechtgebracht, und ihre bisherige Schwermuth verwandelte sich, nachdem sie genesen war, in eine ausschweifende Lustigkeit, wodurch sie in der Folge ihrem Manne Gelegenheit gab, eyfersüchtig und auf ihre heimlichen Gänge aufmerksam zu werden.

Er machte auch wirklich kurz darauf eine Entdeckung, die seinen Zorn über Wilhelminen entflammte; ein junger, wohlgewachsener Bauerknecht war der Liebling, und Schluterius wollte sich mit aller Gewalt scheiden lassen, nicht sowohl um seine Frau zu strafen, als vielmehr um eine frische zu bekommen, denn er liebte die Veränderung. Es kam aber nicht zu einem völligen Bruche, der Prediger gab sich alle Mühe, die streitigen Partheyen zur Verhütung des Aergernisses mit einander auszusöhnen; der Sünder vergab der Sünderin, die jenen ebenfals mit andern Weibspersonen in Verdacht hatte, und beyde versprachen, den Rest ihrer Tage in Friede und Ruhe zuzubringen, und auch sonst ein ordentliches Leben zu führen. Der junge Bauerknecht war indessen mit dieser Aussöhnung nicht zufrieden, und weil er wußte, daß der Prediger Brephobius dieselbe zu Stande gebracht hatte, so hielt er diesen für seinen Feind und Vergnügensstörer, und beschloß, sich an ihm zu rächen. Die Art der Rache war sonderbar. Er schlich sich Früh und Abends in des Predigers Garten und Hintergebäude, stohl ihm allerley Federvieh, und ließ es, wenn er es erwürgt oder gelähmt hatte, liegen, ohne davon Gebrauch zu machen. Auch die Obstbäume in dem Pfarrgarten schütteite er, wenn er glaubte, von niemanden

gestört zu werden; einiges davon genoß er, das übrige davon warf er über den Zaun oder in die Mistpfütze, machte auch Löcher in die Erde, die er locker zudeckte, damit des Predigers Gesinde drüber fallen sollte. Der Prediger hatte einen schlauen Knecht. Dieser machte sich anheischig, dem Spaßvogel aufzulauern und ihm, dafern er ihn erhaschen würde, einen derben Denkzettel zu geben. Dies erlaubte ihm der Prediger. Nur schone, sagte er, wenn du ihn fängst, seiner Gesundheit und seines Lebens. Der Knecht lud sich eine Flinte voll Schrot, und legte sich in einem finstern, durchlöcherten Stall des Hintergebäudes, wo er nicht gesehen werden konnte, aufs Lauern. Der Obstdieb erschien, kletterte auf einen hohen Birnbaum, und fing an, wacker zu schütteln. Der Knecht legte an, und als er eben in der besten Arbeit war, schoß er ihn gerade in den Hintern, daß er rücklings herunter purzelte und mit grossem Geschrey auf das untenliegende und zusammengemähte Gras fiel, weshalb er, die Verletzung des Hintertheils ausgenommen, ohne weiteren Schaden davon kam. Auf das Geschrey kam alles herbeygelaufen, was in und neben der Pfarre war; man trug den verwundeten Spaßvogel, der für Schreck in Ohnmacht gefallen war, ins Haus, ein alter Dorfbarbier verband ihn, man goß ihm

Was-

Wasser ins Gesicht, und bald erholte er sich wieder. Als er wieder besser war, kam er auf acht Wochen ins Zuchthaus, und des Predigers Knecht mußte für sein unbefugtes Schießen ebenfalls acht Tage einkriechen, worüber er in der Meinung, er hätte ein gutes Werk gethan, und seines Herrn Eigenthum gerettet, sehr entrüstet war.

Der Prediger Brephobius hatte indeß zum andern Male geheyrathet, und weil er mit dem Kirchenpatron sowohl, als mit der übelgesinnten Gemeine in beständiger Unainigkeit lebte, sich von Zeit zu Zeit Mühe gegeben, eine anderweitige Versorgung zu erhalten. Kummersdorf führte überdies den Namen mit der That. Die einsame Lage des Dorfs, die schlechte Beschaffenheit des Bodens, der hartnäckige und boshafte Sinn der Gemeine, und die Beschwerlichkeit des Amts überhaupt bey sehr mäßigen Einkünften machten den dortigen Aufenthalt einem Manne, der die große Welt gesehen, und an menschliche Gesellschaft sich gewöhnt hatte, unangenehm. Schlutterius war mit der neuen Pfarrfrau nicht zufrieden, theils weil er ihm eine andere junge Person in der Nachbarschaft jenseit des Meeres, die nach seiner Meinung hübscher und reicher war, vorgeschlagen hatte, theils

weil

weil sie ihren Mann von dem öftern Umgange mit dem Küster, und von der gar zu großen Gefälligkeit und Freygebigkeit gegen ihn zurückhielt, welches er ihr als einen Hochmuth anrechnete. Er lobte daher oft in ihrer Gegenwart die selige Frau Pfarrerin, ihre Häuslichkeit und Wohlthätigkeit gegen die Armen, und das nahm ihm die neue Pfarrfrau so übel, daß sie ihm immer abgeneigter ward, und sobald sie ihm kommen sahe, davon gieng. Endlich waren die Streitigkeiten des Predigers mit der Gemeine zu einem völligen Bruch gediehen, und ersterer legte aus Verdruß, ohne eine bessere Versorgung abzuwarten, sein Amt nieder, schickte seine Frau, der es auch auf dem Lande nicht gefallen wollte, und mit welcher er ebenfalls wegen Familienangelegenheiten und unerfüllt gebliebenen Versprechungen sich entzweyt hatte, ihrem Vater wieder zurück, und begab sich nach gehaltener öffentlichen Abschiedspredigt, um ein akademisches Lehramt zu suchen, auf die Universität Oxford. Hier und auf den andern beyden Universitäten, auf welchen er sich hernach eine Zeitlang aufhielt, und insonderheit mit ganz gutem Erfolge den Schriftsteller machte, mußte er auch durch mancherley Schicksale, durch gute und böse Veränderungen hindurchgehen, die es ihn oft bereuen ließen, sein Amt in Kummersdorf einem

eigen:

eigensinnigen Edelmanne zu Gefallen aufgegeben zu haben, bis er endlich nach vielen vergeblichen Versuchen, zu einem größeren Wirkungskreise zu gelangen, zu dem Pfarramte nach Heiligenbeil in Hinterpommern berufen ward, wo er jetzt an einer neuen und für jedermann faßlichen Erklärung der Apokalypse, und an einem neuen Religionssystem arbeitet, welches den Titel: Theologia popularis, oder die allgemein verständliche Theologie führen wird.

Niemand war mit des Prediger Brephobius Abzug von Kummersdorf unzufriedener, und bey seiner Abschiedspredigt gerührter, als der Küster Schluterius. Denn er verlor an ihm eine große Stütze, einen treuen Rathgeber und einen gefälligen Beystand in allen seinen Verlegenheiten. Er sahe aus den gelegentlichen Aeußerungen seines Nachfolgers vorher, daß er es bey diesem nicht so gut haben würde, und er mußte wirklich unter dieses Predigers Amtsführung für die gegen den vorigen bewiesenen Unarten und für den Mißbrauch seiner Gewogenheit büßen. Denn der neue Prediger in Kummersdorf, ein gewisser Hafnitius hatte sichs vorgenommen, schlechterdings die Klippen zu vermeiden, woran sein Vorgänger gescheitert war.

Der

Der Prediger Hasnitius, aus der Mittelmark im Rübenlande gebürtig, hatte seine Studia zwar auf der Universität zu Halle, hauptsächlich aber auf den nahegelegenen Dörfern Passendorf und Schlettau getrieben, an welchen Oertern er, um nicht durch vieles Studieren milzsüchtig zu werden, seine Seele durch allerley dort vorfallende Abwechselungen zu erheitern, und seinen Magen durch Merseburger Bier, welches dort wie Milch und Honig floß, zu stärken bedacht war. Eine kleine Anekdote von dessen Ankunft auf der Universität und von dem, was ihm zu Schlettau in den ersten Tagen seines akademischen Lebens begegnet ist, können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, da die Geschichte dieses Mannes als Seelenhirten betrachtet, mit der Geschichte unsers Küsters der prästabilirten Harmonie zufolge natürlicherweise zusammenhängt. Zwey Tage war dieser Hasnitius Student, und hatte sich funkelnagelneu in die Farbe der Hofnung, welches bey uns zu Lande die grüne ist, gekleidet, als er von einigen seiner Landesleute, welche damals auf dieser Akademie die durchtriebensten Vögel waren, ersucht wurde, mit nach Schlettau zu gehen, um daselbst einer Trinkgesellschaft, die in der Sprache der Studenten Commersch benamset wird, beyzuwohnen. Er weigerte sich anfangs, denn er war

sehr blöde und in dem Lauf der Welt unerfahren von seiner Mutter Brüsten gekommen, mußte aber endlich, um kein Sonderling zu scheinen, den Instanzen der Menge nachgeben. Wie dem züchtigen und zur Nüchternheit gewöhnten Jünglinge zu Muthe ward, als er von einer braunen, äußerst gefälligen Dorfnymphe eine Schleifkanne Merseburger nach der andern auf den Sa[illegible]er, wo die Gesellschaft sich versammelt hatte, hinanschleppen sahe, kann man sich leicht ohne unser Erinnern vorstellen. Von ohngefehr war es dem Vorsteher dieser Trinkgesellschaft, einem gewissen Petzkovius zu Ohren gekommen, daß Hafnitius schon in seinen Schülerjahren ganz artige Verse gemacht hätte, und daß er in den Reimen aus dem Stegereif Meister wäre. Was brauchte es mehr, um den Vorsteher und durch ihn die ganze Gesellschaft, die aus funfzig Personen bestand, anzureizen, an den neuen Ankömmling eine poetische Aufforderung zu thun, und ihn um einen kleinen Beytrag zu ihren akademischen Trinkliedern zu ersuchen. Der arme Schelm befand sich im Gedränge, er versicherte zwar, daß, ob er gleich einige gute Anlagen zu einem glücklichen Reimer hätte, dennoch so genannte Impromptos, das ist, Gedichte aus dem Stegereif, seine Sache gar nicht wäre; allein es half nichts, er mußte, da die Reihe an ihn kam,

ein

ein neues Verschen von eigener Kompoſition ſingen, und da brachte er in der Angſt folgendes heraus, welches nachher authentiſchen Nachrichten zufolge in den Kodex der Studentenlieder zu ſeinem immerwährenden Andenken aufgenommen worden iſt:

Herr geadter Leaienen!
Laß uns hier in Friede wohnen
Von dem Merſeburger Bier!

Daher geſchahe es nun, wie leicht zu vermuthen, daß er, deſſen Körper viel Flüßigkeiten bedurfte, an Geſellſchaften und Beluſtigungen dieſer Art gar bald Geſchmack fand, und wöchentlich zwey oder drey Mal kleine Wallfahrten nach Paſſendorf und Schlettau anſtellte. An dem letzteren Orte ſahe man ihn am öfterſten. Denn ein gewiſſes Juſtinchen, ein Frauenzimmerchen mit ſchwarzbraunen Aeuglein und kaſtanienbraunen Haaren war der Magnet, welcher ihn dorthin zog, und ihn manche Vorleſung zu verſäumen verleitete. In dieſes Frauenzimmer verliebte er ſich, jedoch in allen Ehren, und war zufrieden, wenn er in ihrer Geſellſchaft und von ihren zarten Händen eingeſchenkt ſeinen Krug Merſeburger trinken, oder ſie in die vollen Backen kneipen, oder auch dann und wann ein Mäulchen, und was dem anhängig iſt, in allen Ehren, verſteht ſich, ihr ablauern konnte.

Als er endlich, nachdem seine mitgebrachte Schulweisheit größtentheils in Schlettau und auf der Eselswiese verdunstet, und von akademischer Gelehrsamkeit, ausser dem, was in den abgebrochenen Heften stand, kaum so viel, als man in den Augen leiden, oder mit einer Kinderhand umspannen kann, eingesammlet hatte, verließ er endlich die Universität, wiewohl sehr ungern, auf wiederholtes, dringendes Verlangen seines Vaters. Justinchen wollte ihm nicht aus dem Kopfe, und überall wo er nur hinsah, stand sie ihm vor Augen. Der Abschied war sehr rührend und traurig, Thränen flossen, wie die braunen Fluthen des Merseburgers; ein Kuß und ein Seufzer verdrängte den andern, und sie versprachen sich einander in Hofnung des baldigen Wiedersehens ewige Treue, die nach der verschiedenen, sehr unbestimmten Bedeutung des Worts ewig oft zwey, drey und mehr Jahre, oft aber auch noch weniger zu währen pflegt. Er kam von der Universität nach Meklenburg in eine sogenannte Kondition. Hier studirte, betete und predigte er fleißig, trieb Hollazens theologisches Kompendium und andere Anweisungen dieser Art mit allem Fleiß, kreuzigte sein Fleisch sammt allen Lüsten und Begierden, und wurde auch bald bey einer vorgefallnen Vakanz mit aufgestellt, hatte aber, weil dort die Gemeine zu wählen hat, und

seine

ſeine kleine unterſetzte Figur vielen nicht anſtund, zweymal das Schickſal, durchzufallen. Er gieng endlich, dieſer Fehlſchlagungen und des geräucherten Fleiſches überdrüßig in ſein Vaterland zurück, und hatte bald das Glück, mit einer kleinen Stelle, womit Hoffnung weiterer Beförderung verbunden war, verſorgt zu werden. Er fand viel Vergnügen am Landleben, an Säen und Pflanzen, und an allem dem lieben Vieh, welches auf Dörfern und Flecken mit und ohne Hörner aus und eingetrieben wird: empfand auch bald, nachdem er zum Prieſter geweihet war, einen innerlichen Beruf zum Heyrathen. Er meldete ſich daher, als er hörte, daß der Prediger Brephobius abgehen wollte, zu der hierdurch erledigten Pfarrſtelle zu Kummersdorf, und erhielt ſie, weil er Geld hatte, und die Anzahl der Kompetenten nicht groß war, ohne alle Weitläuftigkeit. Was ferner von dieſem Manne zu ſagen, iſt ſein erſtes und ſein letztes, ſein öffentliches und häusliches Leben, ſeine Vieh- und Kinderzucht, ſeine großen und kleinen Fehler, ſein Verhalten gegen die Bauern und gegen den Edelmann, ſeine gelehrten Werke und Entdeckungen, wovon die meiſten zur Zeit noch Embryonen ſind — — das alles iſt beſchrieben und der Länge nach zu leſen in dem Buche, welches wir nach unſerm Tode herauszugeben, und mit dem Titel:

Denk-

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des berühmten Kirchenlehrers Hafnitius zu zieren gedenken. Nächstens soll dieses Werk in allen gelehrten Zeitungen angekündigt, und eventualiter auf den casum mortis Pränumeration darauf angenommen werden. Der Pränumerationspreis wird eine feine Mark seyn; die Herren Geistlichen, und was in deren Anhange sich befindet, zahlen nach Belieben. — —

Wir kommen nun auf den letzten Abschnitt unserer Küstergeschichte, und bitten unsre geneigte Leser, uns die bisherige kleine Ausschweifung, wodurch der Held dieser Geschichte auf einige Augenblicke aus ihrem Gesichtspunkte hinweggerücket worden, zu Gute zu halten. Wir müssen, um dieser Nachsicht und dieses Zugutehaltens würdig zu werden, sollten auch unsre Herren Kollegen in der Autorzunft uns dies Geständniß verargen, offenherzig gestehen, und gutwillig einräumen, daß Episoden dieser Art zu den schriftstellerischen Kunstgriffen gehören, wodurch man dem Leser, damit er nicht bey einerley Gegenstand verweile, und ihm die Zeit lang werde, Muth machen will, weiter zu lesen, den abgerissenen und wieder angeknüpften Faden aufzusuchen, und nicht eher zu ruhen, er habe denn den Mann, dessen mehr oder minder wun-

wunderliche Schickſale ihn intereßiren, bis zu ſeiner Grabesſtätte begleitet, und alſo das ganze Buch vollendet. Der gute Vater Homer hat auch ſeine Epiſoden, wo er ſeine Helden ſchmauſen und ausruhen läßt, und man leſt ſie mit Vergnügen und lobt ihn darum.

Schluterius ſpürte nun, da er wieder einen neuen Prediger, welches in allem, ſeinen vorigen Dienſt dazu gerechnet, ſein fünfter Prediger war, bekommen hatte, zuſehends die Abnahme ſeiner Kräfte; alle Kleider wurden ihm zu weit; ſein Bauch ſchwand und mit ihm ſeine Neigung zu den Ergötzlichkeiten des Tiſches; es wollte ihm weder Wein, noch Brandtwein, weder Bier noch Kaffee mehr ſchmecken; er war träge zu allen Geſchäften, und ſagte es vorher, daß ſein Ende nahe ſey. Er hatte immer viel von Ahndungen gehalten, und nun hatte er eine, welche ihn in der Vorſtellung ſeines nahen Todes beſtärkte. Ein Küſter in ſeiner Vaterſtadt, der ſein guter Freund und Gevatter, und mit ihm auferzogen war, lag an einer gefährlichen Krankheit darnieder, und ſtarb daran. Sie hatten ſich einander lange nicht geſehen, und der Sterbende hatte eine große Sehnſucht nach unſern Schluterius, ob es gleich wegen Kürze der Zeit und Entlegenheit der Oerter

nicht

nicht möglich war, ihn kommen zu lassen, und unserm Schlutterius blieb dessen Krankheit und Tod bis nach seinen Begräbnisse verborgen. An einem schönen Sommerabend, da er bey Mondenschein in seinem Garten saß, und die mancherley Begebenheiten seines vergangenen Lebens durchdachte, sah er auf einmal, indem er aufblickte, die Gestalt seines Freundes im weissen Sterbekleide zur Gartenthür, die gleichwohl verschlossen war, hereinkommen; er erschrack heftig und wußte nicht, ob er gehen oder bleiben, reden oder schweigen sollte. Die Gestalt rauschte bey ihm vorbey, kehrte sich wieder um, winkte ihm zu folgen, und verschwand. Das wird mir meinen Tod bedeuten, sagte er bey sich selbst; der ist voran, ich nach, und wurde immer ernsthafter. Bald darauf bekam er Nachricht aus T., daß zu eben der Zeit, da er die erwähnte Ahndung oder Erscheinung gehabt hätte, sein Freund an der Wassersucht gestorben wäre, und er ein großes Verlangen nach ihm gehabt hätte. Er schrieb an die hinterlassene Wittwe folgenden Trostbrief, den er durch seine Schulknaben sehr sauber abschreiben, und unter seinen übrigen Schriften beylegen ließ.

Gott zum Gruß!
liebe Frau Gevatterin!

„Es thut mir herzlich leid, daß Sie ihren „guten Mann verloren hat, und ich bezeuge ihr „hiermit nicht allein meine aufrichtige Theilneh„mung an ihrem Schmerze, sondern wünsche auch „von Herzen, daß der, der ihn heimgeholt hat, den„selben lindern, ihre Thränen abwischen, und ihren „Verlust einigermaßen ersetzen möge. Gottlob! „er ist hinüber, und ich werde ihm hoffentlich bald „folgen, denn ich spühre die Vorboten des Todes „in meinen Gliedern. Fasse Sie nur einen fri„schen Muth! was hilft ein heidnisch Grämen? „Der liebe Gott wird alles wohl machen. Seiner „Aufsicht und Fürsorge empfehl' ich Sie und Ihre „Kinder; es ist ja nur um ein klein Weilchen zu „thun, so sind wir auch hinüber, und dann auf „ewig beysammen, so Gott will! Ich verbleibe „übrigens

Ihr

guter Freund und Gevatter
Schluterius.

Er

Er begleitete diesen Brief mit einer poetischen Grabschrift auf den Verstorbenen, welche freilich gegen diesen Brief sehr absticht, und ein Beweis von der Abnahme seiner Seelenkräfte ist. Sie war auch die Frucht einer Abendbeschäftigung, da hingegen jener früh nüchtern, wo Leib und Seele heiter sind, aufgesetzt wurde. Hier ist die Grabschrift, wie sie auf dem Gottesacker zu T. befindlich, und einer gewissen Sammlung neuer Sinngedichte zu lesen ist:

Hier ruhet Peter Melcher,
Ein Küster gewesen ist welcher,
Hat gelebt in Ehren und Zucht,
Und ist gestorben an der Wassersucht,
Hat gehabt zwo Beinlein zart,
Und getragen einen Knebelbart.

Der Kinder und der Jahre viel,
Ihn lobt mein Lied, ihn preißt mein Kiel.
Wer dieses liest, gedenke dran,
Daß unser eins auch sterben kann,
Du habest wenig, hättest viel,
Denn Sterben ist kein Kinderspiel. — —

Dies war seine letzte poetische Arbeit und also gewissermassen sein Schwanengesang. Er wollte auch noch eine poetische Predigt, die er in seinen jüngern Jahren angefangen hatte, zu Ende bringen, aber der dichterische Geist verließ ihn und er konnte keinen schicklichen Reim mehr erhaschen, so sehr er auch darnach jagte: denn die Dichtkunst

war

war in seinen Nebenstunden seine Lieblingsbeschäftigung; wo er einen Dichter auftreiben konnte, da wars ihm Seelenspeise, und er ruhete nicht eher, bis er ihn durch hatte. Seine Wilhelmine kränkelte indeß auch immerfort, und es schien beynahe, als wenn die beyden Eheleute ein Grab umschliessen würde; doch hatte die Frau Küsterin noch nicht rechte Lust zu sterben, wohl aber Hoffnung, daß ein junger Ehegatte ihr Gesundheit und Kräfte und Gemüthsheiterkeit wiedergeben würde. Sie mußte aber noch länger, als ein Jahr auf die Erfüllung ihrer Wünsche warten. Denn Schlutterius bekam seines verstorbenen Gevatters Krankheit, die Wassersucht, und es währte lange, ehe er davon aufgerieben wurde. Seine strange Diät verlängerte ihm das Leben. Er bekam in der letzten Zeit seines Lebens einen Wahrsagergeist, prophezeihte unter andern Krieg unter den europäischen Mächten, den nahen Verfall des Pabstthums und des türkischen Reichs, und wichtige Reformen in dem theologischen Lehrgebäude, worüber die halbe Welt, wie ehemals bey Luthers Reformation in Bewegung kommen würde. Er sagte auch: die jungen Leute, die jetzt die Gottesgelahrtheit studiren, würdens künftig gut, aber auch alle Hände voll zu thun haben, denn es würde gegen das Ende dieses Jahrhunderts ein solcher Mangel

an

an geiſtlichen Kandidaten, und geſchickten, zum Predigtamt tauglichen Subjekten ſeyn, daß man ſich genöthigt ſehen würde, viele geiſtliche Pfründen einzuziehen, und Belohnungen für diejenigen auszuſetzen, welche ſich dieſem Stande widmen wollten. Auch die Küſter würden es alsdenn beſſer haben, und nach Maaßgabe der Zeit, da ſie gedienet, zu größeren Ehrenſtellen gelaſſen werden. Dies pflegte er das goldne Zeitalter der Geiſtlichkeit zu nennen, und bedauerte es, daß er es nicht erleben ſollte. Sein Sohn Benjamin, behauptete er, würde es erleben, und in dieſem Zeitalter eine große Rolle ſpielen. Er ſetzte ſich auch nieder, ein Buch ſolcher Weiſſagungen unter dem Titel: Blicke in die Zukunft zu ſchreiben, wurde aber durch den Tod an der Ausführung ſeines Vorhabens verhindert. Er würde der neugierigen Welt durch dieſes Buch nach ſeiner und unſerer Meinung einen wichtigen Dienſt geliefert haben, und beklagte die Welt, als er merkte, daß er nicht im Stande ſeyn würde, damit hervorzurücken. Und hiermit gieng es ihm ohngefehr, wie jenem franzöſiſchen Prediger, einem gebornen Gaſkonier. Dies war ein Mann de malheureuſe memoire (unglücklichen Gedächtniſſes). Einſt ſtieg er auf die Kanzel, um einen Vortrag zu halten; allein er hatte den Anfang ſeiner Predigt vergeſſen und

auf

auf das nachfolgende konnte er ſich auch nicht beſinnen. Er rieb ſich die Stirne, konnte aber nichts herausbringen, und ſagte endlich, da er unverrichteter Sache heruntergehen mußte, zu ſeinen Zuhörern: Meine Lieben! wie ſehr bedaure ich euch, ihr verliert eine herrliche Predigt.

Mit dem Hervorrücken und mit dem Schreiben fürs deutſche Publikum (weil einmal davon die Rede iſt) iſts nun freilich ſo eine Sache. Ihr, die ihr Beruf, das iſt Geſchick zum Schriftſteller habt, erwägt doch ja, ehe ihr ſchreibt nach Horazens Vorſchrift, was eure Schultern tragen und nicht tragen können, und geht dann fein behutſam und beſcheidentlich zu Werke. Aber laßt euch auch nicht um Gotteswillen von privilegirten Cenſoren und vermeinten Diktatoren in der gelehrten Republik hofmeiſtern oder ins Bockshorn jagen, oder gar abſchrecken, neue Kräfte zu verſuchen, ehe ſie ſtumpf werden. Hätte der bekannte Stifter gewiſſer weltbürgerlicher und menſchenfreundlicher Anſtalten, wobey es mit der ganzen vorgegebenen Menſchenfreundſchaft auf Geldſchneiderey angeſehen iſt, das Manuſkript dieſes Romans, oder dieſer Geſchichte, wie mans nennen will, geſehen, gewiß er hätte die Herausgabe deſſelben widerrathen, weil er allein gern Schriftſteller und Refor-

mator

mator und alles in allen seyn will. Und doch schreibt der alte Sünder, der bald Arianer, bald Socinianer, bald Herrnhuter, bald Theosoph, bald gar nichts ist, solch verwirrtes und unnützes Zeug zusammen, womit man Mäuse und Gespenster verjagen könnte. Friede zwischen der wohlgesinnten Vernunft und dem wohlverstandnen Urchristenthume, dem Christkirchenthume entgegengesetzt; ein herrliches Buch! eine noch herrlichere Sprache! Wenn das nicht die Religion und die Bibel, die er zu vertheidigen vorgiebt, geschändet und mit Worten und Wahrheiten gespielt heißt, so weiß ich nicht, was man dafür annehmen soll. Und das Widerlegung der Fragmente? Und das Gründung, Vertheidigung des Urchristenthums? Nun so mag der verehrungswürdige Ungenannte mit samt dem verehrungswürdigen Apologeten zum *** fahren, und die Religion, die er zu allen seinen Absichten mißbraucht, und bald in diese, bald in jene Form gießt, sich selbst vertheidigen lassen. Wir brauchen und verlangen einen solchen Apologeten nicht.

Wie wir zu dieser Digreßion kommen, das wird dich wundern, lieber Leser; aber hör nur an, wie's zugeht, und wie's zusammenhängt. Siehst du, wir handeln doch eben von den letzten Tagen un-

unſers Küſters Schlunerius, und wollen, was darinn noch Merkwürdiges und Erzählbare ſich ereignet hat, gern mitnehmen. Da hat ſichs nun zugetragen, daß unſern Schlunerius vier Monat vor ſeinem Ende, da er ſchon abwechſelnd bettlägerig war, ſeinen Sohn Benjamin, ein Student aus Halle beſuchte. Dieſer erzählte ſeinem nach akademiſchen Neuigkeiten begierigen Vater: es wäre ſeit kurzem Mode geworden, daß die Studenten alle mit abgeſtutzten Haaren giengen, wie die Schulmeiſter auf dem Lande. Und das hätten ſie einem gewiſſen Perukenmacher zum Poſſen gethan, der ſie beleidigt hätte, und das Muſter zu dieſer Schäfertracht hätten ſie von einer benachbarten ſo genannten philantropiſchen Schule genommen, wo man überhaupt wie im Stande der Unſchuld lebte. Da ſey es nun geſchehen, daß einer der häſſlichen Perukenmacher, der einen der dortigen Gelehrten, welcher ein Freund der philantropiſchen Erziehungsanſtalten geweſen, zu bedienen gehabt, ſich über dieſes Unweſen beſchwert und ſich ſo gegen ihn heraus gelaſſen hätte: „Der Poſito, der verwünſchte Poſito in D. hat „uns auch viel Schaden gethan, denn er hat die „Studenten zu dieſer närriſchen Tracht, die uns „um's Brod bringt, verleitet.„ Ueber dieſen Einfall des Perukenmachers und über dieſe Namensver

ſtüm-

stümmelung lachte Schlüterius so herzlich, daß ein Geschwür, welches er in der Lunge hatte, aufbrach, und er für diesmal wieder gesund worden wäre, wenn er nicht zugleich an der leidigen Wassersucht laborirt hätte. Er gab seinem Sohn Benjamin, als er abereiste, denn er hatte seine akademische Laufbahn noch nicht vollendet, seinen väterlichen Segen; sprach vorher vieles mit ihm vom zukünftigen Leben; vom erfreulichen Wiedererkennen und Wiederbeysammenseyn hier getrennter Freunde und Anverwandten; von der Art des Staunens, welche die Seele gleich nach ihrer Trennung vom Leibe empfinden müßte: und ermahnte ihn, das Studium der heiligen Schrift, welches viele der heutigen Theologen für entbehrlich hielten, ja nicht zu vernachläßigen, denn das sey, wie er von dem vorigen Prediger Brephobius und von andern wackern Männern gehört hätte, neben der Kenntniß der alten Sprachen und Kirchengeschichte das Fundament aller wissenschaftlichen Erkenntniß der Religion; er solle übrigens böse Gesellschaften meiden, sein nüchtern und mäßig seyn, niemand, auch den Geringsten nicht beleidigen, sich gern belehren lassen, und sich nichts erlauben, was ihm im Zeitlichen unglücklich machen oder ihm zu einem Vorwurf in seinem künftigen Amte gereichen möchte. Der Sohn versprach,

zu

zu gehorchen, begab sich auf die Reise, und die frommen Wünsche des lüsterlichen Hauses und die Thränen der Wilhelmine, denn sie hatte ihn so lieb, wie ihren eigenen Sohn, begleiteten ihn.

Schluterius, dessen Krankheit mehr zu als abnahm, hatte das Glück, kurz vor seinem Tode eine reiche Erbschaft zu thun, welche ihm durch das Absterben eines nahen Anverwandten, der ein unverheyratheter Geistlicher in Danzig war, unvermuthet zufiel. Er freute sich zwar darüber, aber diese Freude wurde durch die Vorstellung, daß er das schöne Geld nicht würde für seine Person nutzen können, unterbrochen, denn er fühlte sein Ende immer näher herannahen, und hatte gleichwohl die Anhänglichkeit an das Zeitliche, und das Vergnügen an dem Besitz irrdischer Güter, welches alle Erdensöhne gefangen hält, noch nicht überwunden. Er pflegte selbst über dieses beschwerliche und langsame Ertödten des alten Adams sich zu beklagen, und wenn er hierauf zu sprechen kam, bey heitern Augenblicken folgende Geschichte, die darauf Bezug hat, zu erzählen.

Ein alter Prediger in der Mark, sagte er, predigte einst in der Peterskirche zu B. über die Stelle: „Ziehet den alten Menschen aus, der

„durch Lüste in Irrthum sich verderbet.“ Sein Thema war die Ersäufung des alten Adams, und die Eintheilung: 1) was der alte Adam ist, und worinn er sich äußert; 2) wie er zu ersäufen ist. Als er an den zweyten Theil kam, sagte er: Ich habe euch gezeigt, was der alte Adam ist; nun werdet ihr mich vors andre fragen: Lehre uns nun, wie er zu ersäufen ist, denn daran ist uns am meisten gelegen. Antwort. Wie einen Hund! Wenn ihr einen Hund ersäuft, wie macht ihrs denn? Nicht wahr! ihr bindet ihm einen Stein an den Hals, und werft ihn ins Wasser? Und wenn er denn, wie's oft geschicht, wieder hervorkommt, und nicht zu Grunde gehen will, so nehmt ihr einen Prügel; und schlagt ihn so lange auf den Kopf, bis er untertaucht und unsichtbar wird. Eben so den alten Adam. Duckt er wieder auf, immer so lange auf den Kopf geschlagen, bis er endlich zu Grunde geht. Aber's Gebet nicht vergessen, sonst hilft der Prügel auch nichts. — —

Dergleichen Anekdoten von Predigern und Priestern und andern Kirchenbedienten hatte er mehr vorräthig in seinem Schnappsacke, und sie waren ihm so geläufig, daß er sogleich in Ermangelung anderer Materialien eine ganze Gesellschaft damit zu unterhalten wußte. Von den meisten, die

er

er erzählte, versicherte er selbst Augen- und Ohrenzeuge gewesen zu seyn, und wer im Geringsten sichs merken ließ, an der Wahrheit derselben zu zweifeln, der hatte seinen ganzen Unwillen, und über den sprach er in seinem historischen Amtseifer das Anathema aus. Widerrede konnte er überhaupt nicht leiden, er wurde darinn immer eigensinniger, je älter er ward, und er fing seine Erzählungen, sonderlich wenn er merkte, daß ihn jemand unterbrechen wollte, gemeiniglich mit der Formel: Erlauben Sie, an.

Wir erinnern uns überhaupt nicht, einen Mann gekannt zu haben, der die Gabe, gut und angenehm zu erzählen, und die unwahrscheinlichsten Dinge wahrscheinlich zu machen, in einem so hohen Grade besessen hätte, als unser Schlutterius. Auch die gemeinsten und abgedroschensten Dinge, Gespenster und Hexenhistörchen wurden erträglich, wenn er's über sich nahm, einem und den andern an langen Winterabenden die Zeit damit zu vertreiben. Insonderheit war er ein großer Kinderfreund und hatte alles, was in neueren Zeiten über die Erziehung geschrieben ist, sonderlich die Arbeiten des berühmten Herrn von R** gelesen und dessen Anstalten zur Schulverbesserung auf dem Lande mit großem Vergnügen vernommen. Er war aber mit

dieſem Manne aus einer andern Urſache ſehr unzufrieden. Er hatte ihm nicht allein auf ſeinen Namenstag ein ſchön Gedicht gemacht, welches er ihm auf Attlas gedruckt zuſandte, ſondern er hatte ſich auch zur Zeit ſeiner Verlegenheit, da er in Gefahr war, ſein Amt zu verlieren, an ihm gewendet, und ihn in den demüthigſten und beweglichſten Ausdrücken um ſeine Fürſprache zu ſeiner anderweitigen Verſorgung gebeten. Dieſer aber antwortete ihm lange nicht, und ſchrieb ihm endlich bey Ueberſendung einer halben Piſtolette: „Wenn er noch willens wäre, die Werke Gottes „redlich zu treiben, ſo ſolle er nach Weſtindien „oder nach Amerika gehen, da fehle es an „treuen Arbeitern, und da könne er ja mit Ab„ſchreiben oder Unterrichtgeben ſein Brod ver„dienen; ein Küſteramt möchte ihm ſchwerlich wie„der zu Theil werden.“ Dies verdroß unſerm Küſter über die Maßen, und er antwortete ihm: er brauche nun ſeiner Fürſprache nicht, er werde ohne ihn fortkommen, er ſey ſeiner Verſorgung auf Lebenszeit gewiß, es ſtehe geſchrieben: Bleib im Lande und nähre dich redlich! und er bäte ihn künftig mit dergleichen Rathſchlägen, wenn er keine geſchenkere wüßte, zu verſchonen.

Uns dünkt, Schluterius hatte hierinn nicht unrecht, und wir können nicht bergen, daß wir demjenigen, der uns in ähnlichen Fällen so gerathen hätte, ohne Rücksicht auf seinen Stand eine noch derbere Zurechtweisung ertheilt haben würden. Leute, die sich im Unglück und in Verlegenheit befinden, sind ohnehin gekränkt genung, und eben um ihrer Verlegenheit, und um der vielen traurigen Erfahrungen von Nichtigkeit der Menschenhülfe willen, zum Argwohn und zur Erwartung des Schlimmsten geneigt. Es ist daher Menschenpflicht, wenn man in der That so unglücklich, so ganz von allen Hülfsmitteln entblößt ist, gar nichts zu ihrer Erleichterung beytragen zu können, lieber gar nicht zu rathen, lieber schweigend auf höhere Hülfe zu verweisen, als durch demüthige, kränkende und unstatthafte Vorschläge den Betrübten noch mehr zu betrüben. Schluterius mußte die Unart des edelmännischen Verhaltens gegen ihn um so viel mehr empfinden, da er selbst von Natur ein gutes, mitleidiges Herz hatte, gern vergab, wenn ihn jemand beleidigt hatte, und sich in der Stille daran vergnügte, wenn er einem seiner Nebenmenschen, der seiner Hülfe bedurfte, irgend worinn nützlich und beyräthig gewesen war. Aus den Vorträgen des vorigen Predigers Brexphobius, der oft die Pflichten und thätigen Er-

weisungen der christlichen Liebe in einer rührenden und affektvollen Sprache seinen Zuhörern ans Herz legte, hatte er sich insonderheit diejenigen Stellen, die Sanftmuth, Versöhnlichkeit, Liebe gegen die Feinde, und uneigennützige Behülflichkeit empfohlen, ins Gemüth geprägt, und er war dadurch, und durch das Beyspiel seines Predigers ermuntert, immer sorgfältiger und gewissenhafter in der Ausübung dieser Tugenden geworden.

Ein Beweis von dieser seiner Gesinnung ist folgender Brief, den er vier Wochen vor seinem Ende an den Prediger Brephobius schrieb, welcher damals in Pommern privatisirte:

Hochgeehrtester Herr Prediger!

„Ich merke, daß ich immer schwächer und „hinfälliger, immer reifer zum Tode werde, aber „ich kann nicht sagen, daß ich mich für den Tod „fürchte, denn Sie haben mirs ja so leicht gemacht, „(noch weiß ich Ihren Ausdruck auf ein Haar) „hinüberzuschlummern in die Wohnungen der „vollendeten Gerechten. Bald werd' ich mehr von

„die-

„dieſer Veränderung wiſſen, als Sie mir davon
„ſagen: als alle Gottesgelehrten miteinander mich
„lehren konnten. Indeß dank' ich Ihnen für die
„über dieſen Punkt mir ertheilten Belehrungen
„und Troſtgründe, ſo wie für alle mir erwieſene
„Güte, auf das Verbindlichſte. Der Vergelter al-
„ler ſeinen Menſchen erzeigten Wohlthaten belohn'
„und vergüt' es Ihnen reichlich. Noch hab' ich
„einen Stein auf dem Herzen, den ich abwälzen
„muß. Sie erinnern Sich'e wohl, lieber Herr Pre-
„diger! daß ich Sie während unſerer irrdiſchen
„Amtsverbindung oft gekränkt und beleidigt habe;
„ich kenne zwar Ihr gutes, verſöhnliches Herz,
„aber ich kann doch nicht unterlaſſen, Ihnen noch-
„mals, ehe ich ſterbe, meine aufrichtige Reue dar-
„über zu bezeugen. Hab ich Unrecht gethan, hab
„ich Ihnen mißfallen, hab ich mich ſelbſt und
„meine angeborne Rechtſchaffenheit vergeſſen: nun,
„ſo verzeihen Sie mir; Gott verzeiht uns! Irr-
„diſche Hülfe brauch ich nun nicht mehr von Ihnen,
„hören und ſehen werd ich Sie nun in dieſer
„Welt nicht wieder, denn wir ſind zu weit von ein-
„ander entfernt. Treffen und wiederſehen werden
„wir uns, das hoffe ich zu Gott, in einer beſ-
„ſern Welt, wo alle Kränkungen aufhören. Der,
„der über der Menſchen Schickſal, über Wohl und
„Weh zu gebieten hat, mache Sie bald recht glück-

„lich

„lich, und erfülle alle Ihre Wünsche. Ich habe „nur noch eine Bitte an Sie, und die besteht darinn, daß Sie, weil ich noch lebe, für mich beten, und wenn ich todt bin, Sich in Gutem erinnern mögen an

Ihren

getreuen Küster
Schluterius.

Mit diesem Briefe ereignete sich ein lächerlicher Auftritt. Durch die Nachläßigkeit des Bauers, der ihn auf die Post besorgen sollte, war er von einem Tage zum andern liegen geblieben, bis Schluterius endlich drüber hinstarb. Als er todt war, meinte der Bauer, es sey nun nicht nöthig, den Brief abzugeben, und brachte ihn der Küsterin zurück. Diese, sorgfältig ihres Mannes letzten Willen zu erfüllen, und seine auf dem Siechbette geschehenen christlichen Aeusserungen dem Prediger Brephobius bekannt werden zu lassen, nahm sogleich einen expressen Boten an, der ihn zur Post tragen mußte; vorher aber meinte sie es recht klüglich zu machen, sie entsiegelte den Brief, sah-

ſetzte eine Nachſchrift folgendes Innhalts, als von ihrem Manne geſchrieben, drunter: P.S. „Melde „auch dem Herrn Prediger, daß ich geſtern Abend „um neun Uhr im Herrn ſanft und ſelig entſchlafen „bin und übermorgen mit einer Leichenpredigt chriſt„lich beerdigt werde;“ und drückte alsdenn ein ſchwarzes Siegel darauf. Der Prediger Brephobius erhielt dieſen Brief richtig, las ihn flüchtig durch und ſetzte ſogleich hin, darauf zu antworten; die komiſche Nachſchrift aber überſahe er. Als er mit der Antwort fertig war, und ſie eben zuſiegeln wollte, ſah' er noch einmal den Brief ſeines verſtorbenen Küſters an, und da fiel ihm erſt die wichtige Nachricht in die Augen, daß er bereits im Herrn entſchlafen ſey, und alſo keiner Antwort weiter bedürfe, worüber er ſich des Lachens nicht enthalten konnte, weil er wohl merkte, daß dieſe Nachſchrift von der Frau Küſterin herrühre, und ein Beweis ihres Gutmeinens ſowohl als ihrer Einfalt ſey. Er ſchrieb alſo ſtatt dieſer Antwort auf das Schreiben des Schluterius einen Kondolenzbrief an die Frau Küſterin, welchen dieſelbe, weil er halb proſaiſch und halb poetiſch war, dem Vernehmen nach den Troſt- und Trauergedichten, die nächſtens auf das Abſterben ihres Mannes herauskommen werden, einverleiben wird.

Ehe wir von den letzten Lebens- und Leidensumständen unsers Schluterius und von seinem Weggange aus dieser Zeitlichkeit zur Beschauung und Durchwanderung höherer Sphären Nachricht geben, können wir nicht unterlassen, kürzlich zu melden, wie es mit der Erbschaft, die unserm Küster einige Wochen vor seinem Ende zu Theil wurde, geworden ist: denn manche werden doch neugierig seyn, zu wissen, was er damit gemacht, wie er das Geld eingetheilt, und wie er bey seinem Ableben darüber disponirt habe.

Es war überhaupt eine Summe von zehn tausend Thalern, die ihm aus seines Vetters Verlassenschaft anheim fiel, nebst einigen Silbergeräthe, welches er sogleich zum Theil einschmelzen, und zum Theil in natura verkaufen ließ. Das Kapital legte er gegen 4 Procent in die Bank zu B., weil er es dort am sichersten zu seyn glaubte, und das Geld, welches er aus dem verkauften Silbergeräthe gelöst hatte, wandte er theils zu seiner Ergötzlichkeit, theils zu einigen milden Gaben an. Er ließ einige arme Kinder kleiden, und sagte zu ihnen bey Ueberreichung der Kleidungsstücke: da Kinder! verbrauchts mit Gesundheit und betet für mich, daß mir Gott ein seliges Stündlein beschere, denn ich werde nicht mehr lange bey euch seyn. Die

Kin-

Kinder weinten, und Kummer mischte sich in ihre Freude, denn sie hatten den alten Schlunterius lieb. Seinen Sohn Benjamin schickte er funfzig Thaler, und schrieb ihm dabey einen Brief folgendes Innhalts:

Guter Junge!

„Hier schicke ich Dir einige blanke Thälerchen Taschengeld. Was meinst Du wohl? Der „Vetter in Danzig hat mich zum Erben eingesetzt. „Ich habe zehn tausend Thaler ohne das Silberzeug „erhalten. Nicht wahr? Das wird Dir künftig zu „statten kommen. Es ist schon alles in Sicherheit „gebracht. Ich hab's auf Zinsen gethan, auf zwiefache Zinsen. Das große Kapital hab ich der Bank „geliehen zu 4 Procent und das kleine dem Herrn „durch Bekleidung armer Kinder, der wird mirs „wieder vergelten, und es den Meinigen wohl gehen lassen, wenn ich nicht mehr hier bin. Freust „Dich doch der ererbten Baarschaft? Ich freue „mich ihrer blos um Deinetwillen. Weißt Du was „Benjamin! Du sollst mir, ehe Du abgehst, Ma„gister werden, es ist doch, wenns weiter nichts „hilft, eine Empfehlung mehr. Haben wir doch

„Gott-

„Gottlob das Geld dazu. Und wenn Du Halle „verläßt, so geh' mir in keine Kondition, am aller„wenigsten bey einem Edelmann. Wozu willst Du „Dich schuhriegeln lassen? Du kannst Deine Zeit „für Dich besser anwenden; und fleißig predigen. „Wende Dich nur nach B., da hast Du Gelegen„heit, vieles zu sehen und zu lernen. Gott segne „und geleite Dich auf allen Deinen Wegen. Höre, „Benjamin! Daß Du mir nicht ausschrammest, „und das Geld, was ich Dir geschickt habe, ver„schwendest. Ich möchte wohl nicht wieder an „Dich schreiben, denn ich bin sehr schwach, und „vergehe wie ein Licht. Doch Gott kann wohl „noch helfen. Verlaß, wenn ich todt bin, Deine „Stiefmutter nicht, sie hat mir viel Treue und „Liebe erwiesen, und sie spricht oft von Dir. „Lebe wohl! Ich bin beständig

Dein

getreuer Vater
Schluterius.

Benjamin wandte einen Theil dieſes Geldes zu ſeinem Vergnügen, und den andern zu Büchern und Kleidungsſtücken an, und theilte, durch das Beyſpiel ſeines Vaters aufgemuntert, auf eine Art, die ſeinem Herzen Ehre macht, kleine Wohlthaten unter arme Studenten aus. Er wurde noch vor dem Ende ſeines akademiſchen Triènniums zum Kantor nach B. einer kleinen Stadt in der Mittelmark berufen, und nahm dieſen Ruf an, in Hoffnung weiterer Beförderung, weil er glaubte, daß es beſſer wäre, ſeinen eigenen Herd zu haben, und ein paar Jahr das Amt eines Mnatzeachs zu verwalten, als ſich einige Jahr als Informator in vornehmen Häuſern herumzutreiben. Du kannſt auch nun bald heyrathen, dachte er bey ſich ſelbſt, und weigerte ſich in dieſer Rückſicht um ſo viel weniger, Kantor zu werden; es iſt auch wohl nicht leicht ein junger Theologe, der nicht, wenn er die Akademie verläßt, ſobald er ein Aemtchen, wovon allenfalls zwey Perſonen leben können, wittert, mit Heyrathsgedanken ſchwanger gehen ſollte, welches nach dem gewöhnlichen Lauf der Welt von einigen getadelt, von andern gelobt und gut geheißen wird.

Schluterius, deſſen Krankheit immer gefährlicher wurde, (bisher war er noch nicht bettlägerig

gewesen, und hätte mit unter sein Amt noch verrichten können,) sahe sich genöthiget, einen Arzt aus der benachbarten Stadt P. anzunehmen, welcher sonderlich durch die Heilung verschiedner wassersüchtigen Personen und durch die Kur des Bandwurms berühmt geworden war. Es war ein kleines, dickbäuchichtes, poßirliches Männchen Namens Höllenbrand, der in seinem Gange, in seinen Mienen, in seiner Art, sich auszudrücken und den Huth anzufassen, so viel affektirtes und sonderbares hatte, daß man ihn ohne Lachen nicht ansehen konnte; und gleichwohl empörte er sich sehr, denn er war ungemein argwöhnisch, wenn das Gesicht derer, die mit ihm umgiengen, sich in solche Falten zog, als ob sie ihn wegen seines sonderbaren Anstands beäugeln oder belächeln wollten. Seine Peruke saß beständig schief, den Huth trug er, wenn er gieng, auf einem Ohr, und den Stock hielt er auf der Schulter, wie die Soldaten das Gewehr tragen. Wenn er zu einen Kranken gerufen wurde, stellte er mit demselben ein weitläuftiges Examen an, und seine Hauptfragen, die er gemeiniglich in einem Othem, ohne dem Patienten Zeit zur Antwort zu lassen, als wenn er sie auswendig gelernt hätte, hersagte, waren ohngefehr folgende: Wie ist der Schlaf? Wie der Appetit?

Wie

Wie die Verdauung? Wie der Stuhlgang? Wie die Ausdünstung? Was hat man am liebsten gegessen? Was getrunken? Wie oft hat man zur Ader gelassen? Wie lange geschlafen? Hat man Uebelkeiten? unruhige Träume? Seitenstechen? Herzklopfen? Ist die Natur reizbar oder nicht? Ist man gewohnt, zu fatiren? Ist das Gemüth ruhig? Fühlt man auch Gewissensbisse? Nimmt man auch gern Arzney ein? Und so giengs hintereinander fort, daß dem Kranken, der bey der letzten Frage oft die erste vergessen hatte, angst und bange wurde. Alsdenn schrieb er nach einiger Meditation das Recept, worinn gemeiniglich, wenn es die Krankheit einigermaßen zuließ, liquor anodynus und cremor tartari vorkam, und empfahl, wenn er weggieng, den Umstehenden, das pünktliche Eingeben der verordneten Arzeneyen.

Als Doktor Höllenbrand den Küster Schluterius im Beyseyn seiner Gattin besuchte, ihn überall besichtigte und bey denen Merkmalen, die er dabey gewahr zu werden vermeynte, den Kopf schüttelte; konnte sich dieser, so krank er war, nicht enthalten darüber zu lächeln, besonders aber war er bey seinen jetzigen Fragen so umständlich, daß Schluterius darüber beynahe die Geduld verlohr. Er fragte ihn sogar, wie oft er seiner Ehefrau

frau, die jetzt wieder schwanger war, beygewohnt, und wie er sich drauf befunden hätte. — — Auf die Frage der Küsterfrau: ob er mit Gotteshülfe ihren Mann wiederherzustellen gedächte, gab er zur Antwort: es sähe zwar gefährlich mit dem Patienten aus, er hoffe aber doch, ihn diesmal noch zurechtzubringen, wenn man sich genau nach seiner Vorschrift richten und Geduld haben würde.

Höllenbrand wandte an dem Küster Schlusterius allen Fleiß an, und es schien wirklich, als wenn es sich mit ihm zur Besserung anlassen wollte. Er bekam wieder Appetit zum Essen, schlief ruhiger, und konnte schon einige Stunden ausser dem Bette dauern. Allein weil die Kur sehr langsam von statten gieng, so fand sich unterdessen ein Quacksalber aus einem benachbarten Dorfe ein; welcher ihn als von ohngefehr besuchte, die Arzneyen, welche der Doktor verschrieben hatte, tadelte, und ihn, wenn er ihm folgen wollte, in wenig Tagen davon zu helfen versprach. Schlusterius, bey dem die Lust zum Leben noch immer die Oberhand hatte, so sehr er auch dagegen kämpfte, und der ohnehin in manchen Dingen sehr leichtgläubig, und bald zu überreden war, ließ sich von dem neuen Aeskulap etwas eingeben. Dieser hielt auch wirklich sein Wort, er verordnete ihm unter andern

Thee-

Theewasser und Mohrübensaft nebst einigen Kräutern, äusserlich zu gebrauchen, und half den guten Schluterius dergestalt davon, daß er, ehe acht Tage vergiengen, auf der Bahre lag. Höllenbrand konnte nicht begreifen, woher die schleunige Veränderung kam, denn er wußte nichts von einem zweyten Arzte, der ihm seinen Kram verdorben hatte; er schrieb solche einer plötzlichen Verkältung zu, erfuhr aber doch endlich die Wahrheit, und verklagte den Quacksalber, der sich mit der Flucht rettete, und sich, um die leeren Plätze auf den Gottesäckern auszufüllen, in ein anderes Land begab.

Doktor Höllenbrand erhielt in den letzten Lebenstagen des Küster Schluterius einen Brief von einer unbekannten Hand, worinn ihm eine ansehnliche Belohnung versprochen wurde, wenn er den Patienten zu Tode kuriren würde. Er war aber bey aller seiner Poßierlichkeit zu gewissenhaft, einen Menschen, blos um die Wünsche eines Eigennützigen und Niederträchtigen zu befriedigen, aufzuopfern. Er deponirte den erhaltenen Brief in den Gerichten, welche in öffentlichen Blättern demjenigen eine Belohnung versprachen, der den Thäter ausfindig machen würde, und erklärten, daß der Todesfall des Küsters Schluterius, fals er sich

ereignen sollte, dem Doktor Höllenbrand keines-weges beyzumessen, und er deshalb mit allen Vorwürfen zu verschonen sey. Es wurde nachher entdeckt, daß der Schreiber dieses Briefes ein junger Mensch, welcher des Küsters Stelle suchte, und seine Frau des Vermögens wegen heyrathen wollte, gewesen sey. Er bekam zeitig genung Wind von den seinetwegen angestellten Nachforschungen, und machte sich, ehe man seiner habhaft werden konnte, aus dem Staube.

Einige Tage vor seinem Ende ließ Schluterius, der nun seines nahen Abschieds aus der Welt immer gewisser, und wie er sich ausdrückte, der Eitelkeit müde wurde, den Prediger Hafnitius rufen, und bat ihn: ihm mit seinem Amte beyzustehen. Dieser aber war wegen eines Processes, den er mit seinem Vorgänger hatte, nach B. gereiset, und wollte erst in acht Tagen zurückkommen, denn er pflegte gern in der Stadt, wo er viel gute Freunde hatte, etwas zu verweilen. Man schickte daher, weil es mit ihm von Stunde zu Stunde schlechter wurde, zu einem benachbarten Prediger nach Dalfeld. Dieser entschuldigte sich aber: weil seine Frau in Wochen läge, und der Prediger zu Kummersdorf für ihn noch nichts gethan hätte. Endlich, da er sich schon ohne Sakramente zu ster-

ben gefaßt gemacht, und wegen seines hinterbleibenden Vermögens das Nöthige gerichtlich verfügt hatte, reiste ein Feldprediger durch Kummersdorf. Diesen bat man, den Küster zu besuchen, und dies war der gutwillige Samariter, der die Barmherzigkeit an ihm thät, und ihn zu seinem nahen Hingange einsegnete. Er fand ihn noch bey gutem Verstande, und sprach mit ihm von dem süßen Bewußtseyn eines wohlgeführten, gemeinnützigen Lebens, welches nebst der Vorstellung, Gott zum Freunde zu haben und keinen Feind auf Erden zurückzulassen, die vornehmste Beruhigung im Tode gewähre; unser Schlucerius versicherte ihn: daß er es fühle, wie viel das werth sey, ein Herz voll Liebe gegen alle Menschen und voll Vertrauen auf Gott in jene Welt mit hinüber zu nehmen. Er wollte noch mehr sagen, denn seine Seele arbeitete merklich, und ruhige Gelassenheit war auf seiner Stirn, allein er wurde plötzlich schwächer, es schien, als wenn er ruhen wollte, und der Prediger, der von diesem Auftritte sehr gerührt war, entfernte sich.

Der folgende Tag war sein Todestag. Am Morgen dieses Tages befand er sich noch nach seiner Aussage ziemlich wohl; er verzehrte noch mit gutem Appetit sein gewöhnliches Frühstück, wel-

ches er einige Tage ausgesetzt hatte. Er ließ sich aus Gellerts geistlichen Liedern und Stresos Sterbebibel etwas vorlesen; bey manchen Stellen seufzete er, und hub die Augen gen Himmel. Gegen Mittag kam sein Schwiegersohn aus S. mit seiner Frau und Kindern, und brachte ihm ein Glas Wein mit. Er genoß etwas davon und sagte: Kinder! das ist mein Letztes. Nachmittags, da er schon sehr schlecht war, kam noch eine Bauerfrau, und wollte ein Mittel zu seiner Genesung vorschlagen, welches gewiß helfen sollte, er wollte es aber nicht annehmen und äußerte: daß er weder Nahrung noch Arzneyen mehr brauche, er werde bald abgerufen werden. Gegen Abend fragte er fleißig nach der Uhr, nahm von seiner Gattin, von seinen Kindern und Kindeskindern Abschied, welche nicht vermutheten, daß sein Tod so nahe wäre. Gegen neun Uhr fiel er in einen natürlichen Schlaf, von dem er aber nicht wieder aufgewacht ist. Die Bauern kamen auf die erhaltene Nachricht von dem Tode ihres Küsters herbeygelaufen, und thaten sehr kläglich, ob sie ihn gleich bey seinem Leben sehr gemißhandelt hatten. Er wäre wohl nicht gestorben, sagte der Nachbar Veit, wenn er nur einen gescheutern Doktor gehabt hätte, was kann von einem Höllenbrand Gutes kommen? Die Frau Wittwe fertigte sogleich einen

Boten nach B. an ihren Prediger ab, welcher ſichs noch immer daſelbſt wohl ſeyn, und ſeine Schäflein ſich ſelbſt weiden ließ, ſie ließ ihn erſuchen, daß er kommen und ihrem verſtorbenen Manne die Leichenpredigt halten möchte, denn er habe es ausdrücklich verlangt, mit einer Leichenpredigt beerdigt zu werden; er möchte aber ja hübſch drauf ſtudiren, denn es werde eine große Verſammlung ſeyn, und ihr Mann habe zehn Thaler für ſeine Bemühung ausgeſetzt. Durch ſo kräftige Bewegungsgründe, worunter der letzte freilich das meiſte Gewicht hatte, aufgemuntert, machte ſich der Prediger Hafnitius ſogleich auf den Weg, meditirte unterweges auf ſeine zu haltende Predigt, womit es aber, weil es an dieſem Tage ſehr neblichtes Wetter war, nicht recht fort wollte; er hatte auch auf der Rückreiſe das Unglück, einen ſilbernen Korkzieher, den er immer bey ſich trug, zu verlieren, und kam endlich über dieſe Unkoſten ſehr verdrießlich am Abend dieſes Tages nach Hauſe. Er konnte dieſe Nacht vor den Gedanken an ſeine Predigt und an die zehn Thaler, die er dafür erhalten würde, nicht ſchlafen, dies machte ihn noch närriſcher, ja es wurden durch ſeine Unruhe alle lebendige Thiere in der Pfarrwohnung rege, daß Knechte und Mägde drüber zu brummen anfingen, bis endlich der Tag anbrach, nachdem denn einige Pfeifen

To-

Toback verraucht, und ein halb Dutzend Tassen Kaffe getrunken waren, die herrliche Gedächtnißpredigt auf den Küster Schluterius geboren wurde, auf deren Herausgabe die gelehrte Welt bisher mit Schmerzen gewartet hat.

An eben diesem Tage (es war der Himmelfahrtstag 1778) gieng die Beerdigung des Küsters vor sich. Große Männer haben nicht allein in ihrem Leben, sondern auch in ihrem Tode für die, die darauf merken, etwas Unterscheidendes und Denkwürdiges, und also konnte auch der Tod unsers Küsters, dessen Geburt, Kindheit und männliches Alter mit so vielen merkwürdigen Begebenheiten bezeichnet war, nicht ohne Sonderbarkeit, nicht ohne Abentheuer bleiben. Schon das war etwas Sonderbares und Ungewöhnliches, daß er, wie wir schon gedacht haben, ohne Merkmale der Todesangst von sich zu geben, im eigentlichen Verstande einschlief, oder, besser zu sagen: hinüberschlummerte zu den Geistern der vollendeten Gerechten. Hernach trug es sich an dem Tage, da er beerdigt wurde, zu, daß man, als er im Sarge lag, eine bey Leichen ungewöhnliche Röthe in seinem Gesicht bemerkte, daß er einem blühenden Jüngling ähnlich sahe, dessen Wangen Unschuld und Gesundheit färben. Diese Röthe,

über

über welche die versammelten Trauergäste allerley Glossen machten, (einige wollten sogar eine bloße Ohnmacht daraus schließen,) verlor sich erst eine Stunde vor seiner Beerdigung, und als man den Sarg zumachen wollte, geschahe es, daß er dreymal den Mund öfnete, als ob er reden oder Othem schöpfen wollte; worüber die Träger so bestürzt wurden, daß sie davon liefen, und nur mit vieler Mühe dahin gebracht werden konnten, daß sie zumachten, und ihn forttrugen, denn sie glaubten, er würde unterweges Lärm machen. Ein Küster aus der Leichenversammlung machte dabey die erbauliche und sinnreiche Anmerkung; daß das dreymalige Oeffnen und Wiederverschließen des Mundes so viel andeute: wie er nun mit Himmelsspeise erquickt werde, unaussprechliche Worte, sterblichen Ohren nicht hörbar, rede, und alles Guten satt geworden sey.

Wir lassen es in Ermangelung anderer Aufschlüsse über diese sonderbare Begebenheit bey der eben erwähnten erbaulichen Anmerkung, die allgemeinen Beyfall fand, und auch dem Prediger Hafnitius nicht mißfiel, bewenden; danken dem geneigten Leser für die unserm Küster Schluterius durch Begleitung desselben bis zu seiner Grabstätte erwiesenene letzte Ehre auf das Verbindlichste;

melden nur noch, als zur Sache gehörig, daß er sein Alter auf 66 Jahr 4 Monath und 2 Tage gebracht hat; daß sein Sterbetag durch verschiedene Feuersbrünste in Europa merkwürdig geworden ist; daß er auf dem Kirchhofe zu Kummersdorf neben dem Prediger Pilzius, der ein heimlicher Antitrinitarier war, unter einer großen Linde begraben liegt; und daß die untenstehende Grabschrift von einem angehenden Dichter, den er einmal über Nacht beherbergt hatte, herrührt, und schlichen uns davon.

Grabschrift auf den Küster Schluterius.

Im Leben warst du groß, im Tode auch nicht minder,
Schluterius, wer ist dir gleich?
Ein treuer Gottesknecht, ein Vater armer Kinder,
Drum kamst du auch ins Himmelreich.

Nachlese,

statt einer Nutzanwendung der vorstehenden Geschichte gar lieblich zu lesen und heilsamlich zu gebrauchen.

Wir hatten kaum die Lebensbeschreibung des Küsters Wilibald Schluterius zum Druck eingesandt, als wir von unserm Verleger freundlich erinnert wurden, diese Geschichte mit einem Leichensermon auf den verstorbenen Küster (denn er zweifelte nicht, daß bey seiner Beerdigung einer gehalten worden,) christlichem Gebrauche nach zu begleiten. Wir waren vermöge des genauen Verhältnisses, welches zwischen dem Schriftsteller und seinem Verleger statt findet, bereit und willig seinen Wunsch zu erfüllen, und schrieben deshalb sogleich an dem Pastor Hafnitius, daß er uns seinen gehaltenen Sermon gefälligst mittheilen möchte. Da wir aber mit dem Herrn Amtsbruder wegen das Mein und

Dein

Dein zerfallen sind, so war er eigensinnig genung, es rund abzuschlagen, und gab vor, daß er seine Rede nicht aufgeschrieben, sondern aus dem Stegereif gehalten hätte. Nun würde es uns zwar etwas Leichtes gewesen seyn, selbst eine dergleichen Parentation oder Vermahnung, wie es die Bauern in Kummersdorf nannten, zu entwerfen, und unsern Lesern einzubilden, daß sie vom Pastor Hafnitius herrühre. Da wir aber eben jetzt theils mit Kruditäten und Obstruktionen geplagt, theils mit vielen andern Arbeiten überhäuft sind, so haben wir unsern geneigten Lesern, um sie einigermaßen schadlos zu halten, und unserm Verleger gefällig zu seyn, eine andere sehr erbauliche Trauerrede, die wenig ihres gleichen hat, und von einem katholischen Geistlichen herrührt, mittheilen wollen.

Leichenſermon

dem

Schulmeiſter und Kirchner

Michael Morin

zu

Beauſejour in Champagne

bey

zahlreicher Verſammlung am 3ten May 1735

gehalten

von

dem Pfarrer daſelbſt.

Aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzt.

Neue Auflage.

Antwerpen, 1768.

Bey des verſtorbenen Michel Morins

Schweſtertochterkindeskindern.

Michael Morins

Leichenſermon.

Omnis homo mortalis.
Wir ſind alle ſterblich.

Es iſt ſchon lange, meine lieben Zuhörer, daß ich angemerkt habe, daß wir alle ſterblich und dem Tode unterworfen ſind. Omnis homo mortalis. Es haben die vergangenen Zeiten alte Bücher hervorgebracht, welche uns erzählen: daß die Alexandern und Cäſarn, die

die so fürchterlichen Menschen, die so großen und erschrecklichen Kriegshelden, nebst so vielen andern, die sich gleichfals sonderlich hervorgethan haben, gestorben sind, omnis homo mortalis. Inzwischen hat mich alles, was ich gelesen habe, nicht so sehr gerühret, als mich der Tod des armen Michel Morins heute betrübet. Ihr wisset, daß er gestern verschieden; gestern machte der Tod seines Schicksals ein Ende; gestern starb er endlich in der Blüthe seiner Jahre, und wenn wir alles bedenken, so werden wir ihn nicht mehr sehen.

Verwichenen Donnerstag war er in seinem Garten; Hem! Hem! that er gegen mir,*) was sagt ihr dazu, Herr Pfarrer? Ich habe noch gute Lust zum Essen; es steckt in mir noch ein rechtschaffner Mann. Er hielt mit beyden Händen ein groß Stück Brod mit Knoblauch bestrichen, in welches er gewaltig bisse, und es mit größter Lust verzehrte. Ach! meine lieben Brüder! Wer hätte es wohl gesagt? Nun ist er doch todt, und wir werden ihn nicht mehr sehen. Wir haben allerseits, ihr so:

*) Das hat der Uebersetzer nicht recht verstanden. Me fit-il, ist ein Gallicismus, und sollte durch: ließ er sich gegen mich heraus, gegeben werden.

Anmerkung des Herausgebers.

ſowohl als ich, einen groſsen Verluſt erlitten, ja ich verſichere euch, einen groſsen Verluſt. Denn er allein unterrichtete eure Kinder, lehrte ſie leſen und ſchreiben, läutete mit euren Glocken, ſchnitte die Hoſtien, gieng zum Opfer, und ſang an dem Pult: Es war der omnis homo in unſerm Dorfe. Ha! Ha! ja lacht nur, lacht nur ihr einfältigen Tröpfen! ihr dummen Thiere! lacht nur, lacht nur; da habt ihr wohl Urſache zu lachen, denn eben dadurch zeigt ihr, daſs ihr einfältige Gecken ſeyd, und kein Latein verſtehet. Denn wenn ihr in der Klaſſe ſtudirt hättet, ſo würdet ihr auch wiſſen, daſs omnis homo ſoviel bedeutet, als ein Mann der zu allem taugt. Weil ihr aber nichtswiſſende Bengel ſeyd, ſo meynet ihr, der Michel Morin ſey ein dummer Ochs geweſen, wie ihr, weil er auch ein rothes Wammes und weiſſe Strümpfe anhatte. Ach ſehet doch den ſchönen Schluſs! Wenn ihr mich ſehen ſolltet, wenn ich in meiner Schlafhauben und in meinen Schlafhoſen aufſtehe, ſo würdet ihr denn auch ſagen, daſs ich keinen Verſtand habe. Ihr! groben Schlingel! es macht ja die Kutte nicht den Pfaffen aus! ihr habt es fürwahr noch nicht getroffen, und ihr ſollet wohl andere Dinge hören; höret mich aber nur an, und machet euch ſolches zu Nutzen.

Großer Leute Verdienſte kennet man gemeiniglich erſt nach ihrem Tode. Dieſes vorausgeſetzt, will ich wohl wetten, daß ihr bey Lebzeiten des Verſtorbenen die großmüthige That niemals wahrgenommen habt, die er einsmals um eilf Uhr des Nachts verrichtete: Ihr waret alle dabey; es geſchahe, da die Kühe in den Kirchhof gekommen waren. Ihr waret alle voller Schrecken, und man hörte euch eine Stunde weit ſchreyen: Helft! Helft! Herr Pfarrer! was ſollen wir thun? Die Kühe ſind auf dem Gottesacker. Euer Klagegeſchrey ermunterte den guten Michel Morin. Er ſprang ſogleich im Hemd aus dem Bette, faßte eine Heugabel mit beyden Händen an, und mit einer unerſchrockenen Geſchicklichkeit jagte er die Kühe geſchwinde aus dem Kirchhof, als ſie hineingekommen waren. Wohlan, ihr Bärenhäuter! ihr durftet nicht einmal auf den Kirchhof kommen, es grauete euch zu ſehr für den Geſpenſtern, ſagtet ihr, und dieſen guten Dienſt leiſtete euch der gute Michel Morin, daß ein jeder mit ſeinen Kühen wieder konnte ſchlafen gehen. So nahm ſich der arme Verſtorbene des gemeinen Beſten eifrig an, und ihr habt es nicht einmal geachtet. So lernet denn jetzt, zu leben, da er todt iſt, denn ihr werdet ihn nicht mehr ſehen.

Ach wie oft habe ich in Gedanken bey mir selbst gesagt: Was ist es nicht für ein großer Schade, und was gehet hieran dem Staate nicht ab, daß der Michel Morin nicht ist in Krieg gezogen; sein Muth hätte ihn zu einem großen Kriegsmann, ja was sage ich? wohl gar zum General gemacht. Ich gedenke mein Lebtag der großmüthigen That, die er bey dem Tode seiner Großmutter von sich blicken ließ. Wenn der Michel Morin ein vornehmer Mann gewesen wäre, so hätte man diese That mit großen Buchstaben in den Mercure galant und in die Zeitung setzen laßen. Weil er aber in einem Dorfe wohnte und Bauerkleider anhatte, achtete man aller seiner Thaten nicht. Inzwischen hat man doch in den Geschichten der größesten Männer nimmermehr etwas Wunderwürdigers gelesen. Merket wohl darauf!

Michel Morins Großmutter lag in letzten Zügen. Er half ihr vollends abdrücken, legte sie in den Sarg, läutete selber die Glocken, machte die Grube, scharrte sie ein, und sang das Libera, ohne dabey eine Thräne zu vergießen. Lacht noch dazu, ihr groben Tölpel! die ihr in Thränen zerfließen wollt, wenn euch nur ein Kind stirbt. Ich rede von jenem großen Schlingel, den ich dort unten in einem Winckel lachen sehe. Du unschuldi-

ger Tropf würdeſt um eine Stecknadel weinen, die du im Spiel verloren hätteſt. Mache nur nicht, daß ich zu dir kommen muß, du Erzbüffel! Geh nur hin, der Michel Morin hatte kein Haar an ihme, das dir ähnlich geweſen wäre. Du laufeſt davon, wenn du nur die Trommeln rühren höreſt: du fürchteſt dich für den Soldaten. Fürwahr der Michel Morin war weit beherzter, als du. Zum Zeugniß deſſen, will ich nur dasjenige anführen, was er that: als des langen Klauſſen ſein Sohn und ſein Tochtermann in ihrem Garten um einiger Zwetſchgen willen einander in die Haar geriethen. Dieſe zwey Schelmen rauften einander mit derben Fäuſten, ſchlugen das Haar aus, wie die Hunde. O poh tauſend! da ließ der Michel Morin ſeine Tapferkeit ſehen. Er tritt zwey Schritt zurück, um einen Anlauf zu nehmen, ſpringt mit einer reſoluten Miene, feſt, über den Zaun, packt ſie alle beyde beym Kragen an, giebt dem einen einen Tritt, dem andern eine Maulſchelle, pif, paf, bringt ſie auseinander, wirft ihre Hüthe auf die Gaſſen hinaus, und da ward kein Wort mehr davon geredet. Solche Liebe bezeugte der Michel Morin gegen ſeinen Nächſten. Denn wäre er nicht geweſen, ſie ſchlügen gewiß einander noch, und ihr armen Tröpfe würdet ſie nicht auseinander bringen. Wenn ich euch hier Fabeln aus den alten

gedruckten Büchern oder aus den Geschichten der vergangenen Zeiten erzählte, so könntet ihr sagen: Unser Herr Pfarrer hat uns mit seinen alten Weibermährlein was weiß gemacht.

Ich rede aber, lieben Brüder! mit euch von solchen Dingen, die zu unserer Zeit geschehen sind. Es sind keine Narrenpossen, ihr wisset es, und habt es mit Augen angesehen. Was war, zum Exempel wol erstaunenswürdiger, als wenn man den Michel Morin eine Wiesen abmähen sahe. Er zog sogleich sein Wammes aus, ergriff die Sense mit beyden Händen, und mähete ganz um sich herum, frest, frist, frest, in einem Athem bis ans Ende der Wiesen, und ohne Zeitverlust ergrif er den in einem Kumpen an seinen Hals hängenden Wetzstein, und zest, zist, zest, hernach spie er in die Hände, und fing mit größtem Muth seine Arbeit wieder an. Man hätte meynen sollen, als wollte er alles niederhauen, und darum nannte man ihn den großen Holzhauer. Pif, paf, auf zwey Streiche, fällete er eine Eiche. Er war ein Schrecken der Wälder. Mit einem Waldmesser, frest, frist, frest, hieb er ganze Aeste ab. Man hat nimmermehr einen solchen Arbeitemann gesehen. Krick, krack, wenn er die Hand zweymal umkehrte, so war schon ein Büschel fertig. Aber

das waren Büschel, gewissenhafte Büschel! Des Michel Morins Büschel waren gute Büschel. Es waren keine mit Laub gefütterten Büschel, darinnen nichts, als die Seele steckt. Es waren auch keine schlechte kleine Büschel. Seine Büschel waren Büschel, worinn gute Knocken (Knubben) waren. Es waren große Büschel, fest gebundene Büschel, wohlgerattelte Büschel. Denn des Michel Morins Büschel waren die bestgerattelsten Büschel unter allen Büscheln aller Büschelmacher in der Welt. Was kann man wohl wunderwürdigers thun? Ist auch wohl ein Mensch auf Erden, der dem Michel Morin zu vergleichen sey? Nein! er hat seines Gleichen nicht. Auch nicht einmal in den Lüften. Und das ist eben, was ich jetzt erweisen will, denn ich werde nimmermehr müde werden, mit lauter Stimme zu sagen und öffentlich auszurufen: daß er ein rechtschaffener omnis homo gewesen! In den Lüften war Michel Morin recht wunderwürdig. Es fällt mir eben zu rechter Zeit ein, und können sich die, so damals dem hohen Amt beywohnten, so gut, als ich, dessen erinnern. Künftigen Sonntag wird es zwey Jahr seyn: ich war eben in meiner Predigt begriffen. Nun! ihr werdet euch ja dessen wohl entsinnen. Die Vögel, welche unter dem Gewölbe der Kirche nisteten, machten einen solchen Lermen, daß ihr meine Predigt nicht hören

konn-

konntet. Ihr sahet stehend diesen kleinen Thieren zu, legtet die Arme kreuzweise ineinander, als die Götzenbilder, und wußtet nicht, wie ihr sie verjagen solltet. Der einzige Michel Morin, unser omnis homo, fand durch seine natürliche Geschicklichkeit Mittel und Wege, sie hinauszutreiben, und zwar folgendermaßen:

Er saß damals bey den Glockenseilen. Mich dünckt: ich sehe ihn noch mit seiner Schulmeisters Gravität sitzen. Denn er präsentirte eine Person, die man nicht besser hätte mahlen können, und wer ihn nicht gekannt hätte, der hätte ihn in seinem Sonntagskleide wenigstens für den Fiskal unsers Kirchspiels angesehen. Ich wurde demnach gewahr, daß er mir mit dem Kopf winkte, denn auf diese Art legte er seine Gedanken am leichtesten an den Tag. Er stund von seiner Stelle auf, und ich begriff also bald, daß es auf die armen Thierchen los gehen würde. Er machte die Kirchenthüre auf, ergriff die Stange, womit er sonsten die Spinnenweben abkehrte, stieg auf eine Bank, und ferli, ferlon, hin und her, wilt du naus, oder wilt du nit naus, wart ich will dich schon naus kriegen, so machte ers von einem Ende der Kirche bis zum andern. Endlich erlangte er seinen Zweck, er trieb alle die Vögel aus den Nestern, warf sie herunter,

ver-

verſcheuchte und verjagte ſie ſammt den Neſtern und den — — — — ohne daß weder frick noch frack davon übrig blieb.

Wohlan, meine lieben Zuhörer! Wie wären wir daran, wenn der Michel Morin nicht geweſen wäre? Er ließ ſich nicht faul dabey finden, wie die leibeigenen Knechte zu thun pflegen. Er war ein recht tapferer Held, und ihr thut wohl, wenn ihr euch ſeine ſchöne Thaten zu Nutz machet. Laſſet uns aber ernſtlich miteinander reden! Was war wohl wundernswürdiger, als wenn man ihn das Glockenſpiel rühren hörte? Alle Profeßionsverwandten kamen an der Kirchweih, ſein Spiel anzuhören. Ihr habt es ſelbſt angehöret, wie er nur wollte, mußten unſre Glocken klingen, ja man hätte bald geſagt, als ob ſie redeten. Und doch wußte er nichts von der Muſik, wie denn ſeine arme Mutter zum öftern ſagte: es wäre recht Schade, daß er nicht in die Schule gekommen wäre. Denn er hätte alle Wiſſenſchaften überſtiegen, wenn er dazu fähig geweſen wäre. Damit wir aber endlich wieder auf unſere Glocken kommen, ſo ſpielete er damit recht artlich; er nahm die Glocken in ſeine Hände und Füße, und ſchüttelte ſich, wie ein armer Tropf: kling klang, kling klang, kling klang, tirli, tirli, was Guts zu Trinken her für den Michel

chel Morin! Michel Morin, wie wareſt du ſo wunderſam! O des großen omnis homo! (O! des großen Mannes, der zu allem taugte!) Er hatte an ſich eine heroiſche Heldenmüthigkeit. Darum ſagte ein gelehrter Mann, der durch unſer Dorf reiſete, daß er in einem rechten Nothfall mit dem Könige würde geredet haben, und er war auch in der That nicht ein ſolcher Tropf, wie ihr alle ſeyd.*) Er wußte ſeine Waare wunderſchön an Mann zu bringen. Das Choral wußte er wie ein Orakel auswendig; er wußte aus den Liedern beſſer zu kommen, als ich, und ſahe in ſeinem Meßgewand ſo gut aus, als ein Biſchof. Er ſahe auch gut aus, und hatte einen vierſchrötigen Gang, plick, plack. Trug er gleich nur hölzerne Schuhe, ſo geſchahe es doch nicht aus Eitelkeit, dazumalen ſein Schwiegervater ein Schuſter war. Seine Stimme war ſo erſchrecklich klar und ſchöne, daß, ſobald er zu ſingen anfing, alle Hunde zur Kirche hinaus liefen. Wenn es nur nicht um die böſe Nachrede zu thun wäre, ſo würde ich ihn für eines Edelmanns Sohn halten. Wenigſtens aber muthmaße ich, daß er als ein Säugling muß verwechſelt worden ſeyn, weilen er zu ſo edlen Thaten, als ihr jetzt ſehen werdet, gebohren war.

Eins-

*) Ein ſchönes Kompliment für die liebe Gemeine! Anmerkung des Herausgebers.

Einsmal nahm er eine Flinte auf die Achsel, um auf eine Jagd zu gehen. Als er zu dem Haag (Gehäge) der Anna Michaut kam, sahe er einen Hasen, auf welchen er anlegte, puf, da lag er. Er sprang über den Graben, und hub ihn auf, brachte ihn nach Haus, streifte ihn ab, spickte ihn, steckte ihn an den Spieß, ließ ihn braten, setzte ihn auf und verzehrte ihn, daß weder Knochen noch sonst was übrig blieb. O des vortreflichen Mannes! O ein guter Tag für den wunderseltsamen omnis homo! Siehet man auch wohl seines Gleichen? Ach nein! denn er war auf Haar und Federn geschickt. Ihr habt seines Gleichen auf der Erden und in den Lüften nicht gesehen; er war aber noch ärger im Wasser. Er war in diesem Stück ganz unerschrocken, wie ihr jetzt sehen werdet. Merket drauf, ihr Tölpel! und schlaft nicht.

Der Michel Morin, der seit viel und langen Jahren mein treuer Diener war, bezeugte auch für mich den größten Eifer. Als er eines Tages vier Pfarrherren aus der Nachbarschaft zu mir kommen sahe, die mit mir essen wollten; ich meyne, es war an einem heiligen Abend, wenigstens war es an einem Fasttag: ich hatte nichts, das ich ihnen hätte vorsetzen können. Der Michel Morin merkte alsobald meinen Kummer und meine Verlegen-

legenheit, zog sich ganz nackend aus, und sprang mit gleichen Füßen in den großen Weiher. Wir meynten alle, er wäre ertrunken; alleine nein, keinesweges, in einem Augenblick kam er wieder herausgeschwummen mit großen Fischen, welche so lang waren, als von heute bis morgen, und mit seiner lächelnden Miene: Wohlan! sprach er, Herr Pfarrer! was sagt ihr dazu? Potz tausend, des Königs seine Leute sind keine Holunken, wir haben ein Herz und eine Ehre im Leibe.*) Ohne Zeitverlust stülpte er seine Ermeln auf bis an den Ellenbogen, und schlug die Vordertheile seines Recks zurück, zog sein Messer aus der Tasche, spie darauf, wetzte es auf dem Pflaster, trist, trest, trist, trest, nahm den großen Hecht aus, und machte eine gute Brühe daran, daß man die vier Finger darnach leckte, und dabey des Daumens nicht vergaß. O! was war der Michel Morin nicht für ein trefflicher Mann! Ich werde nimmermehr müde zu sagen, daß er der große omnis homo gewesen sey.

Ich beschließe meine Rede mit der letzten und merkwürdigsten That seines Lebens, welche seine Herzhaftigkeit, Großmuth, Geschicklichkeit und Ent-

*) Hier fehlt die Apodosis; aber mit einem solchen Redner muß man's so genau nicht nehmen.

Anmerkung des Herausgebers.

Entfernung von allem Eigennutz sattsam beweiset. Denn der arme Mann wettete um einen halben Seidel Wein, daß er ein Alsternest von dem großen Ulmenbaum herunterholen wollte. Er stieg zu seinem größten Unglück ohne Letter hinauf, und als er hinauf kam, schrie er: ich habe gewonnen! Er wandte sich um, und wieß das Nest; es brach aber der Ast unter ihm, und so fiel er herunter von einem Ast zum andern, berbi, berda, und brach, krick, krack, Arm und Bein. Er fiel rücklings zur Erden, und zerschellte das Herz im Leibe. Ach! du armer Michel Morin! um einen halben Seidel Wein, wie bist du so wolfeil gestorben! Er wußte zwar von keinem Eigennutz, und wäre um eine Achtele wohl eine Stunde weit gelossen, er, welcher wohl einen Kübel voll ausgetrunken hätte, ohne einen Gran Verstandes zu verlieren. Ueber dieses war er auch nicht hochmüthig; er trank mit dem ersten, der daher kam, wenn es ihn nur nichts kostete.

So laßet uns denn den Tod des Michel Morins, um des dadurch von uns erlittenen Verlusts willen beweinen, und der schönen Thaten, die er in seinem Leben verrichtet hat, nimmermehr vergessen: zum Exempel seines großen Eifers für das gemeine Beste, da er die Kühe aus dem Kirchhofe

hofe vertrieben; seiner christlichen Liebe, womit er die Leute, die sich um die Zwetschgen rauften, auseinander brachte; seiner Redlichkeit; die er in seinen gewissenhaften Büscheln bewiese; seiner Geschicklichkeit im Mähen; seiner besondern Kunst, die Vögel aus der Kirche zu jagen; seiner Herzhaftigkeit bey dem Tode seiner Großmutter; seiner natürlichen Fähigkeit zur Jagd; seiner Unerschrockenheit im Fischen; seiner Erfahrenheit in so vielen andern Dingen: was sage ich? Ich hätte bald seiner so natürlichen Fähigkeit zum Glockenspiel, vergessen. Denn in zwey Schritten stieg er auf eine Leiter; aber weil wir jetzt von der Leiter reden, Meister Michaut! bessert die Leiter doch ein wenig aus! denn es fehlen zwey Sprissel daran, und dörfte ein ungeschickter Kerl wohl den Hals darüber brechen. Denn, potz tausend, wenn schon der Michel Morin hinauf steigen kunnte, so verstund er sein Handwerk recht. Nur der zweyte May, der Tag nach aller Hexen Ausfahrt, war ihm ein fataler Tag. Denn zu der Zeit, da die Hexen und Druten von dem so berüchtigten Blocksberg zurückkehren, und mit Gabeln und Besen in die Schlöte fahren, fiel unser Michel Morin von dem ungeheuren Ulmenbaum. Dieser Tag sey euch alljährlich merkwürdig, und entrichtet hieran eure schuldige Pflicht. Widmet unserm

seligen Schulmajor deshalb alle Jahr ein Trauerfest an diesem unglücklichen Tage, nemlich an dem Tage aller Heren und Druten Heimfahrt! Ich ermahne euch demnach, daß ihr die Wunderthaten des Michel Morins euren Kindern wohl einpräget, und seiner bey jeder Gelegenheit gedenket. Wieget sie mit demjenigen ein, was ihr jetzt gehöret habt. Schläfert sie mit den Liedern ein, die er auf der Glocken spielte, denn er war bey aller seiner Armuth ein großer Mann, und damit ihr euch seiner jederzeit erinnert, damit euch sein Bild im Schlafen und Wachen vor Augen schwebe, so laßet uns zum Beschluß miteinander singen:

Da Morin Alstern ausgenommen,
Und von dem Baum herunter fiel,
Erreicht er keines Lebensziel;
Sonst wär er noch nicht umgekommen.
Der zweyte Mon war für ihn bös,
Da fühlte er die Todesnöth.

Matthias Lukretius,

sonſt Votius genannt;

oder

Geſchichte eines verunglückten und metamorphoſirten Kandidaten.

Erſter Theil.

Halle 1780.
bey Johann Chriſtian Hendel.

KŒN.PR.FR.
UNIVERS.
ZV HALLE

Dd 3137

Den ſämmtlichen Kandidaten der
Gottesgelahrtheit,
die in der Welt zerſtreuet ſind,
auch denen, die eben im Begriff ſtehen,
die groſſe Metamorphoſe eines rohen
Studenten in einen geiſtlichen Kandidaten
anzutreten,
widmet
aus alter kollegialiſcher Freundſchaft
dieſe Geſchichte ihres Mitbruders
mit dem Wunſche baldiger Beförderung
zu einer einträglichen Pfarrſtelle

der Verfaſſer.

lieben Herren und Freunde!

Es iſt doch wahrlich ein ſeltſam, wunderlich Ding mit dem Schriftſtellerhandwerk, man verfällt da von einem aufs andere, der letzte Heft eines Manuſkripts iſt kaum an die Behörde abgegangen, ſo muß ſchon wieder ein neues Werkchen projektirt, und in dem Ideenkaſten ſo lange herumgekramt werden, bis ſich eine darſtellt, die des Bearbeitens werth iſt, und Nota bene bezahlt macht. Es gehört dazu vor allen Dingen das Ding, was die Franzoſen genie créateur nennen, und ein ziemliches Portiönchen Unterſcheidungskraft, damit man nicht flugs ſchreibe, quicquid in mentem venit, und nur darauf aus ſey, das Papier, welches freilich ſehr geduldig iſt, voll zu machen. —

Ich wills Ihnen ehrlich und treuherzig erzählen, lieben Herren und Freunde und Amtsgenoſſen in ſpe, wie es mit dieſer Geſchichte oder mit dieſem Roman, wie Sie's nennen wollen, den ich Ihnen hiermit übergebe, zugegangen iſt. Das Buch Matthias Lukretius genannt, hat eigentlich, zwar nicht quoad materialia, aber doch quoad formalia dem Einfalle und der Aufforderung meines Herren Verlegers ſein Daſeyn zu danken. Er

trug mir auf, ich möchte ihm für einen auswärtigen Buchhändler, der ihn darum gebeten hätte, einen Roman ohngefähr von einem Alphabet schreiben, der mit einem andern in seinem Verlage herausgekommenen aus meiner Fabrik so etwas ähnliches hätte. Sehen Sie, meine Herren! ich bin von jeher sehr dienstfertig gewesen, und wollte Ihnen gleich einen Beweis meiner Dienstfertigkeit in die Hand geben, wenn ich Kirchenpatron wäre. Wenn sich gleich zuweilen so ein bischen von Eigennutz, von Hinsicht auf eigenen dabey zu erlangenden Vortheil in unsere guten Werke und Liebeserweisungen einmischt, so wissen wir ja aus unserer orthodoxen Dogmatik (Sie haben sie doch noch nicht unter die Bank geworfen?) daß das System der reinen Liebe und der reinen Tugend eine Chimäre ist.

Ich war also bereit und willig, mich um meinen Herrn Verleger und um seinen mir unbekannten Freund verdient zu machen, wohlwissend und fest überzeugt, daß, was ich heimlich auf meinem Studirstübchen bey der Nachtlampe oder bey der Morgendämmerung schrieb, dieser mir vergelten würde öffentlich. Ich durchlief mit der ängstlichen Unruhe einer Gebärerinn, die voll sehnlichen

lichen Verlangens ist, zu wissen, ob's ein Sohn oder eine Tochter werden wird, das weitläuftige Feld der Materien, welche Stoff zu einem Roman hergeben können, und siehe, auf einmal stellte sich den Augen meines Gemüths ein gewisser noch lebender Mensch dar, der wegen seines sonderbaren Betragens, wegen seiner noch sonderbareren Schicksale, und wegen seiner ungewöhnlichen Einfalt seit einigen Jahren meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Ich pflegte ihn schon zu L. wo er sich eine Zeitlang aufhielt, und auf die Hülfe des Herrn wartete, mit einigen andern Freunden im Scherz Matthias Lukretius zu nennen, weil mir diese Benennung so ganz sein Wesen und das Originelle in seinem Sitzen, Stehen, Liegen, in seinem Essen und Trinken, in seiner Kleidung und in seinen Beschäftigungen auszudrücken schien. Ich fand, nachdem ich mit mir selbst zu Rathe gegangen war, daß sich über ein Subjekt von dieser Art wohl etwas schreiben und drucken liesse, was dem in unserm erleuchteten Jahrhundert nach Romanen so begierigen Publikum in den langen Winterabenden zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib dienen könnte, und so legt ich denn Hand ans Werk, führte ein Gerüste

auf, und ließ dem Helden meiner Geschichte den Namen, den ich ihm einmal gegeben hatte, um so mehr, weil Matthias sein wirklicher Vorname war, den er oft aus Prädilektion mit Weglassung der übrigen zu schreiben pflegte.

Nehmen Sie diese Erzählung, welche einen geistlichen Ebentheurer zum Gegenstand hat, gütig auf, lieben Herren und Freunde! Spiegeln Sie sich an einem Beyspiele, und lassen Sie sich bey dieser Gelegenheit mit gutem Rath dienen. Wenn sich nicht in den beyden ersten Jahren ihres Kandidatenstandes günstige Aussichten in eine baldige Versorgung eröffnen, wozu die Kanäle bekanntermaßen sehr mannichfaltig sind, so erwählen Sie bey Zeiten eine andere Lebensart, und suchen Sie Ihr Glück bey der Feder, oder bey den Pandekten. Denn den alten Kandidaten gehts, wie den alten Jungfern. Wenn Sie jung und geschickt sind, läuft ihnen viel Volks nach; Eroberungen zur Rechten und Eroberungen zur Linken; wenn sie aber alt werden, bekümmert sich kein Mensch mehr um sie; diese beschliessen gemeiniglich im Hospital, und jene im Schulstaube den Rest ihrer durchseufzeten Tage.

Es wird bey dem allen, wenn auch viele aus Ihrem Mittel umsatteln sollten, so lange die Welt stehet, nicht an Leuten fehlen, die sich entweder aus Neigung, aus wirklichem, natürlichem Beruf, oder aus Prädestination ihrer lieben Aeltern und Großältern, weil sie zu allen andern Wissenschaften und Lebensarten zu ungeschickt und verdrossen sind, dem geistlichen Stande widmen werden. Am allerwenigsten wird Mangel an Hirten und Lehrern in solchen Gegenden seyn, wo die Pfarrstellen erblich sind, wo das Kind in der Wiege seines Vaters Hirtenamt eventualiter zum Pathengeschenk erhält, und wo diejenigen, die nicht aus geistlichem Saamen gezeugt sind, wenn es ihnen durch Fleiß und Geschicklichkeit gelingt, in den Weinberg des Herrn zu kommen, von ihren Amtsbrüdern, denen der leidige Nepotismus ins Amt half, wie die Eule unter den Vögeln betrachtet und mit neidischen Augen angesehen werden.

Ich verlasse Sie, lieben Herren und Freunde! mit dem herzlichen Wunsch, daß Sie sämmtlich bald Ihren Zweck erreichen, und durch diese Zweckserreichung in den Stand gesetzt werden mögen, auf die jungen Raben, die den Herrn anrufen, (wie es Herkommens ist) mit verächtlichen

Blicken herabzusehen, und bey der Seelsorge Ihres Leibes zu warten, doch also, daß er nicht geil werde. Wunsch und Bitte sind sehr nahe miteinander verwandt, wie die hiesige Geistlichkeit mit dem Magistrate, also noch eine Bitte. Sollte jemand aus Ihrem Orden ausgehen zu weltlichen Geschäften, und durch wunderbare und merkwürdige Ereignisse sich zum Ebentheurer qualificiren, den ersuch' ich, mir seinen Lebenslauf zu schicken, damit ich ihn, wenn sichs der Mühe verlohnt, nach meiner Manier zurichten, und durch allerley hingehörige Ingredienzien zum ehrenvollen Range eines kursirenden Romans, der in den Bibliotheken der schönen Geister und auf den Toiletten der Damen. seine Stelle findet, erheben könne. Sie werden mich aber doch nicht, wenn Sie zu Aemtern kommen, in den Bann thun, und mein Kind exorcisiren? Das wäre ein sehr unkollegialischer Streich. Hiemit Gott befohlen! Ich bin

Lieben Herren und Freunde

W. den 1. October

1779.

Ihr

zu Gebet und Diensten verbundener,

der Verfasser,

cuius nomen latet.

Matthias Lukretius,

sonst Votius genannt;

oder

Geschichte eines verunglückten und metamorphosirten Kandidaten.

Erster Theil.

Vorerinnerung.

Romane ſind erdichtete Erzählungen ſolcher Begebenheiten, die in der Welt ſich ereignen können, und ſich zum Theil wirklich ereignen; es werden darinn Menſchen und Charaktere als handelnd aufgeſtellt, wovon auf dem Erdboden hin und wieder Originale leben, oder doch zerſtreute und einzelne Züge bey den auf der Erde lebenden und wirkenden Menſchen vorhanden ſind. Es können auch oft bey einem Romane eine oder mehrere wahre Geſchichten zum Grunde liegen, welche durch die Fiktion erweitert, verſchönert, und für den Leſer intereſſanter gemacht werden.

Die Abſicht ſolcher Erdichtungen iſt gemeiniglich zwiefach, entweder, die Sitten zu verbeſſern, und Tugend unter den Menſchen zu befördern, oder den Leſern blos auf eine angenehme, unterhaltende Art die Zeit zu verkürzen. Ob ich gleich geſtehen muß, die letztere bey Ausarbeitung dieſes Buchs zum Hauptaugenmerk gehabt zu haben, ſo hab' ich doch die erſtere nicht gänzlich bey Seite geſetzt. Ich glaube wenigſtens nichts geſchrieben zu haben, was mir zum Vorwurf gereichen könnte. Ich habe in meinem Leben manche Erfahrungen geſammelt, gute und böſe, einige davon

von sind in diesem Buche enthalten. Ich habe die Menschen so vorgestellt, wie sie sind, und wie ich sie gefunden habe: manche hier vorkommende Charaktere sind freylich nur Pinselstriche, die ein anderer ausmahlen mag, wenigstens, hoffe ich, ist keiner übertrieben. Wem's blos darum zu thun ist, bey einem Romane zu lachen, oder wer gar Verletzungen des Wohlstandes an dergleichen Schriften gewohnt ist, und sich daran ergötzet, für den wird mein Buch freylich nicht befriedigend seyn.

Den Geschmack so verschiedener Leser gänzlich zu vergnügen, und es einem jeden recht zu machen, ist schwer, ist beynahe unmöglich. Ein Schriftsteller muß und kann zufrieden seyn, wenn der Beyfall des gutdenkendsten Theils seiner Leser auf seiner Seite ist. Arbeiten dieser Art sind für mich allerdings Nebenwerk, ob ich gleich dafür zu sorgen pflege, daß meine Kinder mit dem erforderlichen Anstande vor den Augen der urtheilenden Welt erscheinen mögen.

Weiter hab' ich nichts mehr zu erinnern, als daß mein Werk in zwey Theile getheilt ist, wovon der zweyte wenigstens nicht schlechter, als der erste seyn wird, und die zusammengenommen ein richtiges Alphabet betragen sollen. Soweit meine Vorrede, nun zur Sache!

Der Verfasser.

So wie es Menſchen von großen und hervorſtechenden Geiſtesgaben giebt, bey denen die Natur, wie ein lateiniſcher Schriftſteller ſagt, einen Verſuch gemacht zu haben ſcheint, was ſie vermöge; Menſchen, welche dem Jahrhundert, worinn ſie leben, zur Zierde gereichen, und, unvergeßlich nach ihrem Tode, der kommenden Jahrhunderte Muſter ſind: ſo giebt es dagegen tauſend andere, an denen ſie ſich theils in Abſicht auf Geiſt und Geiſteskraft, theils in Anſehung körperlicher, empfehlender Vorzüge wie eine wahre Stiefmutter beweiſet, indeß ſie oft durch blindes Glück, welches ihnen ohne ihr Suchen zu Theil wird, und durch unerwartetes Emporkommen jenen Mangel erſetzet. Man ſollte meinen, daß Perſonen von der letzteren Gattung, die von der Natur verwahrloſet, und, wenn die Beobachtungen der alten Philoſophen ſtatt finden, von ihren Aeltern wahrſcheinlich in der Trunkenheit, da ihre Seele das Ruder verloren hatte, gezeugt worden ſind, es eben nicht verdienten, mit

ihren

ihren Begebenheiten ans Licht gezogen, und als Gegenstände der öffentlichen Unterhaltung aufgestellt zu werden.

Indeß kann die Geschichte solcher Leute, wenn es blos auf Unterhaltung, auf Zeitvertreib, und auf eine angenehme Lektüre, welche die Sitten eben nicht verbessern, aber auch nicht verschlimmern soll, angesehen ist, bey der Geschichte großer und bewunderter Männer gestellt, den Geschmack eines dergleichen Erzählungen wünschenden Publikums befriedigen, und neben her den Nutzen haben, daß mancher daraus lernt, wie es, um in der Welt sein Glück zu machen, und von einem Tage zum andern Nahrung und Kleider zu finden, nicht immer auf Fleiß, Geschicklichkeit, und Unsträflichkeit der Sitten ankomme, und wie es daher nöthig sey, eine Sache, die so sehr vom Zufall abhängt, und die sich auf keinerley Weise erzwingen läst, entbehren zu lernen, und sich selbst genug zu seyn. Wir haben Lebensbeschreibungen berüchtigter Schelme und Strassenräuber; ihr häufiger Abgang beweist, daß sie Beyfall gefunden haben. Die Natur in ihren Verwirrungen und Auswüchsen zu betrachten, und darüber zu reflektiren, das

kann

kann oft nicht weniger unterhaltend seyn, als ihr in ihrem ordentlichen Gleise nachzugehen. Die Menschen zu studiren, auf die Triebfedern ihrer Handlungen zu merken, Charaktere mit Charakteren zu vergleichen, Regeln des eigenen Verhaltens aus dem Verhalten anderer und dessen Folgen zu abstrahiren — das gewährt allein wahre Weltkenntniß und Klugheit, die für den denkenden Beobachter mit so mannichfaltigem Vergnügen und Vortheil verbunden ist.

Meine Leser werden aus dem bisherigen, welches zur Einleitung meiner Geschichte dienen mag, schon abnehmen können, zu welcher Klasse von Menschen derjenige zu zählen ist, dessen Leben und Thaten ich jetzo beschreiben will. Kömmt ihm dieses Buch zu Gesichte — nun so mag er mir's Dank wissen, daß ich ihm, wenn er sonst in seinem Pflanzenleben nichts gutes von Erheblichkeit gewirkt hat, Gelegenheit verschaft habe, ohne sein Zuthun wenigstens durch seine Geschichte auf eine oder die andere Art, auf eine nähere, oder entferntere Weise der Welt und seinen Zeitgenossen zu nützen. An Phlegma wirds ihm nicht fehlen, über das Daseyn dieses durch seine theure Person veranlaßten Werkchens zu lächeln, nach seiner Gewohn-

wohnheit drob ein spitzes Mäulchen zu machen, den etwanigen Verdruß mit seiner lieben Hälfte zu theilen, und — sich die Mahlzeit desto besser schmecken zu lassen. Es ist doch eine herrliche Sache um die Kaltblütigkeit und um die Sittensprüche der Stoa.

Matthias Lukretius ward im Jahr 1714 zu P. einem Dorfe in der Priegnitz geboren, wo sein Vater Martin Lukretius, ein Landgeistlicher vom gewöhnlichen Schlage war. Seine Mutter war eine geborne Stockfisch, welchen Namen einige ausgeartete Kinder dieser Familie nachher zu ihrem gröbsten Aergerniß in einen griechischen verwandelt haben. Ihr Vorname war Margarethe, worauf sie sich nebst ihrem Eheherrn viel zu gute that, weil dieses Wort, griechischen Ursprungs, in unserer Sprache eine Perle bedeutet. Matthias war die erste Frucht ihrer ehelichen Liebe. Sie hatten schon drey Jahre im Ehestande gelebt, und das Kapitel vom Unvermögen und von der Unfruchtbarkeit als gelegentlichen Ursachen der Ehescheidung und aller Hausübel war schon oft unter ihnen verhandelt worden, als Matthias durch sein Hervorbrechen ans helle, liebliche Tageslicht den andächtigen Fürbitten und den gegenseiti-

gen

gen Vorwürfen ein Ende machte, und seine Aeltern, denen seine Ankunft lieber, als die fetteste Hochzeit war, durch sein endliches Eintreten überzeugte, daß das Kräutlein Patientia, welches nicht in allen Gärten wächst, und einen guten, geschmeidigen Bogen erfordert, ein herrliches Kräutlein sey.

Als der Pastor Martin Lukretius für die glückliche Niederkunft seiner Frau in öffentlicher Gemeine danken, und es seinen Pfarrkindern anzeigen wollte, daß ein Erbe seines geistlichen Stuhls und seiner reinen Lehre vorhanden sey, geschahe es, daß der Zettel, worauf die Danksagungsformel geschrieben war, von der Kanzel in einen Weiberstuhl, und zwar gerade auf den Schooß eines alten Mütterchens fiel, die in ihrer Jugend wegen geschehener Uebertretung des sechsten Gebots vier Mal Kirchenbuße gethan hatte. Dieses hielt der abergläubische und für den künftigen Kirchenpfeiler zitternde Mann für ein böses Zeichen, und fügte sogleich zu seiner Danksagung eine weitläuftige Bitte des Innhalts hinzu, daß der liebe Gott das neugeborne Kindlein stets auf guten Wegen leiten allen Schaden und Unfall von ihm und seinem Hause, wie auch von der lie-

ben Gemeine, die er seine Schäfchens nannte, in Gnaden abwenden, alle Hurer und Ehebrecher aber ewig verdammen wolle. Nach geendigtem Gottesdienste stattete die ganze Gemeine durch ihren Sprecher, den Schulzen, Michael Klausthal, dem Herrn Pfarrer, als er nach Hause gehen wollte, ihren wohlmeinenden Glückwunsch zu dem geschenkten Ehesegen ab, und die Weiber wetteiferten und berathschlagten sich zusammen, als sie nach Hause kamen, welche unter ihnen der Wöchnerinn die kräftigste Suppe schicken wollte.

Der Kindtaufenschmaus, wobey die ganze Konfraternität aus der Nachbarschaft versammelt, und auch der Herr Kirchenpatron mit seiner Frau Gemahlinn in hoher Person zugegen war, währete zwey ganze Tage. Die gnädige Herrschaft und der Herr Oberamtmann aus dem Filiale hatten als hohe Taufzeugen die Küche des Herrn Pastors mit ein paar Rehkeulen, und seinen Tisch mit gutem Weine versorgt. Dies gab Stoff zu muntern Gesprächen, und der Herr Pastor Loci rühmte unter beständigen Verbeugungen vor den Ohren seiner schmausenden Amtsbrüder die Glückseligkeit eines armen Dorfpredigers, dem der Himmel aus übergroßer Güte so gnädige Patronen gegeben hätte,

te. Herr Paſtor, ſagte der Oberamtmann, der ihm gegen über ſaß, wir ſind mit Ihnen zufrieden. Sie predigen uns das Wort Gottes klar und rein, Sie verſchonen uns mit den verdrüßlichen und langweiligen Geſetzpredigten, Sie laſſen die Kirche angehen, wenn wir es haben wollen, Sie ſehen unſern Dienſtboten durch die Finger, kurz Sie ſind ein Mann für uns, und Sie werden hoffentlich mit uns zufrieden ſeyn, Sie beſorgen unſerer Seelen Wohlfahrt, und wir — ihre Küche, damit Sie hübſch ſtudiren können. Er lächelte, ſtieß mit dem Herrn Paſtor zuſammen, und leerte einen Römer voll ſchäumenden Champagners, daß auch nicht ein Tropfen im Glaſe blieb. Der gnädige Herr verſicherte den Paſtor zum voraus ſeiner Protektion und Fürſorge, wenn der junge Matthias von Univerſitäten kommen würde, und deklarirte ihn feyerlich zu ſeinem künftigen Nachfolger. Dem alten Lukretius giengen vor Freuden die Augen über; er ſahe ſchon im Geiſt ſeinen Matthias auf der zerbrechlichen Kanzel, ſah in ihm den Eiferer für die reine Lehre, den Vertheidiger der ſymboliſchen Bücher, den Wächter über die Gerechtſame und Emolumente des Predigerordens, und das Schrecken der Gottloſen in der ganzen umliegenden Gegend. „Hilf Gott!

„was will aus dem Kindlein werden?„ so dachte er bey sich selbst, als es durch einen freundschaftlichen Rippenstoß seines Tischnachbars, des Herrn Pastor Oelius, aus seinem süssen Traume geweckt, und sein Glas Wein auf die Gesundheit der gnädigen Herrschaft auszutrinken erinnert wurde. Er that es, und verschüttete, indem er sich zu tief vorwärts neigte, die Hälfte des köstlichen Getränks, welches seinem Erfinder Noah Ehre macht. Einer von der hochwohlehrwürdigen Gesellschaft, denn a potiori fit denominatio, ein gewisser Magister Madeweiß, zeichnete sich durch seine witzigen Einfälle und durch gewisse Manoeuvres aus, die er, wenn er etwas Erkleckliches erzählte, mit dem Kopf zu machen pflegte, welches am possierlichsten war, wenn er etwas bejahete, indem die zirkelförmige Bewegung seines in eine ungeheure Perrüke eingehüllten Haupts gerade das Gegentheil, und also eine Verneinung anzukündigen schien. Er aß wenig, denn er hatte schwache Verdauungskräfte, und einen Ansatz zur Hypochondrie, aber er trank desto mehr. Oft, wenn er während der Mahlzeit im besten Erzählen war, unterbrach er sich und rief, indem er mit seinem Nachbar zur Rechten und Linken chokirte: es lebe unser neugebohrner Herr Konfrater in spe!

und

und unter dem Geklirre der Gläser erschallte von aller anwesenden Geistlichen Lippen, wiewohl mit gedämpften Tone: Es lebe unser neugebohrner Herr Konfrater!

Es gefiel der versammelten Geistlichkeit, deren Vorsteher, der Herr Superintendent Jungius, im Erzählen und Unterhalten am unthätigsten, im Essen und Trinken aber während dieses bey Dorfpfarrern ungewöhnlichen Schmauses am thätigsten gewesen war, erst nach eingenommenen Frühstück des dritten Tages mit ihren Weibern und Kindern in ihre Pfarren zurückzukehren, und sie hatten es, weil sie alle aus dem ganzen Zirkel zugegen waren, unter hoher Konnivenz des Herrn Superintendenten vor ihrer Abreise per unanimia beschlossen, daß in diesen drey Tagen in ihren Parochien keine Amtsverrichtung vorfallen sollte, es möchte nun etwas zu taufen oder zu begraben geben. Auf den Fall einer Nothtaufe waren die Küster mit Versprechung eines Theils vom sogenannten Ehrenbündel angewiesen, solche im Nahmen ihrer Pfarrherren mit gebührender Andacht zu verrichten. Der Herr Superintendent äusserte beym Abschiednehmen den Wunsch, daß die Herren Konfratres bald wieder zu gleichem Zweck und

eben so vergnügt in diesem sehr geräumigen Pfarrhause zusammenkommen möchten. Gott bestättige diesen Wunsch Seiner Hochwürden, sagte der Pfarrer Titius, der als Beichtvater den Taufaktus verrichtet hatte, und nahm vom aufgetischten Aquavit noch einen tüchtigen Hieb auf die Reise, (denn es war ein neblichter Morgen) ehe er in den Wagen stieg. Wir lassen die vom Schmause herkommenden Pfarrherren, einen nach dem andern, in ihre Pfarrwohnungen zurückkehren, wünschen ihnen wohl zu bekommen, und sehen, was aus unserm Matthias Lukretius geworden ist.

Als unser designirter Kirchenlehrer fünf Jahre alt war, schickte ihn sein Vater in die dasige Dorfschule, wo ein gewisser Magister Leberecht, der seiner versäumten Jugendjahre und großen Unwissenheit wegen mit dieser niedrigen Stufe in dem Weinberge des Herrn sich hatte begnügen müssen, das Amt eines Pädagogen verwaltete. Er maß eilf Zoll, sang einen guten Baß, und wußte sich ein rechtes Ansehen zu geben, wenn er vor dem Pult die Predigt vorlas. Dabey bediente er sich insgemein, wenn er den Text angab, folgender Formel: „Unser heutiges, heiliges „Sonntagsevangelium beschreibt uns der Evange-

„list

„list Matthäus im — Kapitel seiner evangeli-
„schen Geschichte, allwo es in unserer deutschen
„Mutterſprache nach des theuren Rüſtzeuges, des
„Herrn Lutheri, Ueberſetzung folgendermaßen lau-
„tet. ꝛc.

Obgleich Leberecht ſelbſt ein großer Ignorant war, ſo wuſte er doch vermöge ſeines natürlichguten Verſtandes, wie er ſich ausdrückte, die Ingenia zu unterſcheiden, und vorher zu beſtimmen, was aus einem jeden Schüler werden, und zu was für einer Lebensart er ſich am beſten ſchicken würde. Bey unſerm Matthias aber ſchlug ihm ſeine Unterſcheidungskraft fehl. Er meinte aus ſeinen kleinen Augen, aus ſeiner breiten, gewölbten Stirn, und aus ſeinem ſpitzigen Kinn und kleinen Munde ſicher ſchlieſſen zu können, daß einſt ein großer Gelehrter aus ihm werden würde, und machte durch Verſicherungen dieſer Art ſeinem Herrn Gevatter, dem Paſtor Lukretius manche vergnügte Stunde, der ihn dafür, wenn er zu ihm kam, mit einem Gläschen abgezogenen *) regalirte. Es wieß ſich aber in dem erſten Vierteljahre des Schulunterrichts aus, daß Leberecht ſich geirrt hatte. Drey Monathe waren bereits verſtrichen, ehe Matthias das A, B, C,

*) Scilicet Branntwein. Anmerkung des Verfaſſers.

und das a, b, ab, wuste. Magister Leberecht verlor endlich alle Geduld, denn er war ohnehin eines hitzigen Temperaments. Er hielt das, was wirkliche Einfalt und Mangel der Fassungskraft war, für Eigensinn, und wagte es daher, um diesen Eigensinn zu brechen, seinem künftigen Vorgesetzten salva venia in bester Form einen Produkt zu geben. Der Knabe, welcher dergleichen Karessen nicht gewohnt war, und bey aller seiner Dummheit einen großen Ehrgeiz besaß, sträubte sich mit Händen und Füssen. Leberecht spannte ihn also nach der löblichen Methode einiger Schul- und Zuchtmeister in eine am Boden befestigte Leiter, und hieb in seinem Amtseifer so herzhaft drauf los, daß der arme Junge bey den ersten fünf Streichen blutrünstig wurde. Er schrie so gewaltig, daß die Nachbaren herzugelaufen kamen, und ihren künftigen Seelsorger aus den Händen des tyrannischen Orbils, unter den bittersten Vorwürfen, die sich beynahe in derbe Stockschläge verwandelt hätten, befreyeten.

Dies gab einen greulichen Krieg zwischen dem Pastor und Schulmeister. Der Wundarzt des Orts, ein bejahrter Schäfer, wurde sogleich geholt, um den Schaden zu besichtigen,

und

und die Kur zu unternehmen. Er sagte, daß der Knabe vor Alteration ein Fieber bekommen würde, welches leicht tödtlich werden könnte, wofern man nicht die gehörigen Mittel anwendete. Es fand sich auch wirklich noch an eben diesem Tage ein heftiges Fieber ein. Der Pastor reisete sogleich nach der Stadt, und verklagte den Schulmeister wegen dieses an seinem Kinde verübten Frevels bey dem Konsistorium, und legte seiner Klage den Bericht des Wundarztes von dem Zustande des Patienten bey. Der Schulmeister wurde vorgefordert, und weil seine Entschuldigungen von seiner übereilten Hitze und des Knabens unbiegsamem Eigensinn von keinem Belang waren, so wurde er als ein Mensch, der sich an seinem Vorgesetzten vergriffen, und durch eine tyrannische Züchtigung des geistlichen Standes, dessen vornehmste Zierde Sanftmuth und Duldung seyn soll, unwürdig gemacht hatte, seines Amts entsetzt, und muste dem Pastor die Kosten der Kur und der Reise bezahlen. Vielleicht würde die Sentenz für den Magister Leberecht gelinder ausgefallen, und er mit einem scharfen Verweis oder höchstens mit einer halbjährigen Suspension davon gekommen seyn, wenn nicht der Superintendent Jungius das vornehmste

Werk-

Werkzeug bey seiner Absetzung gewesen wäre, denn dieser war schon lange wider ihn aufgebracht. Denn als Leberecht das Schulmeister und Küsteramt zu P. erhielt, auf den Vorschlag eines benachbarten Bürgermeisters, so hatte der Superintendent einen seiner Klienten vorgeschlagen, und es verdroß ihn sehr, daß dieser zurückgesetzt und jener erwählt wurde. Er hatte sich ausserdem geweigert, seine Magd zu heurathen, weil sie im Geschrey war, als wenn sie schon in der Stille eines Kindes genesen wäre, und verschiedene Liebhaber hätte. Jungius fand also jetzt eine bequeme Gelegenheit, sich an diesem widerspenstigen Menschen, der die Ehre, aus seinen ehrwürdigen Händen eine Ehefrau zu bekommen, nicht annehmen wollte, nachdrücklich zu rächen. Er sprach im Konsistorium viel von des Schulmeisters unordentlichem Wesen, von seinem ausgelassenen Stolz, von seiner Völlerey, und wuste es bey dem Präsidenten so einzuleiten, daß die Absetzung mit den gewöhnlichen Formalitäten erfolgte. Der Pastor Lukretius, der ein mitleidiges Herz hatte, wollte es nicht wagen, eine Fürbitte für den unglücklichen Magister einzulegen, aus Besorgniß, von seiner Hochehrwürden angefahren zu werden. Leberecht wanderte

derte also mit schwerem Herzen nach Hause, warf vor Verdruß die Ruthe, mit welcher er den Knaben gezüchtiget hatte, ins Feuer, und nahm, weil er sich auf keine andere Weise zu nähren wußte, in einem benachbarten Flecken eine Nachtwächterstelle an. Matthias Lukretius wurde in kurzer Zeit wieder hergestellt, die Kassation seines Zuchtmeisters, die mit ihm vorgegangene Metamorphose, daß er aus einem Magister und nachherigen Handlanger der Geistlichkeit zu dem Posten eines Nachtwächters herunter gesetzt worden war, erregte seinem jugendlichen Herzen, dem Rache und das Unglück seines Beleidigers ein süßer Geruch war, große Freude. Der Herr Papa muste auf ausdrückliches Bitten des Knaben mit ihm an den Ort hinreisen, wo Leberecht Nachtwächter war, und eine Nacht daselbst bleiben, um ihn vor dem Hause, wo sie eingekehrt waren, abrufen zu hören. Der Knabe spottete sein aus dem Fenster, warf ihm ein Sechspfennigstück zu, und hieß ihn einen alten Sauſänger. „Warte, du junger Laffe, erwieverte dieser, wer „weiß, was dir noch gebraten ist.„ Leberecht war nun freylich, wie es sehr tief gesunkenen und an ihrem Glück verzweifelnden Personen zu gehen pflegt, über Ehre und Schande hinaus; indeß

deß hatte er sich doch über seines gewesenen Zöglings Muthwillen und verächtliche Begegnung gewaltig geärgert, er gieng nach dem letzten Abrufen, welches ihm gar nicht von Statten gehen wollte, nach Hause, prügelte seine Frau, und weinte bitterlich. Er dachte ernsthaft über seinen Zustand, und über seine vergangenen Schicksale nach; er erweg, was ihm hätte werden können, wenn er auf Schulen und Universitäten fleißiger gewesen wäre, und gerieth in Versuchung, sich zu entleiben. Es schmerzte ihn um so mehr, sich so erniedrigt und verachtet zu sehen, da er seine Magisterwürde für sein baares Geld von der weltberühmten Universität zu F. erhalten hatte, welche (ihrem Vorgeben nach) in der Ertheilung ihrer akademischen Würden von jeher sehr vorsichtig gewesen war, und per unanimia beschossen hatte, sie nur dem Würdigsten, der am besten schmeicheln und am besten bezahlen konnte, wenn es auch ein Schneider oder Schuhmacher wäre, angedeihen zu lassen. Er schrieb in der äussersten Verwirrung und Unruhe seines Gemüths an besagte Universität, und meldete den Mitgliedern der philosophischen Fakultät, die ihn zum Magister kreirt hatten, daß er auf ihre Würde Verzicht thue, daß er sich goldene Berge da-

davon versprochen hätte, und daß er kurz und gut sein Geld wieder haben wollte, weil er jetzt in dürftigen Umständen wäre. Die Herren Philosophen zu F. liessen aber, an statt ihm zu antworten, eine Nachricht in die öffentlichen Zeitungen einrücken: „daß der nunmehrige Nacht„wächter Leberecht zu D. sich fälschlich gerühmt „hätte, auf ihrer Universität die Magisterwürde „erhalten zu haben, daß vielmehr niemand aus „ihrem Mittel von ihm etwas wisse, und daß die „respektiven Gerichtsobrigkeiten in subsidium iuris „ersucht würden, wenn er ein Diplom vorzei„gen sollte, ihm solches abzunehmen, und diesen „Unfug, der ihrem ansehnlichen Kollegium zum „grösten Schimpf gereichte, auf das nachdrück„lichste zu ahnden.„ Als diese öffentliche Prostitution dem Leberecht zu Ohren kam, ergrimmte er im Geist, drohete die Philosophen vor Gottes Richterstuhl zu verklagen, legte sich hin, und starb.

Leberechts Stelle in dem Schulmeisteramte zu P. war indessen durch einen jungen Menschen von neunzehn Jahren, der eine Zeitlang bey dem Superintendenten Bedienter gewesen war, und eine sehr gute Hand schrieb, wieder besetzt worden.

Er nannte sich Kornähre. Dem jungen Lukretius war indessen die Lust, in die Schule zu gehen, vergangen. Sein Vater gab ihm selbst im Schreiben, Lesen und Rechnen täglich zwey Stunden Unterricht, damit das Söhnchen sich nicht überlernen möchte. Es gieng sehr langsam mit dem jungen Herrn, das schlimmste war, daß er bey seiner natürlichen Unfähigkeit keine Lust, etwas zu lernen, hatte; er spielte lieber Ball, oder balgte sich mit den Bauerjungen im Dorfe, als daß er bey den Büchern saß. Erst in seinem siebenten Jahre fieng er an, die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu treiben, es war ihm schon zu viel, wenn er täglich acht Vokabeln auswendig lernen sollte, und der Herr Papa muste ihn durch allerley kleine Geschenke aufmuntern, sichs auch wohl gefallen lassen, wenn er ihm mitten in den Stunden des Unterrichts davon lief. Endlich wurde der alte Lukretius es überdrüßig, der Lehrer seines eigenen Sohns zu seyn, und er schickte ihn, als er acht Jahr alt war, in die Stadtschule zu B. welches fünf Meilen von seinem Dorfe lag. Die Frau Pastorinn weinte, wie ein Kind, als sie ihren lieben Matthias aus den Augen und aus ihrer Pflege verlieren sollte. Sie backte den Tag vor seiner Abreise Plinzen,

und gab ſie ihm nebſt drey harten Thalern, davon der Vater nichts wuſte, mit auf den Weg. Die ſämmtlichen Bauern nahmen von ihrem zukünftigen Seelenhirten einen zärtlichen Abſchied, und wünſchten ihm viel Glück und Segen, daß er ja möchte hübſch ſtudiren lernen, an Eyern und Würſten, ſagten ſie, ſollte kein Mangel ſeyn, wenn er erſt ihr Pfarrer wäre.

Der alte Lukretius reiſete ſelbſt mit ſeinem Sohn nach B. und übergab ihn dem Rektor, welches ein geſchickter, aber ſehr hypochondriſcher Mann war, und Pankratius hieß. Die ganze Schule, die eben nicht ſehr zahlreich war, beſtand aus zwey Klaſſen, wo in der erſten der Rektor, und in der zweyten der Konrektor Piſkator lehrete. Matthias Lukretius kam natürlicher Weiſe in die zweyte, weil er erſt angefangen hatte, Langens colloquia zu überſetzen. Weil er einen ziemlichen Diſkant ſang, und ſein Vater ihm nicht viel geben konnte, ſo wurde er Chorſchüler, und verdiente dadurch beynahe ſeinen Unterhalt. Im erſten halben Jahre griff er ſich wirklich ſehr an, und machte ganz gute Progreſſen, weil er ſeine Mitſchüler ihres Fleiſſes wegen öffentlich loben hörte. Gleich in dem erſten Jahre

aber wurde ihm sein Aufenthalt auf dieser Schule verleidet. Er fieng an, die Triebe der Wollust zu fühlen, vor deren Ausbrüchen man junge Leute nicht genug warnen und verwahren kann, und ließ sich verleiten, mit einem Knaben von sieben Jahren, mit dem er in einer Kammer schlief, zu wiederholten Malen eine Art der Unzucht zu treiben, die in großen Städten und auf frequenten Schulen, wo junge Leute zusammen wohnen, leider! etwas gewöhnliches ist, und die man nicht nennen kann, ohne das tiefe Verderben und die Schande der menschlichen Natur zu beseufzen. An einem Morgen wurde er von der Aufwärterinn über diesem schändlichen Zeitvertreib ertappt, welche es sogleich der Frau des Konrektors, in dessen Hause Lukretius wohnte, erzählte, und diese, weil die Weiber selten etwas verschweigen können, sagte es bey der Mittagsmahlzeit ihrem Manne wieder. Die Zucht war von jeher auf dieser kleinen Schule sehr streng gewesen. Der Rektor wollte den jungen Wollustling sogleich exkludiren, und ihn seinem Vater zurückschicken, die übrigen Schulkollegen aber, der Konrektor und Kantor opinirten, daß es besser sey, des Vaters, als eines würdigen Mannes, zu schonen, und dem Knaben durch eine seinem Vergehen angemessene

öffent-

öffentliche Strafe die Lüste des Fleisches zu vertreiben. Matthias Lukretius wurde also zuerst mit dem andern Knaben, mit dem er Unzucht getrieben hatte, verhört, um zu erfahren, ob er etwa von andern dazu verführt worden sey; es fand sich aber, daß er aus eigenem Triebe darauf verfallen war, und daß er den andern Knaben dazu überredet hatte. Dieser muste also zweymal kariren, und die Lust, zu Mittage zu essen, sich vergeben lassen. Lukretius aber wurde drey Tage bey Wasser und Brodt in das Schulgefängniß gesperrt, wo er auch auf einem Strohlager schlafen muste, und am vierten Tage empfieng er vor den versammelten Schulkollegen und Schülern durch den Einheizer, der ein abgedankter Soldat war, einen derben Produkt, der eben so nachdrücklich war, als derjenige, den er von dem Magister Leberecht in der Dorfschule bekommen hatte. Als die Züchtigung verschmerzt und die dabey empfangene Ermahnung vergessen war, machte er sich über des Rektors zwölfjährige Tochter her, und stellte bey ihr physikalische Untersuchungen über den Unterschied der Geschlechter an. Das Mädchen klagte es ihrem Vater, und Lukretius wurde ohne weitere Umstände mit einer schriftlichen Anzeige seines zwiefachen Vergehens nach

Hanse geschickt. Der Pastor Lukretius bildete sich ein, sein lieber Sohn wäre von andern älteren Knaben verführt worden, und ermahnete ihn, dieses Laster in Zukunft zu meiden. Drey Monathe muste sich das Söhnchen von der bewiesenen Anstrengung und von den erlittenen Fatalitäten ausruhen. Hierauf brachte ihn sein Vater in die Schule der Hauptstadt, wo er unter dem Rektor Sauerkraut, welches ein großer Grieche und in der Theologie ein Erzpolemiker war, seine Schulstudien fortsetzte und vollendete. Hier war er sehr fleissig, und führte sich auch gut auf, machte aber in Sprachen und Wissenschaften, seines Fleisses ungeachtet, keine sonderlichen Progressen, und lernte es endlich selbst einsehen, daß ihn die Mutter Natur nicht mit den Fähigkeiten begabt hätte, die zu einem Studirenden, wenn er auch nur ein mittelmäßiger Gelehrter werden will, erfordert werden, und daß es für ihn besser gethan sey, wenn er ein Handwerk oder eine andere Lebensart erwählete.

Indem er mit diesen Gedanken schwanger gieng, besuchte ihn unvermuthet sein Vater, dem er ohne Zurückhaltung sein Vorhaben, vom Studiren abzustehen, eröffnete, und ihn bat, ihn

irgend

irgendwo unterzubringen. Der Paſtor Lukretius aber war viel zu ehrgeitzig, und viel zu ſehr für ſeinen Orden eingenommen, als daß er es hätte zugeben können, daß ſein Sohn nichts weiter, als ein ehrlicher Bürger werden ſollte. Er ſchüttete das ganze Füllhorn ſeiner Beredſamkeit aus, um ihm das Beharren beym Studiren und zwar bey dem Studium der Gottesgelehrſamkeit von der vortheilhafteſten Seite vorzuſtellen, und er drohete ihm mit der Entziehung ſeines väterlichen Segens, wofern er von ſeinem Vorſatze, eine andere Lebensart zu erwählen, nicht abgehen würde. „Lieber Gott, ſagte er unter andern, „du erkennſt, du weißt es nicht, mein Sohn! „wie gut es ein Prediger, ſonderlich ein Landpre„diger hat. Es iſt kein bequemeres, ruhigers Le„ben in der Welt, als dieſes. Hat man des „Sonntags ſeine Predigt und das Examen ver„richtet, ſo hat man die ganze liebe Woche vor „ſich, wenn nicht etwa eine Taufe, oder eine „Beerdigung vorfällt, und das ſind Kleinigkeiten, „denn der Gemeinſpruch vom Tode und Auferſtehen iſt leicht abzuhandeln, und der Segen „und der Exorcismus iſt bald geſprochen. Man „kriegt ſein Meßkorn ohne Mühe ins Haus; man„ches fällt auch wohl neben her, was zum Mund-

„vorrath gehört; man hat den Ehrenbändel bey
„guten Tagen; man schlachtet jährlich ein paar
„Schweinchen in die Wirthschaft, die so zusehens
„aufwachsen, ohne daß es einen viel kostet; und
„die gnädigen Herrn Patronen, — denk ein einmal
„an, mein Sohn! wie manch schönes Glas Wein
„hab' ich da nicht getrunken! wie manchen guten
„Bissen gegessen! cui Deus benedixit, satietate
laetabitur. — Der Sohn versprach, als sein Vater ausgeredet hatte, seine Studien fortzusetzen, um einmal ein so bequemes und geruhiges Leben führen zu können, wobey sich die in der Jugend mühsam erlernten Sprachen und Wissenschaften allenfals vergessen liessen.

Es erhellet aus diesem Beyspiel, daß Aeltern oft an dem Unglück ihrer Kinder selbst Schuld sind, wenn sie solche zu einer Lebensart zwingen oder durch schmeichelhafte Worte überreden, die ihrem Geschmack, ihren Fähigkeiten und Neigungen nicht angemessen ist. Ich habe einen Schneider in meiner Vaterstadt gekannt, welcher aus seinem Sohn durchaus einen Prediger haben wollte, obgleich dieser weder Lust noch Geschick dazu hatte. Er band ihn alle Tage an den Ofen, und prügelte ihn so lange, bis sich

der

der Appetit einfand, den geiſtlichen Stand zu erwählen. Jetzt iſt er zwar Prediger geworden, aber er muß ſich von andern die Predigten machen laſſen, und treibt neben ſeinem Amte das Handwerk eines Gärtners *), weil es ihm zur Laſt wird, ein Buch in die Hand zu nehmen. —

Nichts wurde dem jungen Lukretius ſchwerer zu erlernen, als die hebräiſche Sprache, welche heutiges Tages nicht mehr für ein ſo nothwendiges Erforderniß eines Predigers gehalten wird. Es war ihm eine wahre Marter, wenn er zu dem Rektor Sauerkraut in die hebräiſche Stunde gehen, oder die Paradigmata malchal, maſchlah, maſchalta, auswendig lernen muſte, und es vergieng ein halbes Jahr, ehe er leſen konnte. Der Rektor Sauerkraut war ein Pedant von der erſten Größe; er trug eine große, ſpaniſche Perrücke, und, wenn er en galla erſchien, einen tuchenen Mantel, worinn er ſich drey mahl einwickeln konnte, und war ſo geizig, daß er ſich nur alle hohe Feſttage recht ſatt aß. Einſt bekam er von dem Vater eines Schülers, der ein Forſt-

*) Es iſt hier nicht die Rede von Beſchäftigung mit Gärtnerey und Blumenwerk aus Vergnügen, welches für einen Prediger ein ſehr anſtändiger Zeitvertreib iſt, ſondern von der Gärtnerey aus Eigennutz.

bedienter war, einen wilden Schweinbraten geschenkt. Aus Geitz schob er es von einem Tage zum andern auf, ihn zurichten zu lassen, und ließ ihn endlich so lange hängen, bis er stinkend ward. Weil er ihn nun für sich selbst zu unappetitlich fand, so wollte er seiner Magd ein Geschenk damit machen, die ihn aber auf den Misthaufen warf, und ihm oben drein über seine Filzigkeit eine Gardinenpredigt hielt. Sein aschgrauer Schlafrock hatte hundert Flicken, und dies veranlaßte die Schüler, zusammenzulegen, und ihm einen neuen machen zu lassen, welches er keineswegs als eine Satyre, sondern als einen Beweis ihrer Liebe mit großem Wohlgefallen aufnahm. Zur Erkenntlichkeit gab er ihnen acht Tage Ferien, und ließ sie in seinem Garten mit zwölf Maaß Bier bewirthen, welches er von einem Brauer geborgt hatte, dessen Sohn in diese Schule gieng, und von dem er wuste, daß er unter diesen Umständen kein Geld nehmen würde. Der Brauer schickte statt zwölf Maaß vier und zwanzig, und für die großen Schüler zwey Flaschen Wein. Gegen Abend kam der Herr Rektor in seinen Garten, die Gäste zu besehen, und fand seine Schüler gröstentheils betrunken, welches ihm nach Maßgabe dessen, was er ihnen zu trinken geschickt

hatte, ein Räthsel war. Er hielt ihnen deswegen eine Strafpredigt über den schändlichen Mißbrauch der Gaben Gottes, allein die Schüler sprachen: harre hie, harre da, wir wollen dir doch nicht gehorchen, und warfen ihm am Abend dieses Tages die Fenster ein, um seinen Geiz zu bestrafen. Dieser von den betrunkenen Schülern verübte Unfug machte in der Stadt großes Aufsehen; einige lobten dies Unternehmen als eine Heldenthat, andere meinten, daß man die sämmtlichen Schüler relegiren, und die grösten von ihnen unter die Soldaten stecken sollte. Der Rektor verklagte die Schüler insgesammt, weil er nicht wuste, welche es eigentlich gethan hätten, bey dem Superintendenten Willamovius, als Ephorus der Schule, welcher sich sogleich in die erste Klasse verfügte, und eine scharfe Untersuchung anstellte. Der Rektor hatte bey dem Superintendenten geäussert, daß er insonderheit auf den jungen Lukretius Verdacht hätte, und dieser wurde also besonders vernommen, es war aber nichts herauszubringen, weil sie alle bey dem Bombardement zugegen gewesen waren, einige als Executores des Beschlossenen, andere als Zuschauer und Handlanger. Die Schüler musten insgesammt dem Herrn Rektor knieend Abbitte thun,

und die zertrümmerten Fenster auf ihre Kosten wieder machen lassen. Auf diesen Vorfall erschien eine gedruckte Satyre im Ton eines Heldengedichts, welches der Rektor und sein Schlafrock betitelt war, und häufigen Abgang fand. Der Rektor war darüber sehr entrüstet, und brachte es dahin, daß die Brochüre konfiscirt ward, die Konfiskation kam aber zu spät, denn die Exemplare waren schon vergriffen, und der Verfasser blieb unbekannt, weil es auswärtig ohne Benennung des Druckorts gedruckt war.

Unserm Matthias Lukretius begegnete in dem letzten seiner Schuljahre ein Unstern, welcher ihn beynahe das Leben gekostet hätte. Schon in seiner Kindheit hatte ihn eine alte Bauerfrau aus seines Vaters Gemeine, die für eine kluge Frau oder für eine Wahrsagerinn gehalten wurde, gewarnt, daß er sich vor den zwey Elementen, Feuer und Wasser in Acht nehmen sollte; allein ein junger Mensch, ein angehender Student achtet auf dergleichen Warnungen nicht, ob sie gleich nicht allemal zu verwerfen sind. Er pflegte sich öfters mit einem oder dem andern seiner Mitschüler in einem kleinen Fluß, der vor der Stadt lag, zu baden. Einst an einem heissen Sommertage

gieng

gieng er auch mit einem Schüler, nachdem er zuvor eine gute Portion Wein für der Frau Mutter Taſchengeld zu ſich genommen hatte, an den gewöhnlichen Ort. Indem beyde junge Leute im Waſſer waren, erhub ſich ein fürchterliches Donnerwetter, die Luft kühlte ſich ab, und die jungen Leute giengen unter, vermuthlich, weil ſie ſich zu weit in den Strom gewagt hatten. Zum Glück ſahe ſie ein vorbeygehender Fiſcher unterſinken, es wurden gleich Anſtalten zu ihrer Rettung gemacht, ſie wurden für todt herausgezogen. Die beyden jungen Freunde hatten ſich im Verſinken umarmt, welches ein rührendes Schauſpiel gab. An dem Matthias Lukretius bemerkte man noch Zeichen des Lebens, und er kam mit einem Fieber davon, aber der andere, eines reichen Amtmanns einziger, hoffnungsvoller Sohn hatte bereits ſeinen Geiſt aufgegeben, und keine angewandte Mittel vermochten ihn ins Leben zurückzurufen. Ein junges Frauenzimmer, eines daſigen Bürgermeiſters Tochter, die den Ertrunkenen zärtlich geliebt, und ſich Hoffnung gemacht hatte, daß er ſie nach überſtandenen Univerſitätsjahren heurathen würde, ließ ihm mit Vorwiſſen ihrer Aeltern ein Monument ſetzen an dem Orte, wo er ertrunken war. Sein Nahme, ſein Geburtsort, der Tag und das

Jahr

Jahr seines Todes waren in goldenen Buchstaben darauf zu lesen, unten standen die Worte: „Ihr „rem frühvollendeten Freunde setzte dies vergäng„liche Denkmahl, indeß in ihrem Herzen sein Ans„denken unauslöschlich ist, E. W. S.„

Dieses Mädchen (sie war damals sechzehn Jahr alt, und man nannte sie Karoline) besaß ausser allen körperlichen Reizen, die ein Frauenzimmer empfehlen können, einen lebhaften, durchdringenden Verstand, eine große Belesenheit, und einen vortreflichen Gemüthscharakter. Das Geld, welches sie von Zeit zu Zeit, und insonderheit an ihrem Geburtstage von ihren Aeltern und Anverwandten geschenkt bekam, legte sie bey, und theilte davon wöchentlich, ohne sich etwas davon merken zu lassen, an die Armen aus. Den jungen Menschen, dessen traurigen Fall wir eben erzählt haben, hatte sie bey einer öffentlichen Redübung in der Stadtschule, welcher die Magistratspersonen mit ihren Familien beyzuwohnen pflegten, kennen gelernt. Er hielt eine von ihm selbst ausgearbeitete poetische Rede von dem Vorzuge der Freundschaft vor der Liebe, und diese Rede, die er mit einer sehr angenehmen, melodischen Stimme und mit einem unverbesserlichen Anstande

recitirte,

recitirte, machte nebst seiner hübschen Figur so viel Eindruck auf das Herz des jungen Mädchens, daß sie sogleich für ihn eingenommen ward, und dasjenige für ihn fühlte, wovon er eben mit so vieler Wärme gesprochen hatte; sie bildete sich ein, es wäre Freundschaft, aber im Grunde war's Liebe. Ihr Vater wurde selbst um dieser Rede willen dem jungen Menschen gewogen, und bat ihn, daß er ihn zuweilen besuchen möchte. Nichts konnte ihm willkommener seyn, als dieser Antrag, denn er war schon längst ein stiller Verehrer dieses Frauenzimmers gewesen. Bey der Artigkeit und Unsträflichkeit seiner Sitten war es ihm leicht, das Herz ihrer Aeltern zu gewinnen, er wurde ihnen in kurzer Zeit unentbehrlich. Bey jedem Spaziergange, bey jeder Veränderung, die sie sich machten, bey jeder Feyerlichkeit, die in der Familie vorfiel, muste er zugegen seyn, und der Bürgermeister, der ein Mann von großem Vermögen war, und der die unwiderstehliche Neigung seiner Tochter zu dem jungen F. längst bemerkt hatte, beschloß bey sich selbst, daß kein anderer, als dieser, sein Schwiegersohn werden sollte. Beyde Liebende hatten zwey Jahre lang das beneidenswerthe Glück einer unschuldigen Zärtlichkeit genossen, als sich der vorhin erwähnte Unglücksfall er-

ereignete, bey deſſen Verkündigung Karoline in Ohnmacht fiel, und vor Betrübniß ganz auſſer ſich war.

Der Bürgermeiſter that mit Karolinen, um ſie zu zerſtreuen, und ſie von dem Gegenſtande ihres Kummers zu entfernen, eine Reiſe nach Schleſien zu ſeiner Schweſter, welche eine reiche Kaufmannswittwe war, und ein kleines Landgütchen beſaß. Dieſe Wittwe, eine Frau von mittleren Jahren, gab ſich alle erſinnliche Mühe, ihre Nichte aufzuheitern, und ſie ihren Schmerz vergeſſen zu machen, aber alle angewandte Mühe war vergebens. Bey einer angenommenen, verſtellten Luſtigkeit verbarg ſie den Gram in ihrem Buſen, der ſo lange an ihrem liebenden Herzen nagte, bis er ſie endlich über den Haufen warf. Ein halbes Jahr hatte ſie ſich bey ihrer Baſe aufgehalten, als ſie ein auszehrendes Fieber bekam, welches ſie in der beſten Blüthe in einem Alter von achtzehn Jahren ins Grab ſtürzte. Sie ſchrieb acht Tage vor ihrem Ende an ihren Vater folgenden Brief.

Beſter Vater,

„Betrüben Sie ſich nicht über die Nach-
„richt, die ich Ihnen hiermit ertheile, freuen Sie
„ſich

„ſich vielmehr: ich bin am Ziele, ich werde
„meinen verewigten, meinen unvergeßlichen
„Freund in dem Lande der unzertrennlichen Freund-
„ſchaft und des unzerſtörbaren Glücks bald —
„bald wiederſehn. Mein Arzt giebt mir zwar
„Hoffnung zum Wiederaufkommen, aber ich fühle
„es zu ſehr, daß mein Ende nahe iſt. Ich erin-
„nere mich nicht, Sie je beleidigt zu haben.
„Der Gott alles Troſtes ſtehe Ihnen bey, mei-
„nen Verluſt zu ertragen. Beruhigen Sie darü-
„ber meine Mutter, die ich gern noch geſpro-
„chen hätte, wenn ich nicht befürchten müſte,
„daß ſie mich ſchon erblaſſet antreffen würde.
„Für alles Gute, was Sie mir erwieſen haben,
„inſonderheit für ihre zärtliche Fürſorge für mein
„künftiges irrdiſches Glück, welches ich nun nicht
„mehr nöthig habe, ſtatte ich Ihnen den verbind-
„lichſten Dank ab — Gott vergelte es Ihnen. Le-
„ben Sie wohl, beſter Vater! in der Ewigkeit
„ein mehreres. Ich verharre mit kindlicher Liebe
„und Hochachtung

Ihre

gehorſame Tochter,

Karoline.

Sie

Sie ſtarb mit groſſer Reſignation und mit vieler Freudigkeit. Die Thränen vieler Edlen, die ſie gekannt, und ihren Geiſt, ihre Tugend, ihre Reitze bewundert hatten, floſſen auf ihr frühzeitiges Grab, welches ein Monument von Marmor mit der Aufſchrift: virtus poſt fata ſuperſtes, (die Tugend überlebt den Tod,) dem Wanderer kenntlich macht. Sie hatte von ihrer Baſe hundert Thaler zum Geſchenk bekommen, dieſe vermachte ſie dem Geiſtlichen des Orts mit der ausdrücklichen Anzeige, daß er ſie zur Erziehung ſeiner Kinder verwenden ſollte. Der Geiſtliche hielt ihr eine ſehr rührende und erbauliche Gedächtnißpredigt, worinn er von den wunderbaren und verborgenen Wegen Gottes bey dem Tode der Seinigen handelte. Die Schüler in ihrer Vaterſtadt führten ihr zu Ehren eine Trauermuſik auf, und unter den Armen, deren Wohlthäterinn ſie geweſen war, herrſchte ein allgemeines Trauern.

Bey dieſer Gelegenheit that ſich unſer Matthias Lukretius hervor, und hielt zum Andenken des frühvollendeten liebenswürdigen Mädchens, welches die Geliebte ſeines entſchlafenen Freundes geweſen war, eine wohlgeſetzte Rede

von der Eitelkeit der philoſophiſchen Troſtgründe wider die Schrecken des Todes, welche ihm von dem dortigen Rath ein jährliches Stipendium von achtzig Thalern zuwege brachte. Er hatte ſie einſt unter ſeines Vaters Manuſkripten gefunden. Er nahm zugleich von der Schule öffentlich Abſchied, und bezog die Univerſität zu H. Sein Vater begleitete ihn dahin, und als dieſer die Thürme von H. erblickte, giengen dem alten Paſtor vor Freuden die Augen über, weil er ſich ſeiner Studentenjahre erinnerte.

Der junge Lukretius traf auf der Univerſität verſchiedene von ſeinen Landsleuten an, welches gröſtentheils luſtige Brüder, Mitglieder des weltberühmten inviolable Ordens, und angeſehene Vorſteher in allen Trinkgeſellſchaften waren. Matthias Lukretius war ein geduldiges Schaf, er ließ alles mit ſich machen, was man wollte, und die luſtigen Brüder weiheten ihn bald in ihren Geheimniſſen ein. Vorleſungen zu hören, das rührte ihn nicht, er fieng viele an, und war die erſten vier Wochen ziemlich fleißig, nachher aber begann er, zu ſchwelgen, und es fanden ſich unter ſeinen Saufbrüdern immer gutherzige Leute, welche ihn frey hielten, weil er ſelten mehr, als achtzehn Pfennige in der Taſche hatte. Bey ei-

ner dortigen Schulanstalt, bey welcher die Lehrer Studenten sind, bekam er freyen Tisch nebst andern kleinen Vortheilen, und um sich den Weg dazu zu bahnen, und in der Gunst des Direktors zu erhalten, machte er den Heuchler. Denn der Direktor, ein Uebriggebliebener aus dem Geschlechte der Pietisten, wollte zu Präceptoren in seiner Schule keine andere, als fromme Leute haben, wenn auch die Miene und der Anzug nur fromm war. Manschetten und gepuderte Haare zu tragen, war ihm die gröste Sünde, denn er meinte, daß durch dergleichen Eitelkeit seinen gesegneten Anstalten aller Segen entzogen würde.

Lukretius versäumte keine Betstunde in dem Hause des Direktors, wo die Studenten, welche das Präceptorat ambirten, sich wöchentlich vier Mal versammlen musten, und er konnte so andächtig aus dem Herzen beten, daß dem heiligen Mann, der einen jeden nach Gutbefinden zum Beten aufrief, das Herz im Leibe lachte, und er bald sein geliebter Sohn ward. Der Direktor, Nahmens Bambacides, der zugleich eine Predigerstelle bekleidete, war in seinen Studentenjahren eben so liederlich, als unser Matthias Lukretius, gewesen. Unter den Jenaischen Renommisten

miſten war er der ärgſte Raufer, und wo es was zu ſaufen gab, da konnte es keiner beſſer, als er. Der gemeinen Sage nach ſoll ſeine hebräiſche Bibel, die er dort verſetzt hat, noch zu ſeinem Andenken bey der Univerſität verwahrt werden. Einſt predigte er vor ſeiner Gemeine, und ihn hörte ein durchreiſender Gelehrter. Er ſtand bey einem Handwerksmann, welcher die Augen gar andächtig verdrehete, denn er war der Pietiſten einer, und ſich anſtellte, als ob der liebe Gott vom Himmel predigte. Da er ganz keine Kanzelgaben hatte, und gemeiniglich aus dem Stegereif predigte, ſo iſt leicht zu vermuthen, daß ſein Vortrag ſchlecht genug ins Ohr fallen muſte. Der Gelehrte fragte den Handwerksmann, was das ſür ein Prediger wäre. Er antwortete: es iſt unſer lieber Herr Bambacides, der Mann hat recht Gottes Geiſt. Das glaube ich nicht, erwiederte der Gelehrte, Gottes Geiſt iſt ein Geiſt der Ordnung, aber das iſt ja lauter verworrenes, abgeſchmacktes Zeug, was ich da höre, und gieng ſeine Wege.

Matthias Lukretius hatte in kurzer Zeit das Glück, zu der Stelle eines Famulus bey Sr. Hochwürden erhoben, und in das geiſtliche Haus

aufgenommen zu werden, wo er ganz freye Station und nebenher manche Vortheile hatte. Das Glück suchte ihn auch auf einer andern Seite. Eine gewisse Hofräthinn, die den Wittwenstand nicht zu ertragen vermochte, und gleichwohl ihres Geldes ohngeachtet keinen Mann bekommen konnte, hatte sich in seine dicken Waden und in seine Habichtsnase verliebt, welche nach der Meinung einiger Sachverständigen einen guten Vennsritter ankündigen soll. Sie war zwar sehr häßlich und etwas ausgewachsen, aber unser Lukretius nahm es so genau nicht, weil er für jede Aufwartung seinen richtigen Dukaten erhielt, und ein gutes Glas Wein oben drauf. Er gieng nur des Abends zu ihr, um nicht bemerkt und bey seinem geistlichen Hausherrn angegeben zu werden. Er wandte indessen das Geld, welches er für seine Liebesdienste erhielt, nicht ganz übel an, er kaufte sich manches gute Buch, kleidete sich, nahm kleine Reisen vor, und machte sich lustig. Er suchte sich nach und nach von aller Verbindung mit seinen bisherigen Saufbrüdern loszumachen, weil diese anfiengen, es zu merken, daß er ein gewisses Stipendium haben müste, dem die gottlosen Vögel auf Universitäten einen garstigen Nahmen geben, und weil er nicht Lust hatte, sein sauererarbeitetes Geld ihren Ver-

gnü-

gnügungen aufzuopfern. Einer von seinen Landsleuten, ein gewisser Rautenstrauch, nahm ihm das sehr übel, daß er so ein Sonderling seyn, und nicht herausrücken wollte. Einst waren sie auf einem Dorfe beysammen. Rautenstrauch höhnte ihn, und nannte ihn einen Bettbruder, Lukretius schimpfte ihn wieder. Rautenstrauch wollte ihn herausfordern. Junge, sagte Lukretius, denn er hatte Herz im Leibe, worauf willst du mich herausfordern? Auf eine Nähnadel? denn er war eines Schneiders Sohn. Rautenstrauch, den dies gewaltig verdroß, gab ihm eine Maulschelle, Lukretius that ein gleiches, und es entstand eine jämmerliche Prügeley, wobey unser Lukretius die Oberhand behielt. Diese Geschichte kam nebst den Liebeshändeln des Lukretius vor die Ohren des Direktors der gesegneten Anstalten, der sein ehrwürdiges Haupt drüber schüttelte, und Lukretius mußte sein Haus und die gesegneten Anstalten meiden, nachdem er ohngefehr ein halbes Jahr Famulus und Neuigkeitsträger gewesen war.

Dieser Vorfall gieng ihm eben nicht sehr zu Herzen, er tröstete sich bey seiner Hofräthinn, die für seine Bedürfnisse, so wie er für die ihrigen,

Sorge trug, über die böse Laune und den heiligen Eifer des Direktors, der so ganz vergessen hatte, daß er auch Student, und nicht um ein Haar besser, als Lukretius, gewesen war. Er wohnte zwar den theologischen Vorlesungen bey, weil er es aber an eigenem Studiren und an dem anhaltenden Fleiß, wodurch Leute, die keine natürliche Fähigkeit haben, diesen Mangel ersetzen müssen, fehlen ließ, so konnte er unmöglich ein gründlicher Theolog werden. Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt auf der Universität versuchte er seine Kräfte im Predigen auf einem benachbarten Dorfe, wo beynahe alle Studenten ihre erste Probe abzulegen pflegten. Der Herr Pfarrer machte sichs sehr bequem, er predigte nur an Kommunion- und an hohen Festtagen, und überließ die übrigen Sonntage den Studenten, welche sich deshalb bey dem Küster melden musten, der die Nahmen der Prädikanten in den Kalender schrieb, und für seine Bemühung eine kleine Belohnung empfieng. Es war der zwölfte Sonntag nach Trinitatis, wo nach dem Evangelio dieses Sonntags von Tauben und Stummen gepredigt wird, an welchem unser junge Gottesgelehrte anfieng, sein Netz auszuwerfen. Er wandelte des Morgens um fünf Uhr, von einer ganzen Schaar neu-

gie-

gieriger Musensöhne begleitet, nach dem Dorfe, sein Haupt deckte eine neumodische Perrüke mit Eyerlocken, und in der Hand hatte er ein spanisches Rohr, welches beynahe so groß, als er selbst war.

Wie ein Delinquent, wenn er zur Hinrichtung ausgeführet wird, in einer berauschten Minute seine Angst und sein Schicksal vergißt, sobald er aber die Gerichtsstätte erblickt, den gewaltsamen Tod, den er leiden soll, zum voraus fühlet und ohnmächtig hinaufschwebt: so entfärbte sich unser Matthias Lukretius, der unterweges über den lustigen Erzählungen der Musensöhne die Probe, durch welche er jetzt hindurch gehen sollte, aus dem Gesicht verloren hatte, als er die Dorfkirche vor sich liegen, und die liebe Gemeine ihn erwarten sah. Er bebte dem Küster, der ihm den heiligen Schmuck anlegen sollte, entgegen, und erkundigte sich, ob der Pastor in die Kirche käme. Der Küster verneinete es. Der Gottesdienst gieng an, und die auf der Emporkirche versammelten Studenten waren voller Erwartung, quid dignum tanto feret promissor hiatu, — denn er hatte auf dem Hinwege viel von seinen Gaben und von seiner Freymüthigkeit gesprochen, und gesagt,

daß er seine Predigt gut memorirt hätte. Das Lied war ausgesungen, und der junge Prädikant erschien auf der Kanzel. Es war ihm anzusehen, daß ihm eben nicht zum Besten zu Muthe war, der Eingang war noch nicht geendigt, so stockte er bereits, ein Stillschweigen von fünf Minuten machte die Zuhörer stutzend, der Küster aber, ein verschlagener Kerl, dem dergleichen Auftritte nichts neues waren, half ihm aus der Verlegenheit, und intonirte gleich den bekannten Vers: „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsterniß „umhüllet,“ welches sich auf unsern jungen Redner sehr gut paßte. Als man ausgesungen hatte, betete er sehr langsam, um nichts auszulassen, das Vaterunser, verlas das Evangelium, und sagte seinen Hauptsatz. Er suchte, zu beweisen: daß eine gute Bildung und regelmäßige, gesunde Gliedmaßen ein groſses Geschenk Gottes wären. In seinem ersten Theil, sagte er, wollte er dies darthun, und in dem zweiten einige lehrreiche Folgen daraus hrrleiten. Er hatte noch nicht den ersten Theil seiner Predigt zu Ende gebracht, als wieder eine solche Pause, wie die vorhergehende, vorfiel, welcher der Küster dadurch ein Ende machte, daß er den Vers aus einem bekannten Liede sang:

Reiche deinem ſchwachen Kinde,
Das auf matten Füßen ſteht,
Deine Gnadenhand geſchwinde,
Bis die Angſt vorüber geht,
Wie die Jugend gängle mich,
Daß der Feind nicht rühme ſich,
Er hab ſolch ein Herz gefället,
Das auf Gott ſein' Hoffnung ſtellet.

Die Bauern, welche das öftere Singen unter der Predigt nicht gewohnt waren, meinten, daß dies eine neue Methode wäre, welche vielleicht in dem Vaterlande des Studenten gebräuchlich ſeyn müſte, und vergaſſen darüber, daß es ein kluger Einfall des Küſters war, wodurch er dem Prädikanten, der ſonſt hätte hinunter gehen müſſen, aus der Noth half. Lukretius hatte ſich unterdeſſen beſonnen, und predigte fort. Das Konzept wollte er deswegen nicht herausnehmen, und auch nicht in die Bibel legen, weil er ſich mit ſeinem Memoriren und mit ſeiner Parrheſie groß gemacht hatte. In der Nutzanwendung wandelte ihn wieder ein kleiner Gedächtnißfehler an, er kürzte ſie daher ab, und ſagte, als er eben von der Unerforſchlichkeit Gottes in ſeinen Wegen und Werken redete: Hier muß der Redner ſchweigen, Amen. Niemand war froher, als er, daß die Predigt geendigt war, er fühlte ſich merklich erleichtert. Nach dem Gottesdienſte wollte er dem

Herrn Paſtor ſeine Aufwartung machen, in der Meynung, das Brodt mit ihm zu brechen, oder doch wenigſtens eine Erfriſchung nach dieſer ſauern Arbeit zu bekommen, allein es hieß: der Herr Paſtor wäre nicht bey Wege, er wurde alſo vor der Thür abgewieſen, und verfügte ſich zu ſeinen guten Freunden in die Schenke, welche bereits das Mittagsbrod beſtellt hatten, und eben beym Frühſtücken waren. Sie gratulirten dem Matthias Lukretius zur abgelegten Arbeit in einem Tone, woraus ſich wohl abnehmen ließ, daß er eben nicht Urſache hätte, auf ihre Lobeserhebungen ſtolz zu ſeyn. Der Krüger meinte: er ſollte ſich nicht abſchrecken laſſen, es würde wohl werden, ihr Herr Paſtor wiſſe auch zuweilen nicht, was er ſagen ſollte, und ſchlüge indeß ein Sprüchlein nach dem andern auf, ſie wären das ſchon gewohnt. Dies beruhigte unſern Studenten einigermaßen, und er gieng, weil der pruritus concionandi (die Begierde, zu predigen), ſich ganz ſeiner bemächtigt hatte, ſogleich zum Küſter, ſich zu einer neuen Predigt zu melden. Es war ſchon auf ſechs Wochen beſetzt, und er muſte alſo den achtzehnten Sonntag nach Trinitatis nehmen. Gut, dachte er, da haſt du Zeit, zu ſtudiren, willſt dich denn auch recht angreifen, und dreiſt hin-

hintereinander wegreden, es mag zusammenhängen, oder nicht; was verstehen die Bauern davon! Die Gesellschaft blieb bis gegen Abend in der Schenke, und machte sich lustig, und als sie sich gesättigt fühlte, führten die trunkenen Musensöhne unsern schwarz gekleideten Helden unter frohen Gesängen beym Mondenschein im taumelnden Triumphe nach Hause.

Die Predigt und was darauf gefolgt war, hatte ihn so sehr abgemattet, daß er bis zu Mittage schlief. Gegen Abend besuchte er die Hofräthinn, und erzählte ihr seine gestrige Heldenthat, gab ihr auch die Quintessenz seiner Predigt in aller Einfalt zu geniessen, ob sie gleich bey der Unförmlichkeit ihrer Bildung durch dergleichen Materie nicht erbaut werden konnte. Indessen lobte sie ihn, denn sie hatte gelernt, sich zu verstellen, und versicherte ihn, daß er alle Anlagen zu einem guten Prediger hätte, und daß es Schade um ihn wäre, wenn aus ihm nichts weiter, als ein Dorfpfarrer werden sollte, denn die Bauern wüßten seine Gaben nicht zu schätzen, und das hiesse die Perle vor die Säue werfen, wenn man solche geschickte Männer, wie er, zu Lehrern des Landvolks bestellte. Ein wohlzugerichtetes Abend-

essen

essen von drey Schüsseln, und eine gute Flasche Wein stärkte die matte Seele des jungen Gottesgelehrten, der in süssen Träumen seines künftigen Glücks schwamm, und die Zusammenkunft wurde von Seiten des Lukretius, der sich diesmahl überaus thätig bewies, mit der gewöhnlichen Aufwartung beschlossen.

Die diesmalige Zusammenkunft unsers Studenten mit der Hofräthin hatte den Erfolg, daß er nach Verlauf von neun Monathen schon in seinem neunzehnten Jahre das von Studenten selten dafür erkannte Glück erlebte, Vater zu werden, und er hatte wirklich eine herzliche Freude darüber, weil er sich um nichts bekümmern durfte, und seine Gebieterinn Klugheit und Weiberlist genug besaß, um ihre Schwangerschaft, deren sie freylich für ihr Theil gern überhoben gewesen wäre, vor den Augen der Welt zu verbergen. Sie reisete vier Wochen vor ihrer Niederkunft aufs Land, Lukretius gieng ab und zu, in der letzten Woche aber blieb er bey ihr, und hatte die Ehre, bey der Geburt Hebammendienst zu vertreten, weil sein Stubenbursche, der ein Medicinер und Wundarzt war, ihm in dieser Kunst zum künftigen Gebrauch, wenn er einst verheurathet

seyn

seyn würde, vorläufigen Unterricht gegeben hatte. Ein junger Sohn war es, des Vaters Ebenbild, den die Hofräthinn zur Welt gebahr. Sie ließ ihn auf ihres verstorbenen Mannes Nahmen taufen, und gab das Kind bey dem Schulmeister des Orts in die Kost und Wartung. Nach geendigten Sechswochen, während welcher ihr Lukretius beständig Gesellschaft leistete, und seine Predigt und alles darüber vergaß, kehrte die Dame in die Stadt zurück, und enthielt sich eine Zeitlang der Vergnügungen der Liebe, ohne daß sie es ihrem Liebhaber an einem Guten fehlen ließ.

*

Man wird alles in der Welt überdrüßig; so gieng es auch unserm Nathan Lukretius. Der Umgang mit der Hofräthinn fieng ihm an, ekelhaft zu werden, und ihr Beutel war nicht mehr so ergiebig, wie er ehemahls gewesen war, indessen hielt er es nicht für rathsam, auf einmahl mit ihr zu brechen. Er war mit einem sächsischen Prediger in der Nachbarschaft von H. bekannt geworden, welcher eine erwachsene, sehr wohl gebildete Tochter hatte. In diese verliebte er sich, und fand ziemlichen Eingang. Er predigte zuweilen für ihren Vater, und dies gab

Er-

Gelegenheit, daß er oft einige Tage bey dem Gegenstand seiner Liebe sich aufhalten konnte. Der Pastor, der seine einzige Tochte, deren Lust, zu heurathen, ihm bekannt war, gern bald versorgt wissen wollte, überredete ihn, noch ein Jahr auf einer sächsischen Universität zu studiren, und versprach ihm alle mögliche Unterstützung. Denn er hatte vor, nach geendigten Universitätsjahren sich ihn adjungiren zu lassen. Er nahm den Vorschlag mit Vergnügen an, und freuete sich, einen Vorwand bekommen zu haben, sich von der Hofräthinn auf immer zu trennen. Er zeigte ihr einen falschen Brief, von welchem er vorgab, daß er von seinem Vater herrühre, folgendes Inhalts:

Mein lieber Sohn,

„Ich höre mit Betrübniß, daß du in H. viel „Schulden machst, und einen unordentlichen „Wandel führst, wobey das Studiren ganz aus „den Augen gesetzt wird. Ich habe daher be„schlossen, Dich noch auf ein Jahr nach F. auf „die Universität zu schicken, um Dich aus der bis„herigen höchstnachtheiligen Verbindung herauszu„reissen. Deine Schulden kann ich nicht bezah„len, Du magst sehen, wie Du mit Deinen Glän„bigern fertig wirst. Zu Deiner Reise aber er„folgen

folgen hierbey 25 Thaler, wenn Du diese durchbringst, so magst Du zu Fuße gehen, und wenn Du mir nicht folgst, so hast Du auch hier keine Versorgung zu erwarten. Mama schickt Dir hier ein Paar Fletmanschetten, und läst Dir grüssen. Brich sobald, als möglich, auf. Ich bin

Dein

P. den 15 September,

1744.

treuer Vater,

Martin Lukretius.

Der Hofrathinn mochte ihrer Seits auch nicht mehr so viel an dem Umgange des jungen Lukretius gelegen seyn, weil er sie ganz erschöpft, und sie seinen Eigennutz bemerkt hatte. Indessen stellte sie sich, als ob ihr sein bevorstehender Abschied nahe ginge, sie vergoß ein paar Thränen, er weinete auch, denn nichts hatte er mehr in seiner Gewalt, als dieses; bey jedem verdrüßlichen Zufall, der ihm begegnete, und worüber andere in Wuth zu gerathen pflegten, nahm er seine Zuflucht zu den Thränen. Der Tag zur Abreise wurde festgesetzt, es wurde Terminus zum Abschiede und zur letzten Umarmung anberaumt, für welche sie ihm noch

um

ein Stück Geld mit auf den Weg gab. Er gieng heimlich davon, weil er wirklich einige Schulden hatte, die er zur Zeit nicht abtragen konnte, und bezog die Universität zu L. wo sich ihm eine neue Laufbahn eröffnete.

Die Hofräthinn, eine Frau, die in ihrer Geilheit den unersättlichen Begierden der Kleopatra nichts nachgab, ob sie gleich nicht mehr jung war, verschwendete den übrigen Theil ihres Vermögens mit einem jungen Menschen von siebenzehn Jahren, der sich noch auf der Schule befand, und ward in kurzer Zeit die Urheberinn seines frühzeitigen Todes. Gewiß Krieg und Pest raffen nicht so viel Menschen dahin, als die verbotene Wollust jährlich Schlachtopfer würgt, und ob man gleich die Schuld solcher verheerenden Ausschweifungen gemeiniglich auf das männliche Geschlecht schiebt, so haftet doch die Schuld der Verführung und der Zugrunderichtung in unzähligen Fällen auf das weibliche Geschlecht. Die feilen Dirnen, die ihre Gunstbezeugungen, ihres Unterhalts wegen, an den ersten, den besten verkaufen, sind nicht so gefährlich, als die feinen Koketten, die sich entweder zur Verbesserung ihrer Finanzen Preis geben, oder, wenn sie auch die

ihnen

ihnen wiederfahrnen Liebesdienſte bezahlen ſollten, doch am Ende denjenigen unglücklich machen, der ſich dazu brauchen läſt. Wie viel iſt darüber nicht ſchon geklagt und erinnert worden, und wie unbeſchreiblich iſt der Schade, welchen durch ſolche Liebesintriguen die Bevölkerung leidet. Kleinigkeiten! werdet ihr ſagen, und wozu dieſe Moral? ſagt lieber: daß Sittſamkeit, Tugend, Ehrlichkeit Hirngeſpinſte ſind, flieht in Wüſteneyen, und tretet die Geſetze mit Füßen. —

Die Hofräthinn befand ſich ſchon in den elendeſten Umſtänden, als ſie eines Prozeſſes wegen, von dem ſie noch etwas zu gewinnen hoffte, nach B. reiſen muſte. Hier ſahe ſie der Verfaſſer dieſer Lebensgeſchichte, der ſie zu H. während ihrer Liebeshändel mit dem Matthias Lukretius gekannt hatte; ſie erzählte ihm die traurige Lage, worinn ſie gerathen wäre, und bat ſich ein Almoſen aus. Sie muſte hier blos von Wohlthaten leben, und ſtarb endlich, ehe ihr Proceß geendiget war, im gröſten Elende.

Von je her iſt das Glück der Dummen Vormund geweſen. Matthias Lukretius konnte ſich auch während ſeines Aufenthalts in L. dieſer

 tröſtli-

tröstlichen Wahrheit erfreuen. Er war kaum vier Wochen da, so bekam er bey einem reichen Kaufmann durch einen bloßen Zufall, durch eine Namensverwechselung eine einträgliche Hausinformation. Dem Kaufmann war von einem Professor ein gewisser Magister Lutetius zum Hauslehrer vorgeschlagen worden, welcher mit unserm Matthias Lukretius in einem Hause bey einem dortigen Gastwirth wohnete. Dieser Lutetius war eben verreist, als man nach ihm schickte, und die junge Magd, welche ihn aufsuchen und hinbestellen sollte, sagte statt Lutetius Lukretius, und glücklicher Weise war letzterer eben bey der Hand, als die Bestellung geschahe. Er ging also gleich mit; erst besahe ihn der Herr, welcher noch bey Tische saß, und Rheinwein trank, und fragte ihn nach seiner Herkunft, seinem Vaterlande und dergleichen. Sie sind also der Herr Magister Lutetius, von dem mir der Herr Professor C. gesagt hat? redete ihn der Kaufmann an. Lukretius erwiderte ganz dreist: zu Ihrem Befehl, hochgebietender Herr Patron, indem er sich tief neigte; in meinem Namen, setzte er hinzu, ist zwar ein kleines Mißverständniß vorgegangen, einige nennen mich per anagramma Lutetius, ich heisse aber eigentlich Lukretius. Das ließ sich der Kaufmann gefallen, that noch

einige

einige Fragen an ihn, und rief darauf: ma chere! Plötzlich eröffnete sich ein Seitenzimmer, aus welchem Madame, des Kaufmanns Frau, mit der Miene einer Hofdame hervorkam. Das ist, sagte er zu ihr, unser neuer Hofmeister, der Herr Magister Lukretius, gefällt er dir? Der neue Hofmeister näherte sich in demüthiger Stellung der Dame, machte einen tiefen Bückling, und sie geruhete, ihn zum Handkusse zu lassen. Er that dies, ungeachtet seiner anderweitigen Plumpheit, mit einer solchen Delikatesse und mit einem so sanften Druck des Mundes, daß die Dame gleich bey sich selbst den Schluß machte, dieser Mensch wäre zu gebrauchen. Er wurde also ohne Umstände angenommen, sie hatte mit ihm noch, indeß ihr Herr austritt, ein tête a tête, wo sie ihn von seinen künftigen Verrichtungen, und von den Gewohnheiten, Zugängen, und Gelegenheiten des Hauses hinlänglich unterrichtete, und sie lud ihn vorläufig auf den folgenden Tag zum Kaffee und Abendessen ein. Er versprach alle mögliche Folgsamkeit, und nahm mit einem ehrerbietigen Handkusse von seiner neuen Gebieterinn Abschied.

Nach acht Tagen trat Lukretius seine Hofmeisterstelle an. Zwey Knaben von acht bis neun

Jahren, und ein Mädchen von zwölf Jahren waren seine Zöglinge. Indessen war der Magister Lucretius zu Hause gekommen, und erfuhr mit vielem Befremden den vorgegangenen Irrthum, er lief zum Professor C. und bat ihn, den Kaufmann zu desabusiren, und den Lukretius als einen Lügner wegzubringen. Der Professor thät zwar sein mögliches, um seinen Klienten zu unterstützen, allein es war alles vergebens, denn Lukretius hatte sich schon zu sehr bey den Kindern, und insonderheit bey Madame eingeschmeichelt, und niemand vermochte, ihn aus dem Sattel zu heben. Wer konnte es der guten Frau auch verargen, daß sie die Parthey des Lukretius hielt? Denn dieser hatte Fleisch und Bein, und verstand sich aufs Schmeicheln; Magister Lucretius hingegen war ein kleines, hageres, schwindsüchtiges Männchen, der bey aller seiner Wissenschaft nicht die Gabe, zu gefallen, und sich auszudrücken besaß. Letzterer wurde also abgewiesen, und erhielt bald darauf einen Ruf nach Liefland, wo er jetzt mit einer guten Predigerstelle versorgt ist.

Matthias Lukretius ging in dem Hause des Kaufmanns seinen Gang fort, lehrte die Kinder ein wenig französisch plaudern, und erregte dadurch

dadurch herzliche Freude bey ihren Aeltern, welche ihm immer gewogener wurden; nebenher hörte er einige Vorlesungen, und fand sich fleißig bey den Bücherauktionen ein, um sich das Ansehen des Kenners und des unermüdeten Gelehrten zu geben. Die Kaufmannsfrau war indeß noch nicht in aller Absicht mit ihm zufrieden, weil er den Gelegenheiten, die sie ihm machte, mit ihr genauer bekannt zu werden, aus dem Wege zu gehen schien, es sey nun, daß er es aus Einfalt oder aus Furchtsamkeit that; Tugend war es wenigstens nicht, denn er hatte hie und da Bekanntschaft unter den jungen Mägden, und wuste sie zu benutzen. Der Kaufmann war ein Mann von funfzig Jahren, den seine podagrischen Zufälle oft mürrisch, und zur Leistung der ehelichen Pflicht, welche nach der Idee des lieben Frauenzimmers das Wesen des Ehestandes ist, untüchtig machten. Sie war dagegen eine junge, rasche Frau von fünf und zwanzig Jahren, und war nicht gewohnt, sich irgend ein Vergnügen, wozu ihre Begierde sie trieb, zu versagen. Sie hielt dafür, daß das eingezogene Betragen des Informators entweder wirkliche Tugend oder Verstellung seyn müste, und sann auf eine List, um ihn auf die Probe zu stellen. Es ereignete sich bald eine Gelegenheit dazu. Ih-

re Tochter hatte den Informator verschiedentlich angefahren, und ihn ausgelacht, wenn er sie ermahnt hatte, stille zu seyn. Sie erfuhr dies durch die Dienstboten, und lauerte ihr auf. Einst traf sie das Töchterchen, wie sie dem Herrn Informator, der nicht darauf merkte, ein schief Maul machte. „Ey, ey, sagte sie, Herr Lukretius, es steht mir gar nicht an, daß Sie diese Ungezogenheiten dulden. Sehen Sie doch, wie sich das Mädchen geberdet, ich will aus meinen Kindern keine Affen ziehen. Gleich will ich Ihnen eine Ruthe schicken, damit sollen sie sie züchtigen, daß ihr der Kützel vergeht.„ Sie schickte ihm wirklich eine Ruthe, und Lukretius muste sich entschliessen, dem ungezogenen Mädchen einen Produkt zu geben. Während der Execution, welche der Herr Informator mit besondern Handgriffen verrichtete, stand die Mutter hinter der Thür, und sahe durch eine kleine Oeffnung zu, um zu erfahren, wie er sich dabey benehmen würde. Sie hatte genug gesehen, um es bey sich für ausgemacht zu halten, daß Lukretius kein Feind des weiblichen Geschlechts sey. Sie suchte das Gespräch, als sie einst allein waren, auf diesen Vorfall zu lenken, und drückte sich so expreßif aus, daß sie ihm das Geständniß seiner großen Ergebenheit für das

schöne

ſchöne Geſchlecht ablockte, und es ihr leicht ward, ihn zu ihrem Willen zu bewegen. Als er erſt im Zuge war, fand ſich das Ding von ſelbſt, und er befand ſich ganz wohl dabey.

Er hatte Luſt, die Magiſterwürde auf dieſer Univerſität anzunehmen, allein er war ſich ſeiner Schwäche zu ſehr bewuſt, als daß er es hätte wagen dürfen, ſich dem nach den Statuten dazu erforderlichen Examen zu unterziehen, denn es waren bey der letzten Promotion zwey Kandidaten abgewieſen worden, weil der damalige Dekan, ein gewiſſer Profeſſor der Beredſamkeit, ein ſehr gewiſſenhafter Mann war, und dafür hielt, daß man mit akademiſchen Würden nicht ſpielen müſſe, weil ſie ſonſt, wenn Ignoranten damit beehrt würden, alles Anſehen bey der vernünftigen Welt verlieren könnten. Des Predigens enthielt er ſich ganz, weil ihm ſeine für ſeine Geſundheit beſorgte Prinzipalinn eingebildet hatte, daß er eine ſchwache Bruſt hätte. Er möchte dies, ſagte ſie, den Leuten überlaſſen, die dafür bezahlt würden, und ſich nicht ohne Noth ſakrifiziren.

Er war beynahe ein Jahr auf dieſer Univerſität und in dem Hauſe des Kaufmanns geweſen,

als sein Prinzipal mit Tode abging. Die Wittwe, die ihre Freude über den Abgang eines ihr beschwerlichen Mannes, der ihr ein ansehnliches Vermögen hinterließ, kaum unter der Florkappe zu verbergen wuste, behielt unsern Matthias Lukretius nach, wie vor; er begleitete sie auf den Spaziergängen und in die Kirche, und sie bediente sich seines Raths bey allen Angelegenheiten ihres Hauses. Lukretius konnte sich kein bequemeres, kein vergnügteres Leben wünschen. Bey immer zunehmender Vertraulichkeit sagte die junge Wittwe einst zu ihm: ich sähe es gern, lieber Herr Lukretius, daß sie ihren Namen und ihr Studium änderten, und ein Juriſt würden. Der Schwarzröcke giebt es doch genug in der Welt; man ist so genirt, so eingeschränkt, wenn man Geistlicher ist, da wird einem auch die unschuldigste Sache zur Sünde gerechnet, und denn, bedenken Sie einmal Ihren Namen, der will mir gar nicht mehr gefallen, Matthias Lukretius, o das klingt seltsam, den müssen Sie ablegen. Wollen Sie meinem Rath folgen, so will ich Sie glücklich machen, und Ihnen denn einen rechten hübschen Namen aussuchen — Freudenthal oder Liebeskind, — doch das wird sich finden, bedenken Sie sich.

Lukretius

Lukretius hatte wirklich einen großen Kampf auszustehen, als er diese unerwartete Erklärung vernahm, denn ob er gleich die Theologie bisher nur cavaliérement studirt hatte, so fand er doch einen besondern Geschmack daran, und beschäftigte seine Einbildungskraft sehr oft mit dem Gedanken, ein Seelsorger, die vornehmste Person an seinem Geburtsorte und seiner Aeltern Stütze zu seyn, welche gute Gesinnung bey seinem übrigen leichtsinnigen und verkehrten Wesen ein edler Zug in seinem Charakter war. Anderntheils erwog er die Schwierigkeiten, die damit verbunden seyn würden, sich in ein ganz neues Fach hineinzuwerfen, und die Geschicklichkeit in kurzer Zeit zu erlangen, die zu einem Doktor der Rechte erfordert würde, denn ohne dies Ehrenzeichen würde ihn die Kaufmannsfrau nicht geheurathet haben. Dagegen legte er auch die hübsche, junge Frau, das ansehnliche, schöne Haus, das große Vermögen, den schnellen Schritt zum irrdischen Glück in die Wagschaale, und wog und wog, daß ihm Hören und Sehen verging. Man hätte denken sollen, letzteres hätte müssen den Ausschlag geben, kurz: er blieb lange unentschlossen, und verlor über der Unentschlossenheit allen Appetit zum Essen, daß er daher ging, wie ein Schemen.

Seine Gebieterinn bemerkte die Unruhe seines Gemüths, und redete ihm freundlich zu, daß er seine Entschliessung beschleunigen, von den theologischen Grillenfängereyen ablassen, und sein Glück nicht mit Händen von sich stoßen möchte. Nur noch zwey Tage Bedenkzeit, Madame! sagte er, ich habe wichtige Gründe, mich nicht zu übereilen, Ihre Güte beschämt mich, ich will streben, so viel ich kann, ihrer werth zu seyn, der Vorwurf der Undankbarkeit, wenn ich durch mein Schicksal dazu gezwungen werden sollte, der Undankbarkeit gegen eine so liebenswürdige Person würde mich ewig kränken, ewig beunruhigen. Mit diesen Worten empfohl er sich, und ging auf seine Stube.

Er verfiel wirklich durch diese Anstrengung seiner Gemüths- und Ueberlegungskräfte in eine Art von Schwermuth, die eine körperliche Entkräftung, welche ihn bettlägerig machte, nach sich zog. Die Kaufmannswittwe ließ es an keiner Pflege und an keinen übrigen Mitteln mangeln, um ihn bald wiederhergestellt zusehen, denn sie konnte es sich nicht vorstellen, daß er ihre Hand und die ansehnlichen Vortheile, die damit verbunden waren, ausschlagen würde, um in ei-

nem elenden Dorfe unter einem rohen Haufen von Menſchen ſeine beſten Tage zu verleben. Lukretius faßte auch auf ſeinem Krankenbette, auf welchem ſo manche gute Vorſätze, die ſonſt nicht exiſtiren würden, zur Reife kommen, den ernſtlichen Entſchluß, mit Beyſeitſetzung aller Paſtoralausſichten in die Vorſchläge der Dame zu willigen, und er wurde um ſo mehr in dieſem Entſchluſſe beſtärkt, da er die zärtliche Fürſorge ſeiner Gebieterinn für ſein Leben und für ſeine Geſundheit ſahe. Einſt, da es ſich ſchon mit ihm zur Beſſerung anließ, nahete ſie ſich ſeinem Bette, hold, wie eine Grazie, und lächelte ihm, wie Engel lächeln, wenn ſie ſich den Wohnungen der bekümmerten und unſchuldigleidenden Sterblichen nähern, um tröſtendes Vorgefühl elyſäiſcher Seligkeit in ihrer himmelanſtrebenden Seele zu wirken.„

Seyn ſie mir willkommen, ſagte der Patient, Engel in menſchlicher Geſtalt! ſo eben dacht' ich an Sie, und ſelten vergeht ein Augenblick, den ich auf dieſem einſamen Lager zubringe, da Sie und Ihre gütige mütterliche Bemühung nicht der Gegenſtand meiner Vorſtellungen und meiner dankbaren Bewunderung ſeyn ſollten. So viel Güte des Herzens, ſo viel Edelmuth in einer weiblichen Seele! — o das Böſe in

der

der Welt wird durch das darinn vorhandene Gute weit, weit überwogen — hier stockte er, Thränen und Seufzer unterbrachen seine Rede. Er hielt ihre Hand, und bedeckte sie mit seinen Küssen, und sie muste sich endlich mit Gewalt losreissen, um nicht bey dieser so zärtlichen Scene von ihren Leuten betroffen zu werden. „Ihre Gesundheit, mein Lieber, sagte sie, indem sie ihn verließ, Ihre Wiederherstellung soll mir ein jährliches Fest seyn, seyn Sie nur heiteres Gemüths, damit wir es bald begehen können, jeder schwermüthige Gedanke verhindert Ihre Genesung und meine Zufriedenheit.„

Lukretius war kaum wieder genesen, und schon im Begrif, seiner Prinzipalinn die feyerliche Erklärung zu thun, daß ihn ihre Hand und ihre Liebe zu dem glücklichsten Sterblichen machen, und daß er gern in alles, was sie mit ihm vorhätte, willigen würde, als er unvermuthet von seinem Vater einen Brief erhielt, worinn er ihm meldete, „daß er seiner Schwachheit und seines „herannahenden Alters wegen eines Amtsgehülfen „benöthigt wäre, daß er sich mit einem Fremden „nicht gern einlassen wollte, daß die Herren Pa„tronen, wie ihm bereits bewust sey, auf ihn

„re-

„reflektirten, und daß er alſo, wenn er ihm und „ſeiner Mutter, die unaufhörlich von ihm ſprä„che, eine Freude zu machen gedächte, je eher, je „lieber nach Hauſe kommen möchte.„

Dieſer Brief ſtürzte ihn in neue Unruhe, er wuſte nicht, was er anfangen, und wozu er ſich entſchlieſſen ſollte. Die Zudringlichkeiten der Dame wurden immer heftiger, und er muſte ſich erklären, es koſtete, was es wollte. Wenn er ſchon feſt entſchloſſen war, dieſen Mittag, dieſen Abend ſeinen Antrag zu machen, ſo war's, als wenn ſeine Mutter, die ihm immer vor Augen ſchwebte, ihn zurückhielt, und ihm mit flehender Stimme zurief: Sohn! übereile dich nicht. Endlich ſiegte die Liebe zu ſeinen Aeltern und zu ſeinem Vaterlande. Er ſann auf eine Liſt, um ſich von dieſen Banden, ſo angenehm ſie ihm waren, los zu machen, weil er wohl einſahe, daß er es ſo gerade zu nicht thun konnte, und aus vielen theils ſelbſt erlebten, theils in der Geſchichte verzeichneten Beyſpielen wuſte, daß verſchmähete Liebe ſich nicht ſelten in Wuth und Verzweiflung zu verwandeln pflegt. Er zeigte ſeiner Prinzipalinn einen untergeſchobenen Brief von ſeiner Mutter, den er heimlich hatte ſchreiben laſſen, worinn ſie ihn benachrichtigte, daß ihr Mann tödtlich krank ſey,

und ihn flehentlich bat, daß er ja mit dem ersten Posttage nach Hause kommen möchte. Dieser Reise konnte sie sich billiger und natürlicher Weise nicht widersetzen, weil sie den Betrug nicht argwöhnete, und er versicherte, daß er in kurzer Zeit in ihre Umarmung zurückeilen würde, um das Band zu knüpfen, welches sie auf ewig vereinigen sollte. Bey sich selbst aber dachte er: Wenn du nur erst fort bist, so kannst du ja schreiben, und dich behende loswickeln. Bey dem Abendessen des Tages, welcher vor dem Tage seiner Abreise vorherging, sagte sie zu ihm: Sie kommen doch gewiß wieder, bester Lukretius? und warf ihm einen Blick, der ihm durch Mark und Bein drang, und es verursachte, daß er diese Nacht nicht ein Auge zuthun konnte. Er wiederholte seine Betheurungen mit untergemengten Thränen, und begab sich unter dem Vorwande, noch einige kleine Geschäfte besorgen zu müssen, hinweg. Gegen Morgen schlummerte er ein, fuhr aber plötzlich von einem ängstlichen Traum auf, und rief: Mich von ihr zu trennen, auf immer zu trennen, Himmel! welch ein Kampf ist das! — Am folgenden Tage nach eingenommenen Frühstück nahm er sein bischen Philosophie und alle seine Standhaftigkeit zusammen, um seiner zärtlichen Gebieterinn

unter

unter den feurigſten Umarmungen das letzte Lebewohl zu ſagen. Sie ſchenkte ihm noch eine goldne Uhr mit ihrem Bildniſſe geziert, er konnte nicht von ihr los kommen, endlich blies der Poſtillon, und er ging, oder er ſchwankte vielmehr, von ſeinen Zöglingen und der jungen Magd, der er auch manches Vergnügen gemacht hatte, begleitet, halb ſinnlos und ohnmächtig dem ihn erwartenden Poſtwagen zu.

Matthias Lukretius ging alſo nun nach einem vierjährigen Aufenthalt auf Univerſitäten, wo es ihm faſt durchgängig wohl und nach Wunſch gegangen war, neuen Scenen, nämlich dem geiſtlichen Kandidatenſtande und, nach ſeiner Meinung, dem ehrwürdigen Predigerorden entgegen, und weidete ſich an der Vorſtellung, daß man ihn bald: Herr Paſtor, nennen würde. Hätte er indeß das auf dem Wege zum geiſtlichen Weinberge ihm bevorſtehende Schickſal gewuſt, er wäre gewiß in L. geblieben, und hätte die Kaufmannswittwe geheurathet. So wahr iſt es, daß oft unſer Eigenſinn, ein mit der Muttermilch eingeſogenes Vorurtheil, und die chimäriſche Vorſtellung, die wir uns in unſerer Jugend von den Vorzügen eines gewiſſen Stan-

des

des machen, uns hindern kann, glücklich zu seyn, wenn gleich Kanäle zum Glücke von allen Seiten her uns zuströmen sollten. Vielleicht wendet mancher ein, daß es noch die Frage wäre, ob Lukretius in der Verbindung mit der jungen Kaufmannswittwe und in dem Besitz ihres Reichthums in der That glücklich und zufrieden gewesen seyn würde. Nach den wahrscheinlichsten Voraussetzungen würde er es gewesen seyn, denn was kann dem Glück zweyer Liebenden fehlen, die alles besitzen, was das Leben vergnügt machen kann?

Der Artikel von der Resignation, von dem Verzichtthun auf zeitliche Güter ist zwar sehr erbaulich, würde aber hier sehr übel angebracht seyn. Wollt' einmal sehn, Bruder! der du schön von der Vergnügsamkeit und Seelenruhe predigen kannst, wenn du durch die Verbindung mit einer schönen, reichen, guldenkenden Frau aus dem Labyrinth, worinn du seufzest, auf einmal emporkommen könntest ans helle Tageslicht, ob du dich verläugnen und fortfahren würdest, Buttermilch und Hering zu essen. Wir sehen alle Tage die grösten Moralisten, die den Geruch der strengsten Heiligkeit und Tugend um sich her verbreiten, und die armen Layen zittern machen, weil sie ihnen

nen nicht nachklimmen können, wir sehen sie alle Tage Schätze sammeln und Kapitalien häufen, indeß sie von der Verachtung des Reichthums und des irrdischen Vergnügens predigen, wir sehen sie bey ihren Heurathen auf nichts weniger, als auf die Bildung, die Jahre, und übrigen guten Eigenschaften eines Frauenzimmers Rücksicht nehmen, wenn das Mädchen nur Geld und eine Menschengestalt hat. Sie müssens doch wohl wissen, die ehrlichen Leute, daß es eine sehr gute und wünschenswürdige Sache ist, ein Metall zu besitzen, wofür man sich alle Bequemlichkeiten des Lebens anschaffen, wodurch man Ehre und Beyfall und Menschengunst erlangen kann, man denke übrigens, wie man wolle. Lebt ein Armer lasterhaft, und läßt seinen Begierden den Zügel schiessen: o da ist des Geschreys kein Ende über den rohen, ungesitteten Menschen, der keines Mitleidens werth ist; aber man lasse einen Reichen eben das, und noch etwas ärgeres thun, man lasse ihn alle Tage schwelgen, Unzucht und Ehebruch treiben, Ungerechtigkeiten ausüben — wird er darum seinen Rang und seinen Posten verlieren? Wird ihn darum die ganze feine Welt verachten? Man wird ihm um seines Geldes willen hofiren, man wird seine Leidenschaften nähren,

und die witzigen Köpfe, die an seiner Tafel schmausen, werden allerley schönklingende Rahmen und Behelfe erfinden, um seine Laster zu bemänteln, und ihn als einen Mann zu charakterisiren, der zu leben weiß. So ist's in der Welt, und so sehr hängt oft unser äusserlicher Werth, die Bestimmung unserer Tugend und unsers Lasters von dem ab, was uns das Glück zuwirft. Begierig nach diesen irrdischen Glücksgütern zu greifen, und ihnen nachzurennen, das ist nun freylich nicht die Sache des Weisen, aber sie zurückzustoßen, wenn sie ungesucht sich darbieten, das ist doch gewiß unverzeihliche Thorheit.

Wir glauben durch die bisherigen Reflexionen unsere Leser auf die folgenden Begebenheiten des Matthias Lukretius vorbereitet, und ihnen die Ueberzeugung vorläufig abgedrungen zu haben, daß er unrecht that, bey einer Lebensart zu verharren, wozu er kein natürliches Geschick hatte, und zu deren Erwählung ihn nicht sowohl seine Neigung, als vielmehr der Wille und das Gutbefinden seiner Aeltern bestimmt hatte; einer Lebensart, wobey es oft die geschicktesten und fähigsten Leute nicht weit zu bringen pflegen, weil die Zahl der Aspirirenden groß, und das Geschrey

ſchrey des gemeinen Haufens oder auch des vornehmen Pöbels, der zu dergleichen Erhebungen konkurrirt, betäubend iſt.

Matthias Lukretius langte nach einer Reiſe von drey Tagen und eben ſo viel Nächten wohlbehalten in ſeinem Geburtsdorfe an, und erweckte durch ſeine Ankunft nicht allein bey ſeinen Aeltern, ſondern auch bey den Bauern große Freude. Seinen Vater fand er ziemlich ſchwach, aber doch nicht bettlägerig, die Wiederkunft ſeines Sohns ſchien ihm neue Kräfte zu geben, und die Mutter, welche in ſeiner Abweſenheit nach einem langen Ausruhen mit einer jungen Tochter niedergekommen war, ließ das größte Kalb, was ſie im Stalle hatte, ſchlachten, und bereitete für ihren Lukretius ein herrliches Mahl, wobey der Beichtvater unſers alten Paſtors, Magiſter Titius, nebſt ſeiner lieben Hausehre zu Gaſte gebeten ward. Iſts mir doch, ſagte die Paſtorinn, indem ſie mit der Zubereitung zu dieſem ländlichen Feſte beſchäftigt war, als ob ich heute Hochzeit machen ſollte, und trank ein Schnäpschen nach dem andern, welches ſie ſich bey ihrer letzten Niederkunft angewöhnt hatte, und worüber ſie zuweilen, wenn ſie ganz allein war, die

Balance verlor. Seyn sie uns tausendmal willkommen, werther Herr Kandidat, sagte Magister Titius, als er hereintrat, und weinte Freudenthränen, (es war eine gutherzige Seele) indem er den künftigen Herrn Konfrater umhalsete: Nun, es ist Ihnen doch bisher Gottlob recht wohl gegangen, wie ich merke? Sie sind ja dick und fett geworden. Recte, vt vides, antwortete der junge Lukretius, und der Alte schmunzelte, als er seinen Sohn ein Wörtchen Latein reden hörte. Nachdem die Fragen nach dem Befinden der Herrn Professoren N. N. wovon die meisten schon der Auferstehung entgegenschlummerten, nach der Anzahl der Studenten, nach dem Preise der Lebensmittel abgehandelt, und über die gegenwärtige Witterung manche ökonomische Beobachtungen, wozu der Herr Kandidat wenig sagen konnte, gemacht waren, meldete die Frau Pastorinn, daß in der Gartenstube gedeckt sey, und man setzte sich zu Tische. Die gnädige Herrschaft, welcher die Zurückkunft des jungen Lukretius gebührend gemeldet war, schickte ihm zu seiner Rekreation von den Beschwerden der Reise drey Flaschen Rheinwein, die er zum Besten der versammelten Tischgesellschaft Preis gab. Bey Tische sprach der junge Lukretius wenig, und der

scharf-

ſcharfſichtige Magiſter Titius merkte es ihm an, daß in ſeinem Gemüthe etwas vorgehen müſte, was die Urſache ſolcher Niedergeſchlagenheit wäre. Er befragte ihn deshalb, konnte aber nichts herausbringen, Matthias antwortete mit einem tiefen Seufzer. Das Bild ſeiner ſchönen Gebieterinn in L. ſchwebte ihm vor der Seele, wie ſie ſeiner Undankbarkeit und Treuloſigkeit wegen in Thränen zerfloß, und das verdarb ihm die Luſt zum Eſſen. Indeſſen that er ſich Gewalt an, trank einige Gläſer Wein, und wieß mit ihrer Hülfe unter dem treuherzigen Zuſpruche ſeiner Aeltern die Grillen auf eine Zeitlang von ſich. Er nahm ſich indeſſen vor, (denn er war von Natur offenherzig) bey der erſten ſchicklichen Gelegenheit ſeinem Beichtvater Titius die Angelegenheiten ſeines Herzens, und das Opfer zu offenbaren, welches er ſeinen Aeltern und ſeiner künftigen Gemeine gebracht hätte. Des folgenden Tages ward er von der gnädigen Herrſchaft nebſt ſeinen Aeltern zur Tafel gebeten, wo er ſich ebenfalls zwingen muſte, ſeinen Kummer vor der in Liebeshändeln und Liebesbekümmerniſſen erfahrnen gnädigen Frau zu verbergen.

„Haben Sie denn nicht, ſagte die gnädige Frau nach aufgehobener Tafel, zu dem angehen-

den Kandidaten, indem sie mit ihm ans Fenster trat, etwas liebes in L. zurückgelassen? Es soll ja an diesem Orte viel hübsche Mädchens und galante Frauenzimmer geben; ich wette, Sie haben so etwas auf dem Herzen, vertrauen Sie es mir.„ Lukretius machte eine Verbeugung, und lächelte. Die gnädige Frau drang in ihn, wie denn die Weiberchen auf diesen Punkt gemeiniglich sehr neugierig sind, kurz, sie wuste ihm das Herz so weich zu machen, daß er mit einem Theil seiner letzten Liebesgeschichte hervorrückte, den letzten und wichtigsten Auftritt derselben aber sie errathen ließ. Es war genug, ihr gesagt zu haben, in welchem Grade er sich bey der Dame eingeschmeichelt hätte, und daß ihr Eheherr vor kurzem mit Tode abgegangen wäre. Sie bewunderte seine Entschliessung, sich von ihr zu trennen, und meinte, daß, wenn sie wirklich so viel Liebe für ihn hätte, es ihr auf sein Zureden leicht werden würde, den Gemächlichkeiten des Stadtlebens zu entsagen, und ihr Glück auch in dem geistlichen Stande mit ihm zu theilen.

Dieser Gedanke beruhigte ihn einigermaßen, er hielt es nicht für unmöglich, seine Gebieterinn unter gewissen Bedingungen und Aussichten dazu be-

bewegen zu können, ihn auch als Prediger zu heu-
rathen. Allein daran war bey der Kaufmanns-
frau nicht zu denken. Denn sie war selbst die
Tochter eines Landgeistlichen, und die Einschrän-
kung, worinn sie bey ihrem lebhaften Tempera-
ment in dem Hause und unter der scharfen Zucht
ihrer Aeltern hatte leben müssen, hatte ihr eine
unwiderstehliche Abneigung gegen den Priesterstand
eingeflößt; sie pflegte jede Pfarrwohnung als
ein abgelegenes Kloster oder als ein Staatsge-
fängniß zu betrachten, woraus keine Erlösung
wäre. Lukretius bat indeß die gnä-ge Frau,
sich von dieser Erzählung gegen den gnädigen
Herrn nichts merken zu lassen, damit er nicht in
übeln Ruf käme. Nein, sagte sie, davon soll er
nichts wissen, bis Sie gute Nachrichten aus L. von
ihrer Freundinn bekommen, es wird ihm alsdenn
ein Bewegungsgrund mehr seyn, Ihnen desto
eher die Adjunktion auf Ihres Herrn Vaters
Pfarre zu geben, wenn er Sie so gut versorgt
sieht. Der Kaffe wurde herumgegeben, und als
dies vorbey war, beurlaubte sich die geistliche
Familie bey der gnädigen Herrschaft, welche mit
den Sitten und dem Betragen des jungen Men-
schen sehr zufrieden zu seyn schien. „Wir hören
Sie doch bald?„ sagte der gnädige Herr beym Ab-
schied

schiednehmen zu dem Kandidaten. Dieser, dem das Blut ins Gesicht stieg, erwiederte: mit Ew. Gnaden Erlaubniß will ich mich diese Woche ausruhen, und kommenden Sontag über acht Tage an meines Vaters Stelle vor der hohen Herrschaft predigen.

Kaum war der Kandidat zu Hause gekommen, so verfügte er sich auf des Vaters Studirstube, suchte unter den bestaubten Büchern die Bibel, das Gesangbuch, und die Konkordanz hervor, und las das Evangelium an dem zu seiner Probe bestimmten Sontage mit großer Aufmerksamkeit durch. Er nahm auch Papier, Dinte und Feder zur Hand, um eine Disposition en miniature zu entwerfen, allein es wollte für diesmal nicht fliessen, er nahm eine Portion Cremor tartari *), betete mit den Hausgenossen den Abendsegen am Donnerstage, und verfügte sich zu Bette.

Die-

*) Im zweyten Theil dieser Geschichte gedenken wir ein bewährt erfundenes Rezept mitzutheilen, dessen sich alle angehende Kandidaten, auch von der Mutter Natur verlassene Prediger mit Nutzen bedienen können, wenn ihnen die Gedanken beym Meditiren nicht fliessen wollen, und wenn sie kein gutes Gedächtniß haben. So viel erinnern wir nur vorläufig zum Besten dieser Herrn, daß sie sich vor allen Dingen vor Verkältung und Ueberladung des Magens in Acht nehmen müssen.

Dieſe Nacht träumte ihm von kleiner Münze. Von je her war dieſe Art des Traums für ihn ein böſes Zeichen von bevorſtehendem Verdruß geweſen, er dachte alſo beym Erwachen: was wird das heute geben? wo ſollte mir der Verdruß herkommen? Er ſtudirte in den Frühſtunden auf ſeine Predigt, und hatte in drey Stunden beynahe die ganze Diſpoſition geendigt, als ſein Vater hereintrat, und ihn erinnerte, ſich eine Veränderung zu machen. Er gieng alſo in die nahe gelegene Haide, um friſche Luft zu ſchöpfen. Hier begegnete ihm ein Bauerjunge, der ihn in aller Unſchuld Muſjeh Matthias nannte. Dies nahm er ſehr übel, gab dem Jungen ein paar derbe Ohrfeigen, und ſagte: ich will dich, Flegel, mores lehren, weiſt du nicht, daß ich jetzt Herr bin? Das hörte des Knaben Mutter, die in der Gegend Holz las, und ſchüttete einen Schwall von Schimpfwörtern über unſern jungen Gelehrten aus, welche ihm empfindlicher waren, als wenn er Stockprügel bekommen hätte. Die Bauerfrau überdachte und bereuete, als ſie zu Hauſe kam, was ſie gethan hatte, ſie überlegte es mit ihrem Manne, wie die Sache wieder gut zu machen wäre. Füll' dem Papen det Mund, ſagte dieſer, ſo werd he ſchwiegen. Sie brächte alſo dem

Herrn Pastor gegen Abend ein Gericht Fische, sagte: sie hätte sich gegen den Herrn Sohn vergangen, und bat ihn, daß er sie mit dem jungen Herrn wieder aussöhnen möchte. Gut, Mutter, antwortete der Pastor, geht in Gottes Namen, er soll's euch vergeben. Indeß nahm der Herr Pastor von diesem Vorfalle Gelegenheit, am nächsten Sonntage bey Gelegenheit des Textes: Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor, von der nöthigen Bescheidenheit der Pfarrkinder gegen ihre Seelsorger zu sprechen, er schärfte dem Bauerjungen insonderheit, den er zu sich in den Beichtstuhl kommen ließ, das Gewissen, und suchte es ihm begreiflich zu machen, daß zwischen einem Schüler, den man noch bey seinem Vornamen nennt, und einem Kandidaten ein eben so grosser Unterschied sey, als zwischen einem Gänsejungen und einem Gerichtsschöppen. Der Junge konnte sich in die Etiquette, die ihm vorgesagt wurde, nicht finden, und machte dem Herrn Kandidaten nachher, wenn er ihm begegnete, ein stummes Kompliment.

Die acht Tage über, da Matthias Lukretius auf seine Predigt studirte, bekam ihn kein Mensch im Dorfe zu sehen, er meditirte und memorirte,

morirte, daß ihm der Kopf rauchte, und trank während der Arbeit vier bis fünf Maaß von dem berühmten Biere Mord und Todtschlag genannt, welches ehedessen in Kyritz gebrauet wurde. Wenn er eine Zeitlang gesessen und geschrieben hatte, so lief er in den Garten, als wenn ihm der Kopf brennete, und recitirte seine Predigt mit lauter Stimme den dickbelaubten Bäumen und den Dryaden, die darinn versteckt waren. Der Sonntag erschien, es war eine zahlreiche Versammlung, denn aus den benachbarten Dörfern war viel Volks in der Kirche, von Neubegierde getrieben, und unser Kandidat hielt ohne Anstoß eine ganz erbauliche Predigt von den wunderbaren Wegen Gottes, und zeigte, daß Gott die Seinen zwar 1) wunderlich, aber doch 2) allemal seliglich führe. Die vornehmsten Materialien dazu waren aus Skrivers Seelenschatz und aus Frankens Hauspostille genommen. Die ganze Versammlung und insonderheit die Herrschaft war mit seinem Vortrage zufrieden.

Der Herr Oberamtmann, der in des Pastors Filiale wohnte und bey der Besetzung der Predigerstelle konkurrirte, gab einige Tage darauf einen Schmaus, um den Geburtstag seiner Frau

zu

zu feyern, wozu die gnädige Herrschaft nebst dem geistlichen Hause gebeten war. Er redete es mit dem Edelmann ab, ehe man sich zu Tische setzte, daß sie bey der heutigen Zusammenkunft den jungen Lukretius zum adjungirten Prediger machen wollten. Beym Gesundheittrinken chokirte der Oberamtmann mit dem Kandidaten, und sagte: auf gut Glück! Der Edelmann that ein gleiches, und die ganze Gesellschaft folgte nach. Der Kandidat wuste nicht, was das zu bedeuten hatte. Nach dem Essen ging der Oberamtmann nebst dem Edelmanne in ein besonderes Zimmer, der Pastor und sein Sohn bekamen einen Wink, ihnen zu folgen. Sie fragten den Pastor, ob sie ihm einen Gefallen damit thun könnten, wenn sie ihn seinen Sohn an die Seite setzten. Der Pastor versicherte, daß dies die einzige Gnade wäre, die er sich von ihnen ausbäte, und wofür er ihnen lebenslang erkenntlich seyn würde. Sie erklärten also den jungen Lukretius zum adjungirten Prediger zu P. und sagten ihm, daß er in kurzem das Präsentationsschreiben erhalten sollte. Er erhielt es, und machte sich fertig, nach B. zu reisen, um sich daselbst examiniren und ordiniren zu lassen. Vor seiner Abreise liest er noch an seine gewesene Prinzipalinn nach L. folgendes Sendschreiben abgehen,

gehen, bey deſſen Verfertigung er ſich der Hülfe eines guten Freundes bedient hatte.

Verehrungswürdige Freundinn!

„Ich würde mich freylich dem Vorwurf der „ſchwärzeſten Undankbarkeit ausſetzen, wenn ich es „länger aufſchieben ſollte, Ihnen einige Nachricht „von mir zu ertheilen, und Sie von der Fortdauer „meiner ehrerbietigſten Hochachtung und Ergeben„heit zu verſichern. Ich habe meine Reiſe glück„lich vollendet, mein Vater befindet ſich beſſer, und „ich würde Urſache haben, ganz vergnügt zu ſeyn, „wenn nicht der Gedanke, von Ihnen und von „den unausſprechlichen Reizen ihres Umgangs ge„trennt zu ſeyn, der mich überall begleitet, alle „meine Freuden verbitterte. Selbſt bey meinen „ernſthafteſten Betrachtungen, wenn ich auf eine „Predigt ſtudire, ſtehen Sie mir vor Augen, und „meine ganze Seele iſt Ihrer Liebe, Ihrer Be„wunderung voll.

„Ja, Theuerſte! nur ſeitdem ich Sie kenne, „und Ihrer Gewogenheit, Ihres Beyfalls genieſſe, „hab' ich angefangen, zu leben, und der Verluſt „Ihrer Gewogenheit würde mir kränkender und „ſchrecklicher ſeyn, als der Verluſt meines Lebens „ſelbſt. Ich hatte bey meiner Ankunft in P. da „ich ſahe, daß es ſich mit meinem Vater zur Bei„ſerung

„ferung anließ, den festen Entschluß gefaßt, nach „einem vierzehntägigen Aufenthalte hieselbst in Ih„re Umarmungen zurück und der höchsten Stufe „meines irrdischen Glücks entgegen zu eilen. Na„türlicher Weise muste ich meinen Aeltern von die„ser Veränderung Nachricht geben, weil die Ver„letzung der heiligsten unter allen Pflichten selbst „bey dem blühendsten Wohlstande eine Quelle des „nagendsten Kummers für mich gewesen seyn wür„de. Ich entdeckte die Sache zuerst dem Beicht„vater meiner Aeltern, einem sehr vernünftigen „Manne, der es versprach, meinen Vater dahin „zu disponiren, daß er zu der vorhabenden Verän„derung meines Standes seine Einwilligung geben „sollte. Aber zu eben der Zeit, als dies verging, „ward ich, ehe ich es vermuthete, von der gnädi„gen Herrschaft zum Adjunktus meines Vaters er„wählt, und der würdige Greis drang so sehr in „mich, dieses vortheilhafte Anerbieten nicht auszu„schlagen, daß ich endlich nach vielem Kämpfen „mein Wort gegeben habe, und im Begriff stehe, „mich in B. ordiniren zu lassen.

„Wahre Liebe, meine theuerste Gönnerinn! „frägt nicht nach Stand und Würden, auch in „ländlichen Hütten kann sie ihr Glück und ihre „Zufriedenheit finden. Hab' ich also noch einigen

„An-

„Antheil an Ihrer Gewogenheit und an Ihrer „mütterlichen Fürsorge, so überwinden Sie sich, „mich als Prediger zu heurathen, und halten Sie „sich versichert, daß ich allen ihren Wünschen zu„vorkommen, daß ich mich befleissen werde, Ih„nen täglich neue Beweise meiner aufrichtigen „Hochachtung und Werthschätzung zu geben. „Ich brauche auch nicht auf dem Lande zu bleiben. „Bey dem Vermögen, welches Sie mir zubrin„gen werden, wird es mir leicht seyn, eine an„sehnliche Predigerstelle in meinem Vaterlande zu „erhalten, denn hier ist alles um Geld feil. „Lassen Sie mich bald, meine verehrungswürdig„ste Gönnerinn, Ihre Entschliessung wissen. Ei„ne abschlägige Antwort von Ihnen wird meine „Tage verkürzen, und mich frühzeitig ins Grab „stürzen. Ich wünsche nicht, zu leben, wenn „ich mit Ihnen nicht leben kann. Befriedigen Sie „bald mein schmachtendes Verlangen, und setzen „Sie sich über die Vorurtheile meines Standes „hinweg. Ich küsse Ihnen die Hände und bin, „so lange ein lebendiger Hauch in mir ist„

Dero

P. den 30. May 1748.

ganz ergebenster Freund und Diener,
Matthias Lukretius.

Die

Die Dame antwortete auf dieſen Brief folgendes:

Mein Herr,

„Ich habe Mitleiden mit Ihnen, daß Sie „ſich ſelbſt hindern, glücklich zu ſeyn, und daß „Sie es mir zumuthen wollen, mich in einen „Stand zu begeben, gegen welchen ich, wie Sie „wiſſen, aus guten Gründen eine unwiderſtehliche „Abneigung habe. Ich lerne Sie nun auf einer „Seite kennen, die Ihrem Charakter, den ich mir „ſonſt als den beſten gedachte, keine Ehre macht. „Es thut mir leid, daß ich mich mit einem Men„ſchen von Ihrer Denkungsart eingelaſſen, und „daß ich meine Gunſtbezeigungen an einen Unwür„digen verſchwendet habe. Wenn Sie noch Ih„ren Vorſatz ändern, und binnen vierzehn Tagen „hieher zurückkommen wollen, ſo will ich mein „Wort halten, und die Ihrige ſeyn. Wenn Sie „das aber nicht thun, ſo kann aus unſerer Verbin„dung nichts werden. Ich bin übrigens mit „Hochachtung

Ihre

L. den 8. Julius, 1748.

Freundinn,
C. M. R.

Für

Für unſern Matthias Lukretius war dieſer Brief eine Hiobspoſt, die er nicht vermuthet hatte. Er verſchloß ſeinen Gram in ſeinem Herzen, und reiſete nach B. um ſich examiniren und ordiniren zu laſſen. Er wollte von da, wenn er ordinirt wäre, ſelbſt nach L. reiſen, und ſich in ſeinem Prieſterhabit ſeiner Gebieterinn darſtellen, weil er hoffte, durch eine perſönliche Zuſammenkunft ſie zu ſeinem Vortheile zu bewegen. Allein in B. wurde ſeine ganze Hoffnung vereitelt, und er muſte das Vergnügen, in kurzem Prediger, Bräutigam und Vater zu ſeyn, ſich vergehen laſſen. Er hatte in der That bey ſeiner natürlichen Unfähigkeit wenig gelernt, und war überdies durch die von ſeiner ſchönen Prinzipalinn erhaltene abſchlägige Antwort ſo ſehr beſtürzt und zaghaft geworden, daß es ihm an Muth fehlte, den kleinen Umfang ſeiner Kenntniſſe auf eine gute Art vorzutragen. Auſſerdem hatte einer von den examinirenden Geiſtlichen ſeit den Univerſitätsjahren einen alten Groll auf ihn, und griff ihn ſchärfer an, als er ſonſt zu thun pflegte. Dieſer Groll war daher entſtanden, weil Lukretius ſich über eine ſeiner Predigten, die er als Student hielt, aufgehalten hatte. Es war überdies entdeckt worden, daß die Probepredigt, die

er über einen vorgeschriebenen Text in der Hauptkirche halten muste, aus Tiedens moralischen Reden von Wort zu Wort ausgeschrieben war; ein Kandidat, der mit ihm examinirt wurde, hatte es verrathen. Er wurde also abgewiesen, er bekam einen derben Verweis wegen seiner Unwissenheit, und die Erinnerung, wenn er das Versäumte nachgeholt haben würde, sich nach einem Jahre wieder zu melden.

Er erfuhr während seines Aufenthalts in B. von einem durchreisenden Kaufmann, mit dem er in einem Gasthofe abgetreten war, daß seine gewesene Prinzipalinn bereits mit einem jungen Arzt in L. verlobt sey, und daß die Hochzeit in kurzer Zeit vor sich gehen würde. Er war ganz ausser sich bey dieser Nachricht, und wollte aus Verzweiflung unter die Husaren gehen. Er eröffnete indeß seinem Wirth etwas von seiner Verlegenheit. Dieser erzählte ihm, daß er den Auftrag hätte, für einen Edelmann in Meklenburg einen Informator zu besorgen, und fragte, ob er diese Stelle annehmen wollte? Lukretius that es ohne Bedenken, erhielt von dem Wirthe zwölf Thaler Reisegeld, schrieb seinem Vater, was ihm in B. begegnet war, und fuhr, ohne in

seine

seine Heimath zurückzukehren, seiner neuen Bestimmung entgegen.

Der alte Pastor Lukretius, als er seines Sohnes Schicksal erfahren hatte, that selbst eine Reise nach B. und versahe sich mit einigen Goldstücken, um seinem Sohn, wo möglich, durchzuhelfen. Allein er kam mit seiner Fürsprache und mit den Bewegungsgründen, wodurch er sie zu unterstützen gedachte, übel an. Der Probst, bey dem er sich dieserhalb meldete, fuhr ihn an, und sagte: „sollen wir Ignoranten annehmen? Es „wäre besser, Sie hätten Ihren Sohn ein Handwerk lernen lassen.„ Er wollte dem hochwürdigen Herrn etwas in die Hand drücken. Nein, sagte dieser, ich lasse mich nicht bestechen, und so lange ich Probst bin, soll Ihr Sohn nicht ins Predigtamt kommen, weil Sie es auf einem unerlaubten Wege suchen. Er muste also, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder nach Hause reisen, und die Kirchenpatronen überreden, daß die Beysitzer des geistlichen Gerichts zu B. seinen Sohn chikanirt hätten, welches diesen nicht unwahrscheinlich vorkam, da sie es nicht begreifen konnten, wie es möglich wäre, daß ein Mann, der vier Jahr auf zwey Universitäten zugebracht

bracht hätte, und der eine solche Fertigkeit im Predigen besäße, sollte abgewiesen werden können.

Matthias Lukretius ließ sich bald nach seiner Ankunft in Meklenburg zu Güstrow examiniren, und erhielt, weil er die ganze Aussenseite eines Bekehrten anzunehmen wuste, von dem dortigen Ministerium das vortheilhafteste Zeugniß seiner Geschicklichkeit und Amtsfähigkeit, welches er sogleich den Kirchenpatronen zu P. zusandte, damit sie daraus sehen möchten, wie sehr man ihm in P. Unrecht gethan hätte. Er meldete ihnen zugleich, daß er Hoffnung hätte, in Meklenburg versorgt zu werden, und daß er sonach auf seines Vaters Pfarrstelle Verzicht thäte. Die Patronen nahmen dies übel, und antworteten ihm gar nicht. Er war beynahe zwey Jahre bey dem Edelmann, einem gewissen Herrn von Dachsburg gewesen, als ihn dieser, weil er ihn wegen eines vertrauten Umgangs mit seiner Frau in Verdacht hatte, verabschiedete. Der Prediger des Orts, der ein schwächlicher Mann war, nahm ihn als seinen Gehülfen zu sich, bis er eine andere Station finden würde, er gab ihm jährlich zwanzig Thaler und freye Station. Hier war

er

er auch beynahe zwey Jahre geweſen, als er von dem Geiſtlichen wider alles Vermuthen dimittirt und der göttlichen Fürſorge empfohlen wurde, weil er der Viehmagd zu nahe gekommen war. Der Großknecht, dem ſie die Erzeigung der letzten Gunſt abgeſchlagen hatte, verrieth die nächtliche Zuſammenkunft, und beweg den Pfarrer, das Skandal aus ſeinem Hauſe zu entfernen.

Von da wandte er ſich nach Stralſund, wo er bey einem reichen Advokaten, der per fas & nefas große Schätze zuſammen gebracht hatte, Hauslehrer ward. Der älteſte ſeiner Zöglinge, ein junger Menſch von zehn Jahren machte ihm viel zu ſchaffen, denn er war klüger, als ſein Hofmeiſter, und beſaß einen unbeſchreiblichen Eigenſinn. Wenn er nicht Luſt hatte, zu lernen, ſo mochte er mit ihm vornehmen, was er wollte, er mochte ihn züchtigen, er mochte ihn hungern laſſen, es war alles vergeblich. Schlief er des Morgens länger, als bis ſechs Uhr, ſo weckte ihn der junge Menſch aus dem Schlafe, und verurſachte ihm im Hauſe tauſend Verdrüßlichkeiten. Er hatte hier zwar ein anſehnliches Gehalt, und auſſerdem viel Nebenvortheile, er ſahe ſich aber um dieſes loſen Buben willen nach Verlauf

von einem Jahre genöthiget, seine Stelle aufzugeben, und sein Glück anderweitig zu versuchen.

Es waren nun beynahe fünf Jahre in seinem Kandidatenstande verflossen, und noch sahe er keine Aussichten vor sich, daraus erlöset zu werden, weil seine theologische Kenntniß bey seinem bisherigen Herumirren eher ab, als zugenommen hatte, und er es nicht wagen durfte, sich dem Konsistorium in B. aufs neue zur Prüfung und Versorgung zu präsentiren. Er reisete wieder zu seinem Vater, der ihm ernstlich rieth, noch einen Versuch in B. zu machen. Er that es, und erhielt zwar nach überstandenem Tentämen die Erlaubniß, zu predigen, aber zum Predigtamt, hieß es, könne man ihn noch nicht admittiren, er sollte über Jahr und Tag wieder kommen.

Eine naseweise Antwort, die er dem einen wider ihn eingenommenen Examinator gegeben hatte, war diesmahl Schuld, daß er nicht zur Ordination gelassen wurde. Dieser legte ihm unter andern die verfängliche Frage vor: quis fuit princeps magorum? und verstand darunter: wer unter den Propheten des alten Testaments am deut-

deutlichsten und nachdrücklichsten von Christo geweissaget hätte? Der Kandidat, dem dies eine Chikane zu seyn schien, weil er die Frage so verstand: wer unter seinen Vorfahren (maiorum) der vornehmste gewesen wäre, antwortete: quasi tu nescires, als wenn Sie das nicht wüsten. Er muste sich alle die Hoffnung, Prediger zu werden, abermals verachen lassen, er schämte sich, in seinen Geburtsort zurückzukehren, und blieb in B. wo er eine Schule anlegte, bey welcher er aber wegen der geringen Anzahl seiner Schüler nicht fertig werden konnte, er muste sie bald wieder aufgeben.

Menschen, die alle ihre Hoffnungen vereitelt, und um sich her so viele von ihren Bekannten, die nicht besser, als sie, sind, glücklich sehen, stehen in Gefahr, wenn sie nicht sehr gesetzt und weise sind, zu den gröbsten Niederträchtigkeiten herabzusinken, und da ist oft kaum der erste Schritt geschehen, so sind dergleichen Personen, wenn ihnen niemand aufhilft, ohne Rückkehr verloren. Matthias Lukretius war einmal gewohnt, gut zu leben, und sich nichts abgehen zu lassen, er legte sich daher, weil seine Einkünfte nicht mehr zu seiner gewohnten Lebensart hinreichend waren,

aufs Betteln, und ergab sich, weil er auf diesem Wege in B. viel mitleidige Herzen fand, dem Trunke. In dem Hause eines reichen Kaufmanns, wo er bekannt und gelitten wär, ließ er sich gelüsten, einen silbernen Löffel mitzunehmen, und unter der Hand zu verkaufen. Der Diebstahl wurde entdeckt, und Lukretius muste auf vier Wochen ins Gefängniß wandern. Als er wieder los kam, fuhr er fort, ein Müßiggänger zu seyn, er verdiente sein reichliches Brodt mit Betteln, und was er verdiente, vertrank er. Die Geistlichen wollten von ihm nichts wissen, die meisten Wohlthaten empfieng er von den Kaufleuten und von den Juden, weil er sich von den letzteren insonderheit zuweilen als Mäkler und Unterhändler brauchen ließ. Endlich nahm sich ein gewisser Advokat, der mit ihm in H. studirt hatte, seiner an, er ließ ihn zu sich kommen, ermahnte ihn, sich zu bessern, und machte ihn unter dieser Bedingung zu seinem Schreiber. Er änderte wirklich seine bisherige Lebensart, und hatte bey dem Advokaten vor der Hand sein Auskommen. Hier fing er an, Geschmack an der Juristerey zu gewinnen, und er faßte den Entschluß, noch einmal auf die Universität zu gehen, und die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren. Um diese Zeit starb

sein

ſein Vater, und es fielen ihm vom väterlichen Erbtheil dreyhundert Thaler zu, die er zur Ausführung ſeines Vorhabens anzulegen gedachte. Indeß gefiel es ihm gar zu wohl in B. und er ſchob ſeine Abreiſe von einer Zeit zur andern auf.

Endlich wurde der Advokat, deſſen Schreiber er bisher geweſen war, Regierungsrath in Weſtpreuſſen, und Matthias Lukretius bezog in ſeinem fünf und dreyßigſten Jahre die Univerſität zu F. um daſelbſt die Rechte zu ſtudiren.

Auf der Reiſe dahin traf er auf der Poſt einen luſtigen Reiſegefährten, der nach Schleſien ging, und deſſen Schickſal mit dem ſeinigen viel ähnliches hatte. Sie wurden bald miteinander vertraut, einer bat den andern um die Erzählung ſeiner bisherigen Lebensgeſchichte, und als Matthias Lukretius mit der ſeinigen fertig war, redete der andere, der ſich Degenkolb nannte, alſo:

„Ich bin, ſagte er, in M * * *, einer klei„nen Stadt in Hinterpommern geboren, wo mein „ſchon verſtorbener Vater Kantor und Organiſt „war. Er beſtimmte mich, weil er viele Fähig„keiten bey mir bemerkte, zum Studium der Got-

„tesgelahrtheit, und schickte mich zu dem Ende,
„nachdem ich in der kleinen Stadtschule den ersten
„Grund gelegt hatte, in das akademische Gymna-
„sium nach Stargard. Hier brachte ich es in
„kurzer Zeit so weit, daß ich schon in meinem sie-
„benzehnten Jahre auf die Universität nach Kö-
„nigsberg in Preussen ging, aus welchem Orte
„mein Vater gebürtig war. Meines Vaters Bru-
„der war ein Tischlermeister daselbst, und ich
„brauchte für Kost und Wohnung nichts zu bezah-
„len. Schon im ersten Vierteljahre meines aka-
„demischen Lebens hielt ich in der Zuchthauskirche
„meine erste Predigt mit großem Beyfall, wobey
„die halbe Universität zugegen war. Ich studirte
„sehr fleißig, und versäumte keine Vorlesung.
„Meiner Eingezogenheit ohngeachtet bekam ich
„einst auf einem Spatziergang mit einem Liefländer
„Händel, ich muste mich mit ihm schlagen, und
„hatte das Unglück, die beyden letzten Finger der
„linken Hand zu verlieren, worüber ich äusserst
„unvergnügt war. Nach einem dreyjährigen
„Aufenthalt in Königsberg erhielt ich eine Hof-
„meisterstelle bey dem Grafen von Z. der seine Gü-
„ter in der Mittelmark hatte. Ich bekam ausser
„freyer Station hundert und zwanzig Thaler jähr-
„liches Gehalt, und wurde wie ein Kind im Hau-

„se

„ſe gehalten. Ich war kaum ein Jahr Hofmei-
„ſter geweſen, als der Prediger zu C. wo der Graf
„ebenfalls Kirchenpatron war, mit Tode abging.
„Der Graf bot mir die erledigte Stelle unter der
„Bedingung an, daß ich ſeine Kinder in Penſion
„nehmen ſollte, und ich nahm ſie an, ohne den Ort
„geſehen, oder mich nach der Beſchaffenheit der
„Stelle erkundigt zu haben. Kaum war ich an-
„gezogen, ſo wollte es mir an dieſem einſamen
„und abgelegenen Orte nicht gefallen, ich legte
„mir daher bald eine Gehülfinn bey, und heura-
„thete eines reichen Pächters Tochter, mit der ich
„ein ſchönes Vermögen erhielt. Wir lebten ſehr
„vergnügt und zufrieden miteinander, aber dies
„Vergnügen war von kurzer Dauer. In dem
„zehnten Monathe unſers Eheſtands rande ſie mir
„in einem unglücklichen Wochenbette durch den
„Tod entriſſen, und ich war über dieſen doppelten
„Verluſt, denn das Kind, ein kleiner Sohn, ſtarb
„mit ihr, ganz untröſtbar. Kurz darauf ward ich
„adjungirter Inſpektor zu W. und dieſer Ort wur-
„de die Gelegenheit meines Unglücks. Ich hatte
„mir durch einen unbeſonnenen Streich den dorti-
„gen Oberamtmann zum Feinde gemacht, welcher
„daher nur auf Gelegenheit wartete, mich ſeine
„ganze Rache empfinden zu laſſen.

„Ich

„Ich bekam nach dem Tode meiner Ehegat„tinn einen Prozeß mit ihren Brüdern wegen ih„rer Verlassenschaft, welcher für mich unglücklich „ablief, und wobey ich einen großen Theil meines „Mobiliarvermögens verlor. Ich sahe mich gend„thiget, Schulden zu machen, und hie und da et„was aufzuborgen, weil meine Einkünfte zur Be„streitung meines Aufwands nicht hinreichend wa„ren. Die Lust des Fleisches regte sich auch, ich „war des Beywohnens in meinem Ehestande ein„mal gewohnt worden, es fanden sich bald unter „meinen Pfarrkindern gutherzige Seelen, die mir „aus der Noth halfen, und ich brachte hier eine „und dort eine um ihr Kränzchen. Eine von die„sen barmherzigen Schwestern wurde schwanger, „ich suchte sie aber bey guter Zeit zu entfernen, „ehe es der Amtmann erfahren konnte. Ich hätte „mich gern wieder verheurathet, ich konnte aber „nicht eine solche Gattinn finden, wie ich sie such„te, sie sollte schön, reich, und geschickt seyn. „Endlich beging ich den dümmsten Streich, der „sich gedenken läst. — Ich brauchte nothwendig „Geld, und niemand wollte mir etwas borgen, „weil ich als ein schlechter Bezahler bekannt war. „Ich versetzte also die Kirchengeräthe, zwey grosse „silberne und vergoldete Kelche nebst den Patenen

„bey

„bey einem Juden in M. und ließ mir darauf „zwanzig Thaler geben.

„Unglücklicher Weise wollte der Oberamtmann „bey eben diesem Juden Geld aufnehmen; der Ju„de ließ von ohngefehr, indem er in ein Nebenzim„mer ging, den Schrank, worinn die Kirchenge„räthe waren, aufstehen, und der Oberamtmann „erblickte sie. Er sagte gleich zum Juden: das „ist etwas aus unserer Kirche, wo hast du das „her? Der Jude läugnete es nicht, daß ich sie bey „ihm versetzt hätte. Er löfete sie sogleich von dem „Gelde, welches er eben bey dem Juden aufge„nommen hatte, wieder ein, behielt sie in seiner „Verwahrung, und verklagte mich bey dem Kon„sistorium. Ich wurde gleich auf ein halbes Jahr „suspendirt. Einer von den geistlichen Räthen „war mir sehr gewogen, und wollte mir gern „durchhelfen, aber die übrigen waren mir längst „auffetzig, weil ich durch Protektion einer fürst„lichen Person diese Stelle erhalten hatte. Ich „wurde nicht allein abgesetzt, sondern auch degra„dirt, und verlor eben dadurch alle Hoffnung, je„mals wieder ein geistliches Amt zu erhalten. „Ob ich gleich sonst gewohnt war, mich über wi„drige Begebenheiten hinweg zu setzen, so wäre „ich

„ich doch diesmal beynahe in Verzweiflung gera-
„then, und ich war im Begriff, mich zu erschies-
„sen, als ich einen Brief von meiner Mutter er-
„hielt, die mich benachrichtigte, daß ihr Bruder,
„welches ein reicher Viehhändler in Pommern
„war, gestorben wäre, und mir zwey tausend
„Thaler in seinem Testamente vermacht hätte.
„Wer war froher, als ich? Ich zog mit Vergnü-
„gen den schwarzen Rock aus. Ich begab mich
„nach B. und hörte medicinische Vorlesungen, um
„aus einem Seelenarzt ein leiblicher Arzt zu wer-
„den. Von da ging ich noch auf zwey Jahre nach
„H. und ließ mir daselbst den Doktorhut aufsetzen.

„Das bekannte Sprüchwort: dat Galenus
„opes, (die Arzneykunst macht reich) wollte bey
„mir nicht zutreffen. Ich begab mich, nachdem
„ich absolvirt hatte, nach B. und fing an, zu
„praktisiren. Es wollte mir aber nicht glücken,
„und von meinem Kapitälchen wurde ein Thaler
„nach dem andern zugesetzt. Ich gab mir wirk-
„lich viel Mühe, und es war kein geringer Ver-
„druß für mich, täglich eine Menge von Aster-
„ärzten um mich her gehen und fahren zu sehen,
„die ihrer Ungeschicklichkeit und ihrer mißlungenen
„Kuren ungeachtet Glück und Zulauf hatten.

„Drey

„Drey Jahre hatte ich bereits bey diesem kümmerlichen Verdienst, wobey ich, um meinen Unterhalt zu haben, zugleich Korrektor bey einem Buchhändler seyn muste, zugebracht, als sich ein günstiger Zufall ereignete, der mich wider alles Vermuthen aus meiner Verlegenheit riß. Es kam eine junge, reiche Wittwe aus Schlesien, die an einen Accisebedienten verheurathet gewesen war, und von ihren Interessen lebte, nach B. um ihre Anverwandten zu besuchen, mit denen ich in einem Hause wohnte. Sie bekam einige Tage nach ihrer Ankunft ein hitziges Fieber, ich wurde zu ihr gerufen, und ich stellte sie wieder her. Die Frau gewann dadurch eine besondere Liebe zu mir, sie blieb nach ihrer Genesung noch einige Wochen in B. wir waren täglich bey einander, ich that ihr Heurathsvorschläge, und sie weigerte sich nicht lange, meine Hand anzunehmen. Ich legte, meiner Frau zu gefallen, mein bisheriges Gewerbe nieder, und ward ein Landwirth, weil ich schon in meiner Jugend an ökonomischen Geschäften ein großes Vergnügen gefunden hatte. Zwey Jahre lebte ich mit ihr in der vergnügtesten Ehe, als sie mir durch den Tod entrissen ward. Jetzt bin ich Besitzer eines ansehnlichen Vermögens, und kann meine Tage ohne

„ängst

„ängstliche Sorgen in Ruhe beschliessen. Wenn „Sie einmal nach Schlesien kommen, sagte er „zum Lukretius, indem er seine Erzählung be„schloß, so besuchen Sie mich, und wenn Sie kei„ne andere Ausflucht wissen, so kommen Sie zu „mir, mein Haus steht Ihnen offen, wir wollen „mit einander ein patriarchalisches Leben führen.„ Matthias Lukretius umarmte seinen großmüthigen Reisegefährten, der ihm beym Abschiednehmen einige Goldstücke in die Hand steckte, und die Thränen flossen ihm, als sie sich trennen musten, die Wangen herab.

Lukretius fing nun aus allen Kräften an, die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren; es währte eine gute Zeit, ehe die jungen Studenten es gewohnt wurden, einen so alten Knaben zum Mitstudirenden zu haben, und er muste oft der Gegenstand ihres Spotts seyn, sie nanten ihn gemeiniglich den Großpapa. Auch hier wurde ihm aufs neue die schon oben angeführte Wahrheit einleuchtend, daß das Glück der Dummen Vormund ist. Er hatte bey einem Spiel den übrigen Theil seiner Baarschaft verloren, und setzte aus Verzweiflung in die Lotterie. Hier gewann er acht hundert Thaler, und wandte den grösten Theil dieses

Geldes

Geldes zu seinem Vergnügen an. In zwey Jahren hatte er seinen juristischen Kursus vollendet. Indessen nöthigte ihn eine gewisse Bekanntschaft, die er dort mit einer wohlhabenden Bürgerfrau gemacht hatte, und von welcher er viel Unterstützung genoß, noch ein Jahr länger als er sich anfänglich vorgenommen hatte, daselbst zu bleiben. Dieses Jahr, als das letzte seines akademischen Lebens, machte er sich recht zu Nutze, er ließ den Kodex und die Pandekten in Frieden ruhen, ritt fleißig aus, und machte sich bey der Bürgerfrau, deren Ehemann eines Leinwandhandels wegen öfters auf Reisen war, lustig. Er hatte einen Hauspurschen, der ihn wegen des vertrauten Umgangs mit dieser Frau und wegen der Vortheile, die er davon zu geniessen hatte, beneidete. Er hinterbrachte es ihrem Ehemanne, daß er die Ehre hätte, Hahnrey zu seyn, und dieser nahm sich vor, ihm aufzulauern. Es gelung ihm auch bald, den Vogel zu fangen. Er sagte zu seiner Frau, daß er auf acht Tage verreisen würde, und diese ließ sogleich ihren Liebhaber davon benachrichtigen, daß er sich gegen Abend einstellen, und ihr die Zeit vertreiben möchte. Matthias Lukretius stellte sich zu rechter Zeit ein, und verfügte sich nach einem guten

Abendeſſen mit der Frau zu Bette. Gegen zehn Uhr kam der Ehemann und pochte an die Hausthür. Es wollte niemand aufmachen, denn die Magd war ſchon zu Bette gegangen. Er lieſſ endlich ſeine Stimme hören, und die Frau erkannte, daß es ihr Mann wäre. Sie wuſte in der Angſt nicht, wo ſie den Studenten laſſen ſollte. Sie ſperrte ihn endlich in einen Kleiderſchrank, und ſteckte den Schlüſſel davon in ihre Taſche. Der Mann, welcher von der Gegenwart des Studenten ſchon Nachricht bekommen hatte, lieſſ ſich nichts merken, verſchloß die Thüren, und legte ſich zu Bette. Er ſtand aber bald wieder auf, weckte die Magd, und ließ ſich Thee machen. Die Frau that die ganze Nacht kein Auge zu. Als es Morgen war, ſagte er zu ihr: Mein Kind, ich habe meine Reiſe wichtiger Urſachen wegen bis die kommende Woche verſchoben, ich will heute einen vergnügten Tag haben, und unſere guten Freunde von deiner und meiner Seite zum Mittageſſen herbitten laſſen. Die Frau ſtellte dagegen vor: er hätte ihr das eher ſagen müſſen, weil ſie jetzt mit der Zurichtung nicht fertig werden könnte, er beharrte aber auf ſeinem Vorſatze, und ließ die Gäſte einladen. Ich will heute, ſagte er ferner, mein Bräutigamskleid anziehen,

anziehen, und forderte ihr den Schlüssel zum Kleiderschranke ab. Sie stellte sich an, als ob sie ihn verloren hätte, und ging umher, ihn zu suchen. Weil er sahe, daß sie ihn nicht finden konnte, so ließ er den Schlösser gegen die Mittagzeit hinbestellen, und blieb so lange im Schlafrocke. Als seine Gäste ankamen, entschuldigte er sich mit dem verlornen Schlüssel, und versicherte, daß er sich gleich ankleiden würde. Endlich kam der Schlösser, und öffnete den Schrank in Gegenwart der Gäste. Diese wunderten sich nicht wenig, als sie unsern Matthias Lukretius, der ihnen gröstentheils bekannt war, herauskommen sahen. Der beleidigte Ehemann war indessen so großmüthig, daß er unsern Studenten, ohne sich weiter an ihm zu vergreifen, mit einem derben Verweise nach Hause gehen ließ, der vor Schrecken und Warten der Dinge, die da kommen sollten, mehr todt, als lebendig war, und, weil die ganze Stadt von diesem Vorfall unterrichtet war, so ließ er sich gleich darauf von seiner Ehefrau scheiden.

Matthias Lukretius hatte sich durch diesen Auftritt bey den Studenten lächerlich gemacht, und er fand nicht für gut, länger ein Gegenstand

des öffentlichen Spottes an diesem Orte zu seyn. Er verließ also die Universität, und begab sich nach C. um sich bey der dortigen Regierung als Referendarius zu engagiren. Die juristischen Kenntnisse, die er zu F. eingesammelt hatte, waren in dem letzten Jahre seines Aufenthalts daselbst ziemlich verraucht, er konnte damit im Examen nicht durchkommen, und wurde abermahls abgewiesen. Er behalf sich indessen eine Zeitlang mit Prokuriren, welches er jedoch nur unter der Hand thun durfte. Nachem er ohngefähr ein Jahr zu C. gewesen war, bekam die dortige Regierung einen neuen Präsidenten, welcher mit unserm Matthias Lukretius verwandt war. Dieser half ihm durch, und er wurde unter die Zahl der Referendarien aufgenommen. Durch die Vermittelung eben dieses Präsidenten erhielt er bald darauf die Bürgermeisterstelle zu S. und freute sich ungemein, daß er endlich eine bleibende Stätte gefunden hatte. Ob es ihm gleich bey dem geistlichen Orden nicht geglückt hatte, so war er doch demselben noch immer gewogen, und er verheurathete sich deswegen in seinem vierzigsten Jahre mit der Tochter eines dortigen Predigers, die ihm ein ziemliches Vermögen zubrachte, aber dem Putze und der Eitelkeit in einem sehr hohen

Grade ergeben war. Ihr Vater, ein gewisser Pastor Friedeberg, hatte aus Geiz wenig' an ihre Erziehung gewendet, und sie war in der einer Hauswirthinn nöthigen Wissenschaft so unerfahren, daß sie es kaum verstand, eine Suppe zu kochen. Indeß hatte sich Lukretius in ihre hübsche Figur verliebt, und er führte mit ihr, weil er von Natur phlegmatisch und duldsam war, eine ziemlich friedliche Ehe.

Als unser Matthias Lukretius, nunmehriger Bürgermeister zu S. einem kleinen Städtchen in der Mittelmark, sein Myrrthenfest beging, regnete es gewaltig, welches einige von den anwesenden Hochzeitgästen, insonderheit die alten Matronen für ein böses Omen hielten. Es ereignete sich nach der Mahlzeit noch ein Umstand, welcher die klugen Weiber in der Ahndung einer unglücklichen Ehe bestärkte. Der Bräutigam verlor seinen Trauring, und er war aller angewandten Mühe ohngeachtet, ob man gleich das ganze Haus durchsuchte, nicht wiederzufinden. Er fieng selbst an, darüber niedergeschlagen zu werden. Sein Schwiegervater, der Pastor Friedeberg, der ein aufgeräumter Mann war, suchte ihn zu beruhigen, und, um die Gesellschaft auf

andere Gedanken zu bringen, und seinen lieben Kindern die Grillen zu vertreiben, that er den Vorschlag, daß ein jeder von den Anwesenden seine Lebensgeschichte erzählen sollte. Der Pastor Friedeberg, dessen Vorschlag Beyfall erhielt, machte den Anfang, und redete also.

„Ich bin der Sohn eines ehrlichen Garn„webers zu B. der erst vor kurzem in einem ho„hen Alter daselbst verstorben ist. Meine Aeltern „hatten ihr gutes Auskommen, und weil ich der „einzige Sohn war, so muste ich, als ich etwas „herangewachsen war, meines Vaters Handwerk „lernen. Ich hatte indeß in der Schule gut „rechnen und schreiben, und die Anfangsgründe „der lateinischen Sprache erlernt. Wenn ich „Feyerabend hatte, saß ich beständig über den „Büchern, und opferte manche Nacht meiner Wiß„begierde auf. Der Geistliche in meinem Ge„burtsorte, dem meine Aeltern dieses in der Ab„sicht hinterbracht hatten, daß er mich davon zu„rückhalten möchte, lobte mich vielmehr, und „gab mir verschiedene theologische Bücher in die „Hände, die meinen Geschmack an der Gelehr„samkeit immer vergrösserten. Ich lag meinen „Vater an, als ich beynahe ausgelernt hatte,

„er möchte mich ſtudiren laſſen, er war aber nicht „dazu zu bewegen, er hätte dazu kein Geld, ſag„te er, und meinte: ſolche Faulenzer gäbe es doch „genug in der Welt. Ich muſte alſo, als mei„ne Lehrjahre geendigt waren, in die Fremde ge„hen, und wandern. Ich ging zu erſt nach „Hamburg, und arbeitete daſelbſt ein Jahr. „Ich war damahls ohngefehr achtzehn Jahr alt, „und fuhr immer fort, in meinen Nebenſtunden „etwas zu leſen, inſonderheit legte ich mich auf „die lateiniſche Sprache, worinn mir ein alter „Kandidat, den ich dafür bezahlte, forthalf. „Von hier kam ich nach Leipzig, wo ich mich „eine Zeitlang aufhalten muſte, ehe ich Arbeit be„kam. Hier wurde ich zufälliger Weiſe mit einem „gewiſſen Profeſſor bekannt, dem ich meine un„widerſtehliche Neigung zum Studiren entdeckte. „Er war ſo gefällig, eine kleine Prüfung mit mir „anzuſtellen, und ich kam auf ſeine Empfehlung „in die dortige Thomasſchule, wo ich in zwey „Jahren ſo gut zunahm, daß ich die Univerſität „beziehen konnte. Ich widmete mich der Got„tes-gelehrſamkeit, und wurde durch den Tod „meines Vaters, dem ich aus Beſorgniß, daß er „mich enterben möchte, von der Veränderung „meiner Lebensart nichts gemeldet hatte, in den

„Stand gesetzt, die nothwendigsten Kosten, wel-
„che zum Studiren erfordert werden, zu bestrei-
„ten, denn es fielen mir vier hundert Thaler vä-
„terliches Erbtheil zu. Ich muste mich freylich
„sehr einschränken. Früh Morgens trank ich ein
„Glas Wasser, und aß ein Butterbrodt. Mein
„Mittagbrodt bestand gemeiniglich in etwas
„Fleischbrühe, worinn Brodt eingeschnitten war;
„ich erlaubte mir wöchentlich nur einmal
„Fleisch und Zugemüse zu essen, und für eine sol-
„che halbe Portion bezahlte ich nicht mehr, als
„einen Groschen. Im zweyten Jahre meines
„akademischen Lebens erhielt ich auf Fürsprache
„meines Gönners freyen Tisch in dem so genann-
„ten Konvikte, und ich legte das Geld, welches
„ich sonst für Essen und Trinken ausgeben muste,
„zur Anschaffung einiger Bücher an. Als ich
„zwey Jahre in Leipzig gewesen war, ging ich
„nun auf ein Jahr nach Jena, wo ich nicht weni-
„ger eingezogen lebte, weshalb ich öfters den Necke-
„reyen der übrigen Studenten ausgesetzt war,
„die im Sausen und Schlagen Ehre suchten.
„Ich bekam nach Endigung der akademischen
„Laufbahn durch Empfehlung eines Professors
„der Gottesgelahrtheit eine Hofmeisterstelle in
„Magdeburg bey dem Major von B., und

als

„als dieſer ſeinen Abſchied nahm, ging ich mit „ihm auf ſeine Güter, und wurde, nachdem ich „drey Jahr bey ihm geweſen war, durch ſeine „Empfehlung adjungirter Prediger zu M. Ich „konnte aber mit meinem Senior, der ein zänki„ſcher und eigennütziger Mann war, nicht fertig „werden, und bemühete mich unter der Hand um „eine anderweitige Beförderung. Es gelung mir, „nach dem Abſterben meines Vorgängers die hie„ſige Pfarrſtelle zu erlangen, bey welcher ich mir „durch gutes Haushalten ein Kapitälchen geſam„melt habe, wovon ich meine Kinder verſorgen „und ausſtatten kann. Meine Frau, die Tochter „eines benachbarten Landgeiſtlichen, iſt auch nicht „mit leeren Händen zu mir gekommen, wir leben „nun ſeit fünf und zwanzig Jahren Gottlob! in „einer glücklichen Ehe; die Freude des heutigen „Tages, da ich meine Tochter mit einem würdigen „Manne verbunden ſehe, wird meine Tage verlän„gern, und ich denke, weil ich eine gute Gemeine „habe, die mir viel Gutes erweiſt, den Reſt mei„nes Lebens hier in Ruhe zu beſchlieſſen. — So weit der Paſtor Friedeberg. Der Stadtchirurgus Leopold, der dem Paſtor gegen über neben dem Bräutigam ſaß, und zweyter Bürgermeiſter war, löſete ihn ab, und ſagte:

„Mit des Herrn Pastors und der übrigen „werthen Gesellschaft Erlaubniß will ich kürzlich „meinen Lebenslauf erzählen. Er ist freylich etwas „lustiger, als der geistliche Lebenslauf, den wir „eben gehört haben, aber dafür bin ich auch ein „Weltmann. Ich bin von Jugend auf ein lusti„ger Vogel gewesen, und genoß von meinen Ael„tern einer Erziehung auf gut — wie heist doch „das neumodische Wort? phi — philanthropisch, „wobey ich nicht so sehr eingeschränkt war. Ich „konnte in die Schule gehen, wenn ich wollte, „und wenn mir der Schulmeister in meinem Ge„burtsorte, einem kleinen Flecken in der Neumark, „einmal wegen meines jugendlichen Muthwillens, „den ich insonderheit bey den Mädchen ausließ, „eine Ohrfeige, oder ein paar Hiebe mit dem „Röhrchen gab, so war er versichert, daß ich ihm „in acht Tagen nicht wieder kam. Er sah mir da„her durch die Finger, damit er nur nicht sein „Schulgeld einbüssen möchte. Mein Vater war ein „reicher Ackerbürger, der mich für sehr gelehrt hielt, „wenn ich einige lateinische Vokabeln und ein paar „Regeln aus der Grammatik auswendig wuste, „da gabs immer etwas zu naschen. Ich war „schon in meinem sechsten Jahre sehr neugierig, „den Unterschied beyder Geschlechter zu wissen,

„und

„und es war meine gröſte Freude, wenn ein Mäd-
„chen in der Schule mit Ruthen geſtrichen wurde,
„weil ſie etwa ihren Spruch nicht wuſte, welches
„gemeiniglich des Sonnabends als an dem groſſen
„Exekutionstage geſchahe. Durch ſolchen Anblick
„ward' ich immer neugieriger, und ließ mich ge-
„lüſten, an einem Nachmittage mit des Schulmei-
„ſters Tochter, die ich durch Zuckerwerk in den
„Garten gelockt hatte, eine inſpectionem ocularem
„anzuſtellen. Aber die Frau Schulmeiſterinn be-
„lauerte uns, und wir empfingen alle beyde von ih-
„ren ungeſchickten Händen einen derben Schilling.
„Das verdroß mich gewaltig, ich klagte es meinen
„Aeltern, ohne ihnen die Urſache zu ſagen, wes-
„halb ich gezüchtigt worden war, und ſie behielten
„mich zu Hauſe. Mein Vater nahm endlich, weil
„er ſahe, daß ich zu ſehr verwilderte, einen Haus-
„lehrer an, welcher mir täglich ein paar Stunden
„Unterricht gab. Die Begierde, den Unterſchied
„beyder Geſchlechter zu wiſſen, und eine genauere
„Kenntniß des menſchlichen Körpers zu erlangen,
„nahm mit den Jahren immer mehr zu, und trieb
„mich endlich zu dem Entſchluß, daß ich meinen
„Vater erſuchte, mich die Chirurgie erlernen zu
„laſſen. Er bewilligte es, und brachte mich in C.
„bey einem berühmten Stadtchirurgus in die Lehre.

„Die-

„Dieser Mann hieß Koba, ich hatte an ihm „einen sehr guten Herrn, der über meine lustigen „Streiche, wenn er sie erfuhr, lächelte, und zu„frieden war, wenn ich zu gehöriger Zeit seine Ar„beit that. Bey der Frau im Hause hatte ich „auch eine gute Nummer, sie trank gern in aller„Stille ein Gläschen Goldwasser, und bediente „sich meiner getreuen Dienste, um ihren Appetit „zu stillen, wofür ich manchen Groschen Geld und „manchen Leckerbissen erhielt. Mein Lehrherr er„laubte mir, des Sonntags zu meinem Vergnü„gen auszugehen, ich stieg gemeiniglich zu Dorfe, „und machte Bekanntschaft unter den Bauermäd„chen, denen ich allerley kleine Geschenke, Bänd, „Nadeln, Kuchenwerk ꝛc. mitbrachte. Manche über„redete ich auch, daß ich sie heurathen würde, das „gab öfters ein Gezänk unter den Dorfnymphen, „wenn sie beym Spinnrade oder beym Dreschfle„gel zusammen kamen, und ich muß es ihnen „nachrühmen, daß ich ihre Gunstbezeugungen eben „nicht sehr theuer erkaufen muste; unschuldig, wie „die Natur, und verliebt, wie ihre gemeinschaft„liche Stammmutter Eva, liessen sie mich nicht „lange schmachten, und ich genoß, weil ich ihrer „mehrere auf meiner Seite hatte, das Vergnügen „der Abwechselung. Ey, ey, unterbrach ihn der

„Herr

„Herr Paſtor Friedeberg, das hätte ich doch nicht „gedacht, Herr Bürgermeiſter, daß Sie in Ihren „jungen Jahren ſo ein luſtiger Bruder geweſen „wären. Sie wiſſen ja, Herr Paſtor, antworte„te dieſer, wie junge Leute ſind, die Temperamen„ter ſind nicht alle gleich, und wenn man weiter „in der Welt nichts böſes thut, als daß man dem „hübſchen Frauenzimmer ein wenig gut iſt, das „wird der liebe Gott ſo genau nicht nehmen.„ Man bat den Bürgermeiſter, ſeine Erzählung fortzuſetzen, und er fuhr, nachdem er zur Löſung der Zunge ein paar Gläſer Wein getrunken hatte, alſo fort:

„Meine Lehrjahre verſtrichen, ohne daß ich „es merkte. Als Geſelle blieb ich noch ein Jahr „bey meinem Lehrherrn, von da begab ich mich „nach Berlin, um den Umfang meiner chirurgi„ſchen und mediciniſchen Kenntniſſe zu erweitern, „ich ſtudirte die Anatomie theoretice und practice, „und verdiente mit Kuren gewiſſer Perſonen, die „an heimlichen Oertern verletzt waren, manchen „ſchönen Thaler. Ich bin aber bey dergleichen „Vorfällen immer ſehr verſchwiegen geweſen, und „habe auch manchem unentgeldlich gedient. Aerz„te, welche, wenn ſie dergleichen Patienten haben,

„plau-

„plauderhaft sind, entziehen sich selbst und ihren „Kollegen alles Zutrauen, und versündigen sich „doppelt, weil sie sich oft mehr, als ihnen zu„kommt, bezahlen lassen, und doch nicht schweigen „können. Ich hatte große Lust, mich in Berlin „zu setzen, und machte wirklich schon einige ver„läufige Anstalten dazu, als ich von meiner ver„storbenen Frau, die damals Wittwe war, ver„schrieben ward. Ich reisete also hieher, blos, „um einen Versuch zu machen, und auf eine Zeit„lang; allein das junge Weibchen fesselte mich, „und ihre Baarschaft noch mehr. Denn ob ich „gleich nicht geizig bin, so finde ich doch mit so „vielen meiner Nebenmenschen ein großes Vergnü„gen daran, Geld zu haben, weil man sich dafür „allerley Bequemlichkeiten schaffen kann. Bald „nach meiner Verheurathung starb der alte Zie„genbein, hiesiger Prokonsul und Leichenkommissa„rius, und ich wurde an seiner Stelle zweiter „Bürgermeister. Meine Frau lebte nur drey „Jahre mit mir in der Ehe, aus welcher ich zwey „Töchter habe, die allmählich reifen, sie that einen „unglücklichen Fall, als sie in die Milchkammer „gehen wollte, und gab nach einigen Tagen ihren „Geist auf. Sie wollte nicht gern sterben, ich „konnte nicht von ihrem Bette kommen, denn sie

„hatte

„hatte mich sehr geliebt, und mir ist nie ein Ver-
„lust so empfindlich gewesen, als eben dieser.
„Jetzt wirthschafte ich mit meinen beyden Mäd-
„chen, die älteste ist ein witziges, verliebtes Ding,
„die gar zu gern mit hübschen Mannspersonen
„spricht — nun, sie werden auch wohl ihr Theil
„kriegen, wenn Zeit und Stunde da ist. Ich
„werde mich schwerlich wieder verheurathen, weil
„ich seit dem Verlust meiner Frau etwas miß-
„trauisch gegen das andere Geschlecht geworden
„bin, man hört jetzt gar zu viel von mißrathenen
„Ehen, und da ich über die Jahre, wo der Be-
„gattungstrieb am unwiderstehlichsten ist, ziemlich
„hinaus bin, so will ich mich immer einen Hage-
„stolz nennen lassen. Ich habe mein Gutes ge-
„nossen, andere mögen es auch geniessen; wenn
„meine Kinder erst versorgt sind, will ich mit
„Vergnügen aus der Welt gehen, wenn es Gott
„gefällt, mich abzurufen.„

Hier endigte der Stadtchirurgus seine Erzählung, und nun kam die Reihe, die Gesellschaft mit seinen Begebenheiten zu unterhalten, an unsern Bräutigam, den Matthias Lukretius. Er weigerte sich lange, es zu thun, weil sein Gedächtniß, sagte er, sehr untreu wäre, und er

seine

seine Zufälle, Erfahrungen und Schicksale nie wichtig genug gehalten hätte, sie in einem Tagebuche zu verzeichnen. Endlich ließ er sich doch erbitten, und erzählte ziemlich getreu seine merkwürdigsten Begebenheiten seit seiner Kindheit bis zu seiner Gelangung zum Bürgermeisteramte, doch ließ er, um seiner Braut keinen unzeitigen Verdacht zu erwecken, von seinen auf Schulen und Universitäten gehabten Liebeshändeln nur so viel durchschimmern, als nöthig war, um den Anwesenden begreiflich zu machen, daß er, ob er gleich jetzt ein sehr ernsthaftes und solides Ansehen hatte, in seiner Jugend kein Verächter des weiblichen Geschlechts gewesen wäre. Er schrieb die Metamorphose, die mit ihm vorgegangen war, lediglich seinem gehabten Unstern im geistlichen Stande zu, und versicherte, daß es nirgend partheyischer zuginge, als in demselben, weil die großen Docken, die den geistlichen Weinberg bewachen sollten, von so vielen kleinen Kleffern mit scharfem Gebiß umringt wären, die zuweilen auch die ansehnlichsten und rechtschaffensten Leute nicht hineinlassen wollten. Ueber diesen Erzählungen war der Abend hereingebrochen, und als man aufgehört hatte, zu essen und zu trinken, vertrieb man sich die übrige Zeit mit Tanzen, bis

die Gesellschaft gegen eilf Uhr auseinander ging, und das Brautpaar zwischen seinen vier Wänden machen ließ, was es wollte.

Des folgenden Tages früh nach neun Uhr kamen die jungen ledigen Mannspersonen, welche der Hochzeit beygewohnt hatten, mit Flören um den Arm, und bezeugten der jungen Ehefrau mit einem Auge, woraus zugleich Schalkheit und Lüsternheit hervorblickte, ihr Beyleid zu dem Verlust des jungfräulichen Standes. Eine kleine Röthe stieg in ihrem weiblichen Gesichte auf, die aber eben so bald vorüberging, wie die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, wenn sie sich nach der Meinung der alten Fabeldichter ins Meer zur Ruhe begiebt. Der junge Ehemann war mit diesem scherzhaften Auftritt wohl zufrieden, er lachte darüber, freuete sich des errungenen Sieges über ein reizendes Mädchen, das keinen Widerstand that, und bat die jungen Leute, die Nachhochzeit mit ihm zu feyern. Niemand war vergnügter, als unser junger Ehemann, er gab seiner Ehefrau zu Ehren zwey Tage nach der Hochzeit eine ländliche Fete, wobey insonderheit ein gewisser Landedelmann, der Rittmeister von N. zugegen war, ein Mann

von zweydeutigem und heimtückischen Wesen, der, wie wir nachher sehen werden, an dem Unglück und häufigen Verdruß unsers Bürgermeisters Schuld gewesen und eben dadurch für diese Geschichte interessant geworden ist. Das ländliche Gastmahl begann mit einem Koncert, wozu zwey Tonkünstler aus der Hauptstadt eingeladen waren, und endigte sich mit einem frölichen Tanze, während dessen der Pastor Friedeberg mit seinem Herrn Kollegen, dem Diakonus Heerbrandt Schach spielte.

Die ersten Ehestandstage unsers verbundenen Paars waren wie die Tage Adams und Evens im Paradiese vor dem Verlust ihrer Unschuld; kein Wölkchen trübte sie, kein Ueberdruß, der dem Genusse oft auf den Fuß nachfolgt, machte sie langweilig, einer war dem andern an Heiterkeit gleich. Der neue Ehemann lernte nun den großen Unterschied einer wilden, und einer ehelichen Liebe, und den unendlichen Vorzug der letzteren vor der ersteren deutlich genug einsehen, weil er beyde Gattungen erfahren hatte. Die Liebe machte ihn bey der sonstigen Eingeschränktheit seines Witzes und seiner Verstandeskräfte erfinderisch, seine Gattinn durch allerley kleine Gefälligkeiten,

keiten, welche durch die gute Absicht dessen, der sie erzeigt, ihren Werth erhalten, sich verbindlich und immer geneigter zu machen, und er empfand, wenn er vom Rathhause, ermüdet von Rechtshändeln, zu Hause kam, in dem Kuß, in dem sanften Blick seines Weibchens den Vorschmack der Himmelslust.

Wenn ein finsterer Murrkopf dies liest, so wird er vielleicht über den Schriftsteller die Achseln zucken, und wähnen, daß dies zu viel gesagt, daß es unchristlich sey, die bald vorübergehenden und bey aller ihrer Rechtmäßigkeit doch immer sinnlichen Freuden irrdischer Zärtlichkeit mit der Lust des Himmels zu vergleichen. Aber, lieber Mann, der du so urtheilst! Weist du denn nicht, daß Liebe, zärtliche Harmonie und gegenseitiges Ergiessen verschwisterter Seelen einen vorzüglichen Theil unserer zukünftigen Seligkeit ausmachen wird in jenem Lande des unaufhörlichen Aerndtens und Geniessens,

— — wo Liebe
Die Seelen alle säut,
Und jede Brust die Triebe
Der andern Brust vergilt?

Weist du denn nicht, daß die Bibel selbst, gewohnt, sich zu den schwachen Begriffen der Men-

ſchen herabzulaſſen, die Bilder der Hochzeit und des Eheſtandes braucht, um uns die Vergnügungen des Geiſtes in dem Umgange mit Gott und die Freuden des zukünftigen Lebens begreiflich zu machen, und unſer Verlangen darnach zu entzünden? Sinnlich iſt der Menſch, das iſt wahr; alles unſer Vergnügen, alle unſere Erkenntniß kommt uns durch die Sinne, und gerade ſo muſte er ſeyn, wenn er in der gegenwärtigen Verfaſſung der Natur und der Welt glücklich ſeyn ſollte. Es giebt freylich Leute genug auf Gottes Erdboden, die dergeſtalt in die Sinnlichkeit vertieft ſind, daß ſie beym Eheſtande nur an die grobe Fleiſchesluſt denken, und die feineren Gefühle einer auch ohne Genuß ſich entflammenden Zärtlichkeit, die in der Seele ihren vornehmſten Sitz hat, gar nicht zu empfinden, gar nicht zu ſchätzen fähig ſind. Zu bedauern und unglücklich ſind ſie deswegen eben nicht, daß ihre Empfindungskraft gröber und thieriſcher iſt, weil ſie auf der andern Seite auch im Unglück nicht ſo viel leiden, als die weichgeſchaffenen Seelen, aber wer wird behaupten wollen, daß ſie deswegen zu beneiden ſind? Wie vortreflich ſingt Utz:

Laß mir, holde Liebe!
Meine Zärtlichkeit,
Wenn ich mich betrübe
Ehret dich mein Leid, —
Einsame Thränen liebender Jugend
Sind oft das Zeichen höherer Tugend,
Als des Weisen Lehren,
Der in Wüsten flieht,
Und das Schwerdt der Heeren,
Das zum Siege zieht. —

Matthias Lukretius ging also als regierender Bürgermeister zu S. der sich bey den Bürgern in großes Ansehen zu setzen wuste, in Einfalt seines Herzens seinen Weg fort, beschickte alljährlich seine Frau, mästete sich zusehends, und hatte einen geschickten Schreiber, der ihm in vielen verwickelten Fällen, wo seine Ueberlegungskraft und seine Juristerey nicht zureichen wollte, aus der Noth half. Dieser junge Mensch war wie der Sohn im Hause, er nennte sich Derenburg, war insonderheit bey der Frau Bürgermeisterinn wohl gelitten, der er zum öftern in ihres Mannes Abwesenheit aus Ramlers Oden und andern neueren Dichtern etwas vorlesen muste, und er gab zuerst Gelegenheit, daß die Liebe des Bürgermeisters zu seiner Gattinn etwas erkaltete, und die friedenstörende, scheelsüchtige Eifersucht an die Stelle der zerschmelzenden

Zärtlichkeit trat. Die Bürgermeisterinn kam nach Verlauf von anderthalb Jahren mit einem jungen Sohne nieder, und ob gleich die in dergleichen Weiberkünsten erfahrne Hebamme den leichtgläubigen Lukretius versicherte, daß der kleine Junge ihm so ähnlich sähe, wie ein Tropfen Wasser dem andern, so fanden sich doch bald Leute, wie es denn immer Eheteufel giebt, welche ihm demonstrirten, daß in den Gesichtszügen des neugebornen Kindes nicht die geringste Aehnlichkeit mit den seinigen herrsche, ihm auch nebenher zu verstehen gaben, daß ein ganz anderes Gesicht dieses Ebenbildes Original, und wahrscheinlich auch die zureichende Ursache von dieser Wirkung wäre. Lukretius fing an, auf seine Frau und auf seinen Schreiber Derenburg einen nicht ungegründeten Verdacht zu werfen, er ward gegen beyde kaltsinnig. Letzteren hätte er gern entfernt, aber er konnte ihn gar zu gut bey seinen Geschäften brauchen. Keine Leidenschaft macht uns wohl unruhiger, als die Eifersucht, und nie thut sie es mehr, als wenn wir diejenigen Personen wirklich lieben, durch welche wir eifersüchtig und argwöhnisch zu seyn veranlasset werden.

Lukretius hatte weder Tag noch Nacht Ruhe, er verlor den Appetit zum Essen, er lief,

wenn er auſſer ſeinen Amtsgeſchäften war, aus einer Straße in die andere, und zankte ſich mit dem Geſinde, wenn er nach Hauſe kam. Er war indeſſen vernünftig genug, ſich gegen ſeine Frau, während daß ſie in Wochen lag, nichts von den Urſachen ſeines Verdruſſes merken zu laſſen. Er hatte eine liſtige Maad, welche den Gegenſtand ſeines Unmuths errieth, und weil der Schreiber ihre Liebe verſchmähet hatte, aus Rache ihrem Herrn das ganze Geheimniß verrieth, wie ſie nämlich, da er vor geraumer Zeit verreiſt geweſen, an einem Abende ſpät aufgeblieben wäre, um ihre Wäſche auszubeſſern, und da hätte ſie den Schreiber im Schlafrocke ganz leiſe in das Schlafzimmer der Frau Bürgermeiſterinn gehen ſehen, aber nicht gehört, daß er zurückgekommen wäre, und die folgende Nacht hätte er es eben ſo gemacht. Der Bürgermeiſter drückte ihr für dieſe Entdeckung, deren er gern überhoben geweſen wäre, ein Stück Geld in die Hand, und gebot ihr, zu ſchweigen. Er that ſich Gewalt an, und erwartete die Wiederherſtellung ſeiner Frau, um ſie alsdenn mit kälterem Blute wegen ihrer begangenen Untreue zur Rede zu ſtellen, und nachher ſeine Maßregeln zu nehmen. Lukretius war alſo nicht einer von den groben,

hitzigen Ehemännern, die gleich mit dem Schwerdte drein schlagen, wenn sie merken, daß ihre Weiberchen naschen, und dadurch oft das Uebel ärger machen; er hielt vielmehr dafür, daß ein Quentchen Geduld und Rücksichtnehmen auf die menschlichen Gebrechen in dergleichen Fällen besser sey, als eine ganze Portion aufbrausenden Jähzorns, und uns dünkt: er hatte Recht. Auch mochte er sich wohl bescheiden, daß er seine besten Kräfte bey der Hofräthinn in H. bey der Kaufmannsfrau in L. und bey den jungen Mädchen daselbst verschwendet, und daß sonach sein liebes Ehegemahl ein quasi jus quaesitum hätte, sich von jüngeren und rascheren Leuten bedienen zu lassen. Dieser Grund vermochte nebst dem Anblick seiner durch ihre Niederkunft äusserst geschwächten Gattinn so viel bey ihm, daß sein Zorn seinem Schmerze nah, und er wie ein unschuldig Leidender, der seinem Schicksale nicht zu widerstehen vermag, wie ein Kind weinete.

Er vergaß vor der Hand die ihm widerfahrne Kränkung, und richtete bey der Taufe seines seynsollenden Sohnes ein herrliches Gastmahl aus. Das Kind empfing in der Taufe, welche der Diakonus Heerbrandt verrichtete, von seinem

Groß-

Großvater mütterlicher Seite die Namen George Friederich, führte sich aber, weil der Diakonus vorher eine lange Rede hielt, so unartig auf, daß es, wie ehemals der Böhmen König, der große Wenceslaus *), das Laufwasser besudelte, woraus die anwesenden Gevatterinnen den Schluß machten, daß der Knabe einst ein Freygeist und ein roher Mensch werden würde, doch lispelten sie sich diese Vorhersagung ins Ohr, und setzten ein andächtiges: behüt's Gott! hinzu. Die Taufzeugen waren der Rittmeister N. der Herr Pastor Friedeberg, die älteste Demoiselle Leopold, des Stadtchirurgus und Prokonsuls Tochter, und zwey Bürger aus der Stadt, von welchen letzteren Matthias Lukretius das ansehnlichste Pathengeschenk erhielt.

Als die Bürgermeisterinn ihre sechs Wochen geendigt, und ihren Kirchgang gehalten hatte, welcher an diesem Orte mit besonderen Ceremonien, z. E. mit dem dreymaligen Umgange der Wöchnerinn um die Kirche und um den Altar verbunden war, stellete Lukretius eine Spatzierfahrt

*) Er bat den Scharfrichter zu Bedatter, eine Viertl mit ihm aus, und ließ ihn, so oft es ihm einfiel, auch an Unschuldigen seine Probe machen.

mit ihr an, und nahm unterweges Gelegenheit, ihr in einem Tone, der ſie eben keine üblen Folgen befürchten ließ, ihre begangene Untreue vorzurücken, er berief ſich auf das Geſtändniß der Magd, und ſagte, daß er dergleichen bey ihr nicht vermuthet hätte. Sie ſchob alle Schuld auf den Schreiber, und ſagte: daß er verwegen genug geweſen wäre, ſich während ſeiner Abweſenheit ihrem Bette zu nähern, daß ſie ihn zurückgewieſen, und daß ſie nur darum ſo lange geſchwiegen hätte, um ihm ohne Noth keinen Verdruß zu erwecken; die Magd, fuhr ſie fort, wäre ein freches, verbuhltes Menſch, ſie könne ſie länger nicht im Hauſe dulden, und ſie endigte damit, daß ſie ihn bat, weil ſie keine beſſere Ausflucht wuſte, den Schreiber je eher je lieber zu entlaſſen, damit ſie nicht ferner unnöthigem Argwohn und Aergerniß ausgeſetzt wäre. Dabey wuſte ſie ihm ſo ſehr zu ſchmeichlen, und ſo viel Rührendes vorzuſagen, daß er gänzlich herumgebracht wurde, ſeine Gattinn um Vergebung bat, und ſelbſt nicht wuſte, was oder wem er glauben ſollte; abermals ein Pröbchen von gelungener Weiberliſt!

Und gewiß (mögens die lieben Damen hohen und niederen Standes dem offenherzigen Geſchicht-

ſchichtſchreiber, der ſchon zweymal verheurathet geweſen iſt, nicht übel nehmen,) gewiß haben es die ehrbaren Frauen in keiner Kunſt ſo weit gebracht, als in der, ihre Männer zu betriegen, wenn Wißvergnügen mit einfacher Hausmannskoſt ſich ihrer Sinne bemächtigt, und Ausflüchte aus dem Stegereif zu finden, wenn ſie über den Genuß verbotener Früchte ertappt werden. Die muß gewiß ſehr einfältig und unerfahren in den Geheimniſſen der Liebe ſeyn, die ſich fangen läſt, ohne daß ihr ein Schlupfloch übrig bliebe.

Bey dieſer ſchicklichen Gelegenheit muß ich mich des hart angeklagten weiblichen Geſchlechts, mit dem ich's von je her gut meinte, wider den Verfaſſer des Buchs über die Ehe annehmen, welcher behauptet, daß eine Ehefrau, die ihrem Manne Hörner aufſetzt, weit ſtrafbarer wäre, als ein Ehemann, der es mit andern Weibsperſonen hielte. Das mein' ich nicht. Haben nicht Frau und Mann gleiche Rechte und gleiche Triebe? Sind ſie nicht beyde ein Leib, in ihren Bedürfniſſen, Geſchäften, und in ihren Fehltritten ſelbſt aufs genaueſte verbunden? Iſt nicht eine Frau eher zu verführen, und folglich leichter zu entſchuldigen, als ein Mann, der durch Klugheit und geſetzte-

fehltes Weſen das ſchwächere Geſchlecht leiten ſoll? „Aber die ausſchweifende Frau bringt ihrem „Ehemanne fremde Kinder ins Haus, und er muß „ſie ernähren, welches ganz widerrechtlich iſt, da„hingegen der Mann, wenn er ſeine Liebe aus„wärts trägt, ſeiner Frau dadurch weiter keine „Beſchwerde erwecket?„ Ja, wenn aus jeder Zuſammenkunft eines Männleins und Weibleins, die auf verbotenen Wegen gehen, Kinder hervorkämen, dann möchte dieſer Grund durchgehen, aber dawider iſt die Erfahrung, und dann könnten wir jetztlebenden und wirkenden Menſchen, die wir gröſtentheils aus rechtmäßigen Ehen erzeugt ſind, immer Anſtalt machen, die Welt zu räumen, um jenen unächten Sprößlingen, deren täglich einige Millionen hervorkommen müſten, Platz zu geben, ſich auszubreiten.

Wenn obiger Grund, wodurch der Verfaſſer des Buchs über die Ehe ſein Vorgeben von gröſſerer Strafbarkeit einer ausſchweifenden Ehefrau unterſtützt, unter der gedachten Vorausſetzung ſtatt finden, und in dieſer Sache entſcheidend ſeyn ſollte: ſo müſte dagegen auf der andern Seite auch erwogen werden, daß ein Ehemann, der ſeine Liebe zwiſchen ſeiner Gattinn und andern Frauens-

per-

perſonen theilet, ihr auf eine gedoppelte Art Schaden und Abbruch thut, indem er theils das Geld, welches er zu ihrem Nutzen und Vergnügen anwenden ſollte, theils ſeine zur Leiſtung der ehelichen Pflicht erforderlichen Leibeskräfte auf eine unverantwortliche Weiſe verſchwendet, und noch oben drein, wenn er etwa gar mit lüderlichen Weibsperſonen Umgang hat, nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch ſeine Frau und ſeine Familie in Gefahr ſetzt, Geſundheit und Leben zu verlieren. Der Verfaſſer der genannten Schrift ſcheint dies nicht in Anſchlag gebracht zu haben, was doch erwegen werden muß, wenn man über die fleiſchlichen Vergehungen zweyer Eheleute ein richtiges Urtheil fällen, und keinem Theil Unrecht thun will. Der Mann ſündigt, und die Frau ſündigt auch, ein jeder in ſeinem Maaße; oft müſſen es die vorhergehenden Umſtände, oft gewiſſe Eigenſchaften des Körpers und die Grade der Leidenſchaften beſtimmen, wer von zweyen ſich vergehenden Eheleuten am meiſten geſündigt hat.

Ueberhaupt, dünkt uns, iſts rathſamer, von dergleichen Eheſtandsgalanterieen, wenn ſie nicht ins Große gehen, und ein Geſpräch des allgemeinen Gerüchts werden, nicht ſo viel Aufhebens zu machen,

machen, und sogleich auf die Ehescheidung zu dringen, weil ja Besserung eintreten, und auch der beste Mensch und die beste Frau es hierinn versehen kann — wir fehlen alle in diesem oder jenem Stücke mannichfaltig. Es giebt Länder, wo dergleichen Vermischungen Mode sind, und kein Mensch ärgert sich drob, der Mann nimmt seinen Hut, wenn er den Cicisbeo seiner Frau ankommen sieht, und die Frau poltert nicht drüber, wenn der Mann eine Maitresse hält, oder auswärtig speiset. Von dieser höflichen und gefälligen Art des gegenseitigen Benehmens im Ehestande liefert uns folgende Anekdote ein Beyspiel.

Ein gewisser Galanteriehändler in Frankreich hatte eine schöne Frau, bey welcher sich verschiedene Anbeter einfanden, davon sie einen jeden nach Zeit und Gelegenheit, auch wohl nach Maaßgabe ihres Beutels zu befriedigen suchte. Unter der Zahl dieser Anbeter war ein gewisser Prinz von S. und ein Baron von L., deren jeder seinen gewissen Tag hatte, da ihnen der Zutritt erlaubt war, damit sie sich nicht einander treffen möchten. Einst stattete der Prinz in des Mannes Abwesenheit bey seiner Frau einen Besuch ab, und der Bediente muste an der Thür Schildwacht stehen.

ſtehen. Kurz nach der Ankunft des Prinzen kam der Mann aus ſeinem Gewölbe zurück, weil er etwas im Hauſe vergeſſen hatte. Er wurde abgewieſen, und muſte ſich, weil er ſich als den Hausherrn zu erkennen gab, es gefallen laſſen, auf dem Vorſaale zu warten. Während dieſer Zeit kam ein Bedienter des Barons mit einem Billet, und verlangte eiligſt vorgelaſſen zu werden, der Ehemann verwies ihn aber zur Geduld, und ſagte: „Mein Freund! er ſieht wohl, ich darf jetzt ſelbſt „nicht hinein, Madame hat einen Freund bey „ſich,“ und das ſagte er mit aller Gelaſſenheit, und dankte dem Prinzen, als er heraus kam, unterthänigſt für die erwieſene Ehre.

Unſere Leſer werden uns dieſe kleine Ausſchweifung, zu welcher uns die Pikkadille der Bürgermeiſterinn und ihres Mannes Verhalten dabey verleitet hat, zu gute halten, und mit geneigter Aufmerkſamkeit den weiteren Verfolg dieſer Geſchichte vernehmen, von welcher wir uns ſchmeicheln daß ſie nicht weniger unterhaltend und zeitverkürzend ſeyn wird, als des Till Eulenſpiegels beliebter und belebter neuaufgelegter Volksroman.

Matthias Lukretius hatte, wie wir gesehen haben, mit seiner lieben Hälfte wieder Friede gemacht, und ihr, falls sie schuldig seyn sollte, in seinem Herzen vergeben; die Magd, welche ihrem Herrn das Einverständniß des Schreibers mit ihrer Hausfrau entdeckt hatte, wurde sogleich abgedankt, aber der Schreiber wurde beybehalten, weil er seiner Seits den Bürgermeister seiner Unschuld versicherte, die Magd eine beshafte Verläumderinn nannte, und auch den Schein zu vermeiden versprach. Indessen erheirt der junge Mensch in kurzer Zeit eine einträgliche Bedienung mit Hülfe seiner Anverwandten, die mit vielen vornehmen Häusern in Verbindung standen, und dadurch wurde dieser Umgang, der nun einmal verdächtig geworden war, und welcher der geschehenen Aussöhnung, und des gegebenen Versprechens ungeachtet, noch immer fortdauern mochte, auf einmal abgebrochen, und der Bürgermeister, der in soweit mit des Derenburgs Abgange sehr zufrieden war, sahe sich unter der Hand nach einem anderen Schreiber um.

Aber kaum war er des einen Nebenbuhlers entledigt worden, so wollte das Unglück, daß ihm schon wieder ein anderer ins Gehege kam, auf den

er

er anfänglich keinen Verdacht hatte, weil er ſich zum öftern verlauten ließ, daß er kein Freund des weiblichen Geſchlechts ſey. Unſer Matthias Lukretius, ob er gleich äuſſerlich zunahm, ſahe ſich doch genöthiget, ſeine Kräfte auf das hohe Alter, welches er zu erreichen hoffte, zu erſparen, und ward von Tage zu Tage nachläßiger im Ehebette. Das junge Weibchen hatte dagegen einmal angefangen, von der verbotenen Speiſe zu koſten, und je mehr ſie ihren Appetit befriedigte, deſto heftiger ward er. Tugend und Laſter, wie ein griechiſcher Weltweiſe ſehr richtig bemerkt, und ein neuerer Philoſoph (Campe) ſehr gut auseinander geſetzt hat, beruhen beyde auf einer langen Gewohnheit, und auf einer wiederholten Uebung, woraus nach und nach Fertigkeit, unwiedertreibliche Fertigkeit entſteht. Bey der einen, wie bey dem andern kommt oft alles auf den erſten Schritt, auf die erſte Entſchlieſſung und deren Vollziehung an, worauf die andern von ſelbſt nachfolgen, die den Menſchen entweder auf den höchſten Gipfel, den die veredelte menſchliche Natur zu erreichen fähig iſt, ſtufenweiſe hinaufführen, oder ihn in den tiefſten Abgrund des Elends und der Verachtungswürdigkeit, in welchen ausgeartete Menſchen verſinken können,

hinabschleudern. Die Anlage zur Wollust lag bey der Bürgermeisterinn theils in dem Bau ihres Körpers, theils in der natürlichen Disposition ihrer Seele; ihre Erziehung war, wie wir schon gesagt haben, von ihrem Vater aus Geitz ziemlich vernachläßigt worden; die Kälte und die Erschöpfung ihres Ehemanns war eine gelegentliche Ursache zur Entwickelung jener Anlage; Gelegenheiten, junge, dienstwillige Mannspersonen, unter welchen es so selten Josephs giebt, kamen dazu, und halfen die Niederlage ihrer Tugend vollenden.

Der Rittmeister von R. wurde mit einem benachbarten Edelmann wegen einer vorseyenden Predigerwahl in einen Prozeß verwickelt, welcher ihn nöthigte, öftere Reisen nach der Hauptstadt zu thun. Er machte den Bürgermeister Lukretius zu seinem Konsulenten, und nahm sein Nachtquartier bey ihm, wenn er durchreisete. Dieser Prozeß und des Rittmeisters Einspruch hatte kaum drey Monathe gedauert, und der junge Lukretius war kaum drey Monathe alt, als die Bürgermeisterinn schon wieder mit Leibesfrucht gesegnet war. Beyde Eheleute wurden zum öftern auf des Rittmeisters Gut gebe-

ten,

ten, und der Mann war bisweilen so gefällig, daß er seine Frau in des Rittmeisters Wagen voran fahren ließ, und gegen Mittag zu Fuße nachschlenderte. Lukretius fing zwar an, etwas von dem, was vorging, zu merken, aber, was sollte er machen? der Rittmeister bezahlte ihm das Nachtquartier gut — er hoffte noch in der Folge mehr von ihm zu ziehen — er war sich seiner eigenen Schwäche bewust, er dachte also, wie jener Hahnrey: des Herrn Wille geschehe!

Die Bürgermeisterinn wurde zu der gehörigen Zeit von einer jungen Tochter entbunden, bey deren Taufe es ganz stille herging, sie erhielt die Namen Amalia Euphrosine.

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn, mit dem Charakter des Rittmeisters von R. näher bekannt zu werden, da er, wie wir schon vorläufig angemerkt haben, an dem nachher erfolgten Sturz des Helden dieser Geschichte Schuld war. Seine Hauptleidenschaft war die Wollust, dies Wort in seinem weitläuftigsten Sinne genommen, und er besaß ein sanguinisch-cholerisches Temperament. Ob er sich gleich stellte, als wenn er das weibliche Geschlecht nicht leiden

auch wohl gelegentlich von seiner Gleichgültigkeit gegen die Vergnügungen der Liebe sprach, so hielt er sich doch ein kleines Serail von jungen Frauenzimmern, die in seinen Diensten waren; die eine war Köchinn, die andere Haushälterinn, die dritte Bierschenkerinn, die vierte Viehmagd, die fünfte kleine Magd u. s. w. Eine jede von diesen (denn sie schliefen alle in einer Kammer, welche mit der seinigen gränzte) beschickte er wechselsweise, und an statt daß der Sultan derjenigen unter seinen Frauenspersonen, bey welcher er schlafen will, den Schnupftuch zuwirft, so hatte dieser Edelmann die Gewohnheit, daß er, wenn die Mägde des Abends zu Bette gegangen waren, derjenigen die Röcke wegnahm, mit welcher er die Nacht zuzubringen gedachte. Wenn nun eine von diesen Mägden schwanger wurde, so wuste er sie einem von seinen Knechten oder einem Tagelöhner anzuschwatzen, und gab ihr ein Stück Geld zur Aussteuer.

Einsmals hatte er einen gewaltigen Streit mit dem Prediger in seinem Dorfe, welcher eine von ihm geschwängerte Person, als sie gleich den andern Ehefrauen nach vollendeten sechs Wochen zur Kirche gehen wollte, nicht einsegnen wollte.

Der

Der Vater der Weibsperſon, ein alter Nachtwächter, der den Auftritt mit anſahe, hieß den Prediger einen einfältigen Pfaffen, der Edelmann kam dazu, und drang auf die Einſegnung, indem er viel von Subordination redete, aber der Prediger beharrte auf ſeiner Weigerung, und ſagte zum Edelmann: Sie haben mir in meinem Amte nichts zu befehlen; er warf ihm Kragen und Mantel vor die Füße, und lief zur Kirchenthüre hinaus. Die Sache wurde indeß, ehe es zur Klage kam, gütlich beygelegt, er ſchickte dem Prediger einige Flaſchen Wein, ließ ihn zu Gaſte bitten, und ſöhnte ſich wieder mit ihm aus.

Der Trieb zum wollüſtigen Leben verurſachte, daß er ſich alles für erlaubt hielt, was ſeine Neigungen befriedigen konnte. Er hatte daher ſehr licentiöſe und freygeiſteriſche Grundſätze, und machte aus der Religion gar nichts, ob er gleich des Sonntags in die Kirche ging. Da ſeine Mädchen, ſein guter Tiſch und ſein täglicher Trunk (er trank allein täglich zwölf Flaſchen Bier, den Wein nicht gerechnet) großen Aufwand erforderten, ſo waren ſeine Güter, die er von ſeinem Oheim ererbt hatte, in kurzer Zeit verſchuldet, und er fing an, hie und da etwas auf-

zuborgen. Leute von seinen Grundsätzen sind im Stande, die grösten Niederträchtigkeiten auf Kosten der Ehrlichkeit und des Gewissens zu begehen, wenn sie in Verlegenheit sind. Er hatte den Bügermeister Lukretius, der gern etwas verdiente, um sich bey seiner Frau einzuschmeicheln, auf seinen Gütern zum Justitiarius gemacht, und unter diesem Vorwande, weil er ihm auf eine zwiefache Art in Nahrung gesetzt hatte, glaubte er nur befehlen zu dürfen, wenn er Geld geliehen haben wollte. Lukretius, weil er ein ehrlicher und einfältiger Mann war, borgte ihm wirklich mit Vorwissen seiner Frau zweyhundert Thaler um billige Zinsen, und als diese in einer Zeit von zwey Monathen verthan waren, begehrte er noch dreyhundert Thaler Vorschuß. Lukretius aber schlug es ihm rund ab, und sagte, daß er sich auf nichts weiter einlassen könnte, weil schon eins und das andere von seinen Kapitalien unsicher stünde, und er auf die Erziehung und Versorgung seiner Kinder bedacht seyn müste. Diese abschlägige Antwort, die er nicht erwartet hatte, erbitterte ihn, und er sann auf Rache.

Der Edelmann hatte, weil der Prediger konnivirte, daß er einen Schlüssel zum Kirchenkasten hatte, worinn die Gelder verwahrt wurden, hundert

Tha-

Thaler von diesen Geldern, die zum Bau der Kirche bestimmt waren, untergeschlagen, und sagte zum Bürgermeister als Justitiarius bey der Kirchenrechnung, daß er, weil ihm die Aufsicht über den Kirchenbau aufgetragen gewesen, für diese fehlenden hundert Thaler stehen und sie ersetzen müste. Der Bürgermeister, dessen Gewissen rein war, rechtfertigte sich, so gut er konnte, und erstaunte zugleich über die Bosheit des Edelmanns. Dieser zog die Arbeitsleute auf seine Seite, und brachte es durch Bestechung dahin, daß sie, wenns zur Klage und zum Verhör käme, aussagen musten, sie hätten zur Zeit von dem Bürgermeister noch keine Bezahlung erhalten. Ein Böswicht findet leicht andere, die ihn in seiner Bosheit unterstützen, und wo ist der Richter, der scharfsichtig und gerechtigkeitliebend genug ist, den Schuldigen vom Unschuldigen in jedem vorkommenden Falle zu unterscheiden, durch die Chikanen lohnsüchtiger Sachwalter hindurchzudringen, und sich diese Untersuchung, auf welcher Seite das Recht sey, Mühe kosten zu lassen? Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, ein schönes Hirngespinst! in manchen Ländern geht sie betteln, und fette Bäuche entstehen durch ihren Mißbrauch; fiat justitia, & pereat mundus!

Der Rittmeister reichte bey der Landesregierung eine förmliche Klage wider den Bürgermeister Lukretius ein, und beschuldigte ihn, daß er hundert Thaler von den Kirchengeldern, wovon er einige Baumaterialien hätte besorgen, und die Arbeitsleute auszahlen sollen, in seinen Nutzen verwandt, und ausserdem während seines Justiziariats manchen Unterschleif gemacht hätte. Die Sache kam zu einem weitläuftigen Prozesse, denn der Bürgermeister schob seiner Seits die Schuld des Betruges auf den Rittmeister zurück, und gab ausserdem verschiedene Gravamina wider ihn ein. Der Rittmeister hatte einen Advokaten, den listigsten unter allen Dienern der Themis, der dafür bekannt war, daß er zweyen mit einander streitführenden Partheyen zugleich dienen, und aus weiß schwarz machen konnte. Des Bürgermeisters Sachwalter dagegen war ein ehrlicher Mann, aber sehr fahrläßig in seinen Geschäften, und hatte noch nicht Routine auch nicht Muth und Entschlossenheit genug, um eine Sache, deren Rechtmäßigkeit ihm einleuchtete, durchzusetzen, er hatte daher auch die wenigsten Kunden, und Lukretius wandte sich deswegen an ihn, weil er sein Universitätsfreund war.

Der Rittmeiſter hatte ſeinen Advokaten inſtruirt, daß er den Prozeß, wo möglich, in die Länge ziehen ſollte, weil ſein Gegner, der wahrſcheinlich verlieren würde, doch am Ende alle Koſten bezahlen müſte. Es verging ein Jahr nach dem andern, und des Bürgermeiſters Geldbeutel wurde es gewahr, daß er einen Prozeß führte. Unterdeſſen gingen von ſeinen ausſtehenden Kapitalien eins nach dem andern verloren. Der gewiſſenloſe Rittmeiſter ſchwor es ihm ab, daß er ihm zweyhundert Thaler geliehen hätte, und ein reicher Kaufmann, bey dem er auch etwas untergebracht hatte, ging durch übles Haushalten zu Grunde. Sein Schwiegervater unterſtützte ihn zwar, ſo gut er konnte, aber es wollte nicht zureichen, denn ſeine Frau ließ ſich an Putz und allen guten Dingen, welche zum Wohlleben gehören, nichts abgehen, damit ſie ihre gewohnte ausſchweifende Lebensart fortſetzen, und immer neue Liebhaber herbeylocken konnte. Lukretius ward mit der Zeit über dieſen Punkt ganz unempfindlich, weil ihm nur ſein Prozeß und der Ausgang deſſelben am Herzen lag. Er fing wieder an, wie er ehemals in ſeinem Privatſtande zu B. gethan hatte, aus böſer Laune ſich dem Trunk zu ergeben, und ſeit dieſer Zeit ſchlugen Bacchus und

Venus, dieſe heimlichen Unterminirer der menſchlichen Geſundheit und des menſchlichen Wohlſtands in ſeinem Hauſe ihren Thron auf, und wichen nicht eher, bis ſie alles häusliche Glück aus demſelben verbannt, und das Leben beyder Eheleute unwiederbringlich verbittert hatten.

Der Stadtſchreiber in S. der eine Kreatur des Rittmeiſters und längſt wider unſern Lukretius aufgebracht war, weil er ihn bey einer gewiſſen Gelegenheit zurückgeſetzt hatte, nutzte die Völlerey des Bürgermeiſters, ihn bey der Regierung anzuſchwärzen, und wußte, wie dergleichen Verleumder zu thun gewohnt ſind, den kleinſten Umſtand merklich zu vergrößern. Es liefen alſo immer neue Beſchwerden wider ihn ein, welche ihn ein unglückliches Ende ſeines Rechtshandels befürchten lieſſen. Warum gab er aber nicht, möchte jemand ſagen, ehe es zum Prozeß kam, lieber die hundert Thaler hin, und brachte den Edelmann zum Stillſchweigen? Er hätte ſie ja doch wohl wieder bey dem Juſtitiariate verdienen können. Dazu war er wirklich zu gewiſſenhaft, und nebenher etwas geitzig; er kannte auch zu wenig den Lauf der Welt und die immer höherſteigende Bosheit des menſchlichen Herzens, als daß er bey dem

Be-

Bewußtſeyn der Rechtmäßigkeit ſeiner Sache im geringſten hätte zweifeln ſollen, daß ſein Prozeß einen guten Ausgang für ihn gewinnen und des Edelmanns Niederträchtigkeit an den Tag kommen würde. Er ſelbſt hatte in ſeinem Leben noch keinen Rechtshandel gehabt, und war, ob er gleich die Rechte ſtudirt hatte, mit den dabey vorfallenden Chikanen im geringſten nicht bekannt. Vielleicht möchte er ſonſt etwas aufgeopfert, und durch ein kleineres Uebel ein größeres verhindert haben.

Zuletzt, weil ſeine Umſtände immer bedenklicher wurden, und das Ende des Prozeſſes noch nicht abzuſehen war, drang er auf eine unpartheyiſche Kommißion, ſie wurde ihm auch nach vieler Bemühung bewilliget. Dieſe Kommißion, welche zum Theil aus Verwandten des Rittmeiſters beſtand, war ſo unpartheyiſch, daß einige aus ihrem Mittel ihm bey dem Schluß der Unterſuchung, welche drey Wochen dauerte, mit Achſelzucken zu verſtehen gaben, daß wohl gar bey ſo bewandten Umſtänden die Kaſſation erfolgen dürfte. Es ſey nun, daß dies blos, um ihn zu ſchrecken und zur freywilligen Abdankung zu bewegen, auf ſeines Gegners Anſtiften geſagt war, oder daß die Sachen durch die Kabale des einen und durch

die

die Nachläßigkeit des andern Advokaten bey der Regierung so eingeleitet war, daß so etwas nachtheiliges für den Bürgermeister erwartet werden konnte: kurz, unser Lukretius nahm das Wort zu Herzen, schrieb an die Regierung, schützte eine Gemüthskrankheit vor, welche ihn zu öffentlichen Geschäften untauglich machte, und legte in bester Form seine Bürgermeisterstelle nieder. Er ließ Frau und Kinder sitzen, und begab sich mit einem kleinen Vorrath von zweyhundert Thalern, die er noch von seinem ganzen Vermögen erübrigt hatte, zu seiner Schwester nach Pohlnischpreussen, die an einen dortigen Amtmann verheurathet war.

Der Bürgermeisterinn, welche das Unglück ihres Mannes vorhergesehen hatte, und ihn in der That, weil er zuletzt sehr mürrisch und zänkisch ward, überdrüßig war, erweckte seine Resignation und sein heimliches Entweichen eben nicht viel Kummer, denn sie war in einem hohen Grade leichtsinnig, und freute sich vielmehr, nun ganz ungebunden zu seyn. Sie begab sich zu ihrem Vater, und ließ ihre Kinder von einer Französinn, welche an diesem kleinen Orte eine Schule hielt, erziehen. Als der Knabe, welches der älteste war, das neynte Jahr erreicht hatte, kam er in die dortige

Stadt-

Stadtſchule, und ließ nicht gemeine Fähigkeiten von ſich blicken. Das Mädchen, die ein Jahr jünger war, machte Hoffnung, daß ſie einſt durch ihre aufblühende Schönheit vieler Männer Herzen beſiegen würde, inſonderheit beſaß ſie ſchon in den früheſten Jahren einen gewiſſen Stolz und Eigenſinn, welcher denen, die ihren eigentlichen Urſprung, und die Galanterieen ihrer Mutter während ihres Eheſtandes wuſten, leicht erklärbar war. Sie mochte zum Beyſpiel gern ein Fräulein heiſſen, und ließ ſich von keiner Dienſtmagd anfaſſen, wenn ſie auf der Straße ging. Der Knabe, an deſſen Daſeyn Lukretius auch nicht viel Antheil haben mochte, denn er hatte weder in der Leibes- noch Gemüthsbeſchaffenheit etwas ähnliches mit ihm, war munter und frey, überaus geſprächig und beherzt, und wuſte jedermann für ſich einzunehmen. Er lernte ſpielend, was andern unſägliche Mühe machte, und zeigte frühzeitig denen, die ihn beobachteten, Trieb und Genie zum Studiren, welches beydes nicht allemal beyſammen iſt, aber beyſammen ſeyn muß, wenn aus einem jungen Menſchen ein gründlicher Gelehrter werden ſoll.

Das Ding, was wir Genie, natürliches Geſchick zu allen Wiſſenſchaften und Künſten nen-

nennen, ist eine Gabe des Himmels, welche unter hundert Menschen, die darnach geitzen, nur wenigen zu Theil, und nur selten gehörig kultivirt wird. Es entwickelt sich bald, und erfordert sorgfältige Aufsicht und Bearbeitung, damit es eine gerade Richtung erhalte, und sich nicht in Kleinigkeiten oder schädlichen Dingen erschöpfe. Genie ohne Studium ist mangelhaft, sagt Plutarch. Ein Mensch, der die grösten Fähigkeiten hat, dessen weit aussehender Geist alles mit einemmale umfasset, wird es nie sehr weit in irgend einer Wissenschaft bringen, wenn er es an Fleiß und Bestreben und am Fortschreiten in der Erkenntniß fehlen läst. Die Vernachläßigung solcher natürlichen Talente ist daher unverantwortlich, weil die Leute, die das recht anwenden, was ihnen beygelegt ist, und was andere bey aller ihrer Arbeit nicht zu erreichen vermögen, ein Licht und ein Segen der Welt werden können. Ich habe zum Beyspiel einen geistlichen Kandidaten gekannt, der vorzügliche Gaben zur Kanzelberedsamkeit besaß, und wie ein Engel vom Himmel predigte; er hatte sich aber von eigentlicher theologischer Gelehrsamkeit so wenig zu eigen gemacht, und war auf Universitäten so unfleißig, so ganz seinen ausschweifenden Vergnügen ergeben gewesen, daß er

im Examen nicht bestehen konnte, als er um eine Versorgung anhielt, und abgewiesen wurde. Große Genies, pflegt man zu sagen, sind insgemein große Sünder; mag wohl seyn, aber es ist doch für die Genies nicht gut, daß sie so sind, und schrankenlos einhergehen.

„Wieder eine Exkursion bey Gelegenheit des Genies, Herr Autor! wie die Herren Schriftsteller doch jeden kleinen Umstand zu benutzen wissen, um ihren Lesern die Zeit zu vertreiben, und ein Heft nach dem andern los zu werden.„ Hm, jener kannegiessert bey Gelegenheit eines Verweises über die Nasen, und schreibt ein ganzes Kapitel davon; hat ihn kein Mensch drob angeschnarcht, daß er's thät. Kanns unsrer einem auch niemand verargen, daß man nicht immer so den steifen Gang der Geschichte, wie eins auf das andre folgt, fortgeht, sondern ein wenig ausruht, und zur Abwechselung Blumen pflückt, Gedanken sammelt, oder Weisheitslehren ausstreuet. Veit Rosenstock! Veit Rosenstock! deine Laune oder vielmehr die Laune deines ehrwürdigen Verfassers sey über mir, daß ich glücklich vollende, und mit Zufriedenheit meiner Leser und Leserinnen ausführe, was angefangen ist.

„Nun

„Nun wo waren wir denn? fragte jener katechisirende Schulmeister, nachdem er eine viertel Stunde geschlafen hatte, die Schulkinder, die, indeß der Schulmeister einnickte, einer nach dem andern um Erlaubniß, herauszugehen, baten, und weil sie sein Kopfnicken für das Zeichen der gegebenen Erlaubniß hielten, insgesammt davon gegangen waren. Galater am andern, sagte er, indem ihm die Augen aufgingen, und er sich allein sahe. So wirds mir aber nicht gehen, denn meine Leser lesen und hören auf, nach Belieben.„

Matthias Lukretius, der bey seinem Schwager eine günstige Aufnahme fand, hatte seit Jahr und Tag nichts von sich zu hören gegeben. Endlich erfuhr seine Frau durch einen reisenden Handwerkspurschen seinen Aufenthalt. Es war anfänglich, als wenn sie es bereuete, ihn verloren, und sich nicht besser gegen ihn betragen zu haben; das Gewissen sagte ihr, daß sie gewissermaßen an seinem Unglück Schuld sey. Sie beschloß, an ihn zu schreiben, und wenn es thunlich wäre, ihm nachzureisen, um ihr Leben mit ihm zu beschliessen. Ihre Mutter aber, ein sehr hochmüthiges und eigennütziges Weib, die nur

denen

denen, denen das Glück lächelt, und von denen sie irgend einen Vortheil erwarten konnte, zu lächeln gewohnt war, unterdrückte diese guten Regungen, schilderte ihr ihren Ehemann und sein heimliches Entweichen mit den häßlichsten Farben ab, gab ihn für gänzlich verloren, und setzte ihr dergestalt zu, daß sie sich entschliessen muste, die Ehescheidung zu suchen. Sie hatte kurz vorher, ehe die Ehescheidungsklage eingegeben ward, an ihren Ehemann geschrieben, und ihm seine Entweichung in den zärtlichsten und theilnehmendsten Ausdrücken vorgehalten, ihm auch gemeldet, daß, wenn er zurückkommen, und um eine andere anständige Bedienung sich bewerben wollte, ihr Vater sich würde bewegen lassen, ihn ferner zu unterstützen. Er antwortete ihr auch in eben dem freundschaftlichen Tone, und führte Bewegungsgründe an, warum er so gehandelt hätte, und warum er, so lieb er sie und seine Kinder hätte, vor der Hand nicht zurück kommen könnte, es wäre ihm unerträglich, fügte er hinzu, mitten unter seinen Feinden zu leben, und empfohl sie der Fürsorge Gottes.

Zu eben der Zeit, als diese Korrespondenz begann, nahm die Mutter der Bürgermeisterinn

an dem Orte, wo die Landesregierung war, ohne der Tochter Vorwissen einen Advokaten an, und gab ihm den Auftrag, auf die Ehescheidung zu klagen; ihre Tochter sagte sie, könnte jetzt nicht selbst herein kommen, weil sie unpäßlich wäre. Alles dies war in den geheimen Zusammenkünften der Muhmen und Matronen, welchen Lukretius während seines Bürgermeisteramts vielleicht nicht mit gebührender Achtung begegnet hatte, unter dem Vorsitze des Geistes der Schmähsucht, der Kabale und der Unfläterey überlegt und also beschlossen worden. Wenn jemand fällt, so ist niemand geschäftiger, ihm den letzten Druck zu geben, und alle Hoffnung des Wiederaufrichtens ihm zu benehmen, als die alten Mütterchen und sogenannten Betschwestern, die sich in gewissen Häusern aufzudringen, und nothwendig zu machen wissen. Es wurde der Tochter, was die Mutter vorgenommen hatte, so wie ein Säftchen beygebracht, die sich anfänglich sträubte, aber doch endlich nachgeben, und sichs gefallen lassen muste, um Friede zu haben. Matthias Lukretius erhielt die Ehescheidungsklage zwey Täge nachher, als er den Brief seiner Frau bekommen hatte zu eben der Zeit, da seine Antwort abgegangen war. Dies war ihm ein völliges Räthsel,

ſel, welches er ſich nicht anders entziffern konnte, als daß er ſich vorſtellte, es müſten ſich andere Leute drein gemiſcht, und ſeine Frau zu dieſem Schritt beredet haben.

Aber warum ſchwieg denn der Paſtor Friedeberg zu dieſem Unweſen und zu all' dem Weibergeklatſche ſtille, da er doch ſeiner Tochter ſchon in ihrer Kindheit gern den Willen gelaſſen, und beſtändig die Parthey ſeines Schwiegerſohns genommen hätte? Wo Weiber das Regiment haben, da müſſen ſich die Männer ihre Anordnungen wohl gefallen laſſen, wenn ſie nicht mit beſtändigem Verdruß ihr täglich Brodt eſſen wollen. Er gab zwar ſeiner Ehefrau wegen ihres übereilten und eigenmächtigen Verfahrens manch ſaures Geſicht, aber das wars auch alles, und der Eheſcheidungsprozeß hatte ſeinen Fortgang. Der erſte Prozeß aber, den Lukretius mit dem Rittmeiſter gehabt hatte, war in ſeiner Abweſenheit, weil man ſeinen Aufenthalt nicht wuſte, aufgehoben worden, die Kirche verlor das Kapital, und der Rittmeiſter als Kläger muſte einſtweilen die Koſten bezahlen.

Die Paſtorinn Friedeberg hatte dem Advokaten verſchiedene Punkte angegeben, die er in

dem Klaglibell wider den Lukretius vortragen sollte, der vornehmste aber war, daß er ohne dringende Noth sein Amt aufgegeben und seine Frau und Kinder heimlich verlassen hätte. Es war unter den Beschuldigungen, welche dem Lukretius zur Last fallen sollten, viel Erlogenes, welches der Advokat noch auszuschmücken und zu vergrössern wuste. Lukretius wunderte sich eben so sehr über den Innhalt der Ehescheidungsklage, als über die Klage selbst. Er dachte bey sich selbst, daß dergleichen grobe Lügen unmöglich von seiner Frau herrühren könnten, und daß der Teufel dem Advokaten die Feder geführt haben müsse. Er wurde unter andern in diesem Kaglibell beschuldiget: „er hätte sein Amt vernach„läßigt, wäre beständig auf Reisen gewesen, hät„te sich auswärtig lustig gemacht, und seine Frau „zu Hause darben lassen; er hätte einsmals, da „noch an keine Niederkunft zu denken gewesen „wäre, in der ganzen Stadt ausgebreitet, daß „seine Ehefrau von einem jungen Sohne entbun„den wäre, und dazu verschiedene Gevattern ge„beten, das hätte er nur gethan, um Geld zu „schneiden, sie wäre lange nachher eines Töchter„leins genesen, endlich hätte er die Thorheit be„gangen, und seine schöne Stelle niedergelegt,

„ob-

„obgleich sein Prozeß aller Wahrscheinlichkeit nach „einen guten Ausgang hätte gewinnen müssen.„

Matthias Lukretius begab sich, weil er kein Geld zum Prozeßiren hatte, ins Armenrecht, und wollte durchaus nicht geschieden seyn, weil er wirklich noch viel Liebe gegen seine Ehefrau hegte. Er trieb die Sache durch alle Instanzen, konnte aber doch nichts ausrichten. Endlich erfolgte die Ehescheidungssentenz in folgenden Worten: „daß, „da Provokat nicht läugnen können, sein Amt „verloren zu haben, und gegenwärtig nicht im „Stande zu seyn, seiner Ehefrau den standes„mäßigen Unterhalt zu reichen; dieses aber einen „Grund der Scheidung um so mehr abgebe, da „Provokat nicht durch Unglücksfälle, sondern „durch eine freywillige Resignation seines Dien„stes in diese Umstände versetzt worden: das Band „der Ehe unter beyden Partheyen, wie hiermit „geschehe, zu trennen, und beyden Partheyen, „jedoch der Klägerinn erst nach Verlauf von neun „Monathen, sich anderweitig zu verehlichen nach„zulassen; die Kinder sollte Klägerinn auf ihr „Ansuchen behalten, und für deren Erziehung ge„ziemend Sorge tragen. V. R. W.

Matthias Lukretius war über diesen Verfall anfänglich sehr niedergeschlagen, indessen gab

er ſich viel Mühe, um ſich zu zerſtreuen, und da er des Eigenſinns des Glücks und der Abwechſelungen der menſchlichen Schickſale beynahe gewohnt geworden war, ſo lernte er endlich mit Gelaſſenheit ertragen, was er nicht ändern konnte. Er ging mit ſeinem Schwager zum öftern auf die Jagd, und fing zum Zeitvertreib an, Verſe zu machen, die ihm aber nicht gelingen wollten. Während ſeines Aufenthalts bey ſeinem Schwager, der ein großes Amt und eine weitläuftige Oekonomie hatte, fand er vielen Geſchmack an der Landwirthſchaft, und wünſchte, daß er ſich in ſeiner Jugend dieſer Lebensart ergeben hätte. In der That hat das Landleben und der Ackerbau viel reizendes für den, der nicht von ſeiner Kindheit an an das Geräuſch der Welt und an ſchwärmende Ergötzlichkeiten gewöhnt iſt, denn die einfache Natur in ihren mannichfaltigen Abwechſelungen übertrift alle Künſteleyen, die der menſchliche Witz hervorgebracht hat. Der Amtmann, der des Lukretius Neigung zum Landleben und zu den zum Ackerbau erforderlichen Beſchäftigungen mit Vergnügen bemerkt hatte, ſagte einſt zu ihm: „Herr Bruder! Für Sie iſt kein beſſerer Rath, als daß Sie ein Landwirth werden; ich merke: dieſe Lebensart gefällt Ihnen,

wenn Sie dazu Luſt haben, ſo will ich Sie gern unterſtützen, Sie ſind noch in Ihren beſten Jahren, und können immer noch auf dieſem Wege Ihr Glück machen.„

Dieſer Amtmann (er nannte ſich Junius) war ein ſehr gutdenkender, liebreicher Mann, der oft ſchon mit ſeinem Schaden andern Leuten geholfen hatte. Er beſaß eine artige Beleſenheit, und war ein großer Freund der Gelehrten. Verſchiedene Unglücksfälle, die ſeine wohlhabende Familie betroffen hatten, und manche rauhe Wege, die er ſelbſt von ſeiner Jugend an hatte durchwandern müſſen, um endlich zu ſeinem Zweck zu gelangen, hatten ihn mitleidig, duldſam, und wohlthätig gegen alle Hülfsbedürftige gemacht. Er war aus Meklenburg gebürtig, eines reichen Tabacksſpinners Sohn, welcher zuletzt durch Betrügereyen und andere Widerwärdigkeiten ganz herunter kam, ſo daß Junius ſchon in ſeinem zwölften Jahre unter fremden Leuten ſein Brodt ſuchen muſte.

Er ging zuerſt, weil er eine gute Hand ſchrieb, bey einem Advokaten zu Güſtrow in Dienſte, deſſen Vater in der dortigen Gegend Pächter war. Einſt ſtattete dieſer Pächter eine Tochter aus, und Junius muſte ſeinen Herrn

bey dieſer Hochzeit begleiten, und den Gäſten aufwarten. Der junge Menſch gefiel dem alten Pächter ſo ſehr, daß er ihn, weil er Luſt zur Oekonomie bezeugte, mit Bewilligung ſeines Sohnes zu ſich nahm, und ihn wie ſein Kind hielt. Von da kam er nach des Pächters Tode zu dem Oberamtmann, der in des Paſtors Lukretius Filiale wohnte, und war einige Jahre daſelbſt Wirthſchaftsſchreiber. Hier lernte er des Predigers Tochter kennen, und war in ſeinem Hauſe wohl gelitten. In ſeinem jetzigen Zuſtande konnte er ſie freylich nicht heurathen, und darüber bekümmerte er ſich oft, denn das Mädchen war ihm gewogen. Unvermuthet fiel ihm von einem nahen Anverwandten aus Meklenburg, der weder Frau noch Kinder hinterließ, eine Erbſchaft zu, die ihn in den Stand ſetzte, ſeine Geliebte glücklich zu machen. Er that in den Angelegenheiten ſeines Herrn eine Reiſe nach Pohlniſchpreuſſen, und es gefiel ihm da ſo wohl, daß er dort ein Amt pachtete, und ſich häuslich niederließ. Seine Geliebte hatte anfänglich nicht Luſt, ſich ſo weit von ihrem Vaterlande zu entfernen, endlich aber ließ ſie ſich zureden, und folgte ihm.

Sein Vorgänger im Amte war ein harter und roher Mann geweſen, der die Unterthanen als Skla-

ven behandelt, und sie ausserordentlich gedrückt hatte. Junius hingegen begegnete ihnen mit der grösten Sanftmuth, und half ihnen, wo er nur konnte, er trug gar vieles zur Verbesserung und Verfeinerung ihrer Sitten bey, errichtete auf seine Kosten, weil er keine Kinder hatte, eine Schule, wo Kinder beyderley Geschlechts erzogen und insonderheit zur Gottesfurcht angewiesen wurden. Seine Frau war eine gute Wirthinn, und er sahe sich durch ihre Beyhülfe in kurzer Zeit im Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Wöchentlich theilte er eine gewisse Summe Geld an die Armen aus, und freute sich, wenn er auf eine oder die andere Art zum allgemeinen Wohl und zur Erleichterung des menschlichen Elends etwas beytragen konnte. Er erwarb sich dadurch in der ganzen umliegenden Gegend groſsen Ruhm, und die ansehnlichsten Familien bewarben sich um seine Freundschaft.

Dergleichen gute Gesinnungen, wodurch ein Mensch des andern Engel ist, führen ihren Lohn bey sich, und das Bewuſstseyn, recht gethan, Nothleidenden geholfen, Bekümmerte getröstet, und viele Menschen glücklich gemacht zu haben, ist edeldenkenden Gemüthern Vergeltung genug, wenn auch oft Undank und Verläumdung ihre Wohlthaten begleiten sollten. Junius hatte einen Knecht,

den er erzogen und mit allen Bedürfnissen versehen hatte, bis er im Stande war, sein Brodt zu verdienen. Es verging kein Jahrmarkt, da er ihm nicht Geld oder andere Geschenke gab, weil er hoffte, daß ein guter Ackerwirth und ein rechtschaffener Mann aus ihm werden würde. Dieser machte sich mit einer Bauerstochter bekannt, die im Geschrey der Lüderlichkeit war, und wollte sie heurathen. Der Amtmann wollte es nicht zugeben, weil er des Knechts Bestes suchte, und vorhersahe, daß aus dieser Ehe nichts gutes werden könnte. Diese Weigerung des Amtmanns, seine Einwilligung zu des Knechts Heurath zu geben, brachte diesen verwogenen und heimtückischen Menschen so sehr wider seinen Wohlthäter auf, daß er ihm nach dem Leben trachtete. Der Amtmann pflegte nach dem Essen in einem abgesonderten Zimmer, welches nach dem Garten hinaus ging, Mittagsruhe zu halten. Der Kerl schlich sich hinein, und wollte ihn mit einem Strick, den er ihm um den Hals warf, erwürgen, der Amtmann, der zu rechter Zeit erwacht war, fing an zu schreyen, und balgte sich mit dem Knechte herum, man eilte ihm zur Hülfe, und er wurde aus den Händen seines Mörders, dessen man sich sogleich versicherte, befreyet.

Der

Der Amtmann hätte seiner Seits dem Undankbaren gern verziehen, oder ihn mit einer gelinden Strafe laufen lassen, aber die Sache war gleich ruchtbar geworden, er muste also der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen. Man machte dem Verbrecher, der eine unglaubliche Hartnäckigkeit besaß, den Prozeß, er wurde nach einem dreymonathlichen Gefängniß enthauptet. Weil der Prediger des Orts keiner Exekution beywohnen konnte, ohne in Ohnmacht zu fallen, so trug er dies Geschäft unserm Matthias Lukretius als einem gewesenen Gottesgelehrten auf, welcher den Delinquenten nach dem Richtplatze begleitete, und, als die Hinrichtung geschehen war, nach eingeführter Gewohnheit an das versammelte Volk folgende Rede hielt, die er aus einer alten Reisebeschreibung entlehnt, und nach seiner Art modernisirt hatte:

„Da habt ihr wieder einen neuen Beweis, (so redete er) „vor dem Angesichte des allergerech„testen Gottes versammelte Christen, daß die Sün„de der Leute Verderben ist, daß sie schon hier den „Menschen, der ihr ergeben ist, unglücklich macht, „ihn schon hier um Ehre, Gesundheit, und Leben „bringt. Dieses Blutgerüste sey euch ein Vor„bild

„bild von dem weit ſtrengeren Gerichte, welches
„in jener Welt über alle, die Böſes thun, ergehen
„wird. Lernet an dem Beyſpiel des vor euren
„Augen mit dem rächenden Schwerdte hingerich-
„teten Verbrechers, daß man nicht auf einmal der
„gröſte Böſewicht wird, ſondern daß auch die
„kleinſte Sünde, die man ſich erlaubt, unvermerkt
„zu gröſſeren Sünden und endlich zu einem ſo
„ſchändlichen und gewaltſamen Tode führet, wo-
„von ihr jetzt Zeugen geweſen ſeyd. Müßiges,
„unordentliches Leben verleitet zur Trunkenheit,
„Trunkenheit führet zur Wolluſt, zum Diebſtahl,
„zum Morde, zu allem Elende, aber das ſchwär-
„zeſte unter allen Laſtern iſt die Undankbarkeit.
„Wenn dieſes Laſter gleich an und vor ſich ſelbſt
„von weltlichen Richtern nicht beſtraft wird, ſo
„kann es doch ſolche böſe Thaten hervorbringen,
„die den Arm der Gerechtigkeit zur Rache und
„Ahndung auffordern. Der Hingerichtete war
„undankbar gegen ſeinen Wohlthäter — und wur-
„de ein Mörder. Fliehet dieſe Laſter, ihr chriſtli-
„chen Zuſchauer dieſer Exekution, und laſſet ihre
„traurigen Folgen eurem Gemüthe beſtändig ge-
„genwärtig ſeyn. Betet für den Hingerichteten,
„daß Gott ſeine Seele zu Gnaden annehmen wolle.
„Lernet es immer mehr, was man nicht früh ge-

„nug

„nug wiſſen und ausüben kann, und präget es „euren Kindern ein, daß die Furcht Gottes der „Weisheit Anfang, und die Quelle aller wahren „Glückſeligkeit iſt. So gehet hin, ein jeder in ſei„nem Beruf, und wandelt die Wege der Tugend „und der Gerechtigkeit, damit ihr Gott und Men„ſchen gefallen möget.„

Dieſe Rede fand großen Beyfall, viele verlangten, daß ſie gedruckt würde, und Lukretius kam dadurch in ein großes Anſehen, daß in allen Geſellſchaften von ihm geſprochen und es bedauert wurde, daß er nicht ein Prediger geworden wäre.

Zu eben der Zeit, als Matthias Lukretius mit den Gedanken, ein Landwirth zu werden, und ſich, wenn er eine reiche Frau bekommen könnte, ein Gütchen zu kaufen, ſchwanger ging, erhielt er einen Brief von ſeiner geweſenen Gattinn folgenden Innhalts:

Mein lieber Mann,

„Erlaube mir, daß ich Dich noch bey dieſem „vertrauten Namen nenne, ob uns gleich das „Schickſal getrennt hat. Du wirſt, da Du meine „Geſinnung kennſt, von ſelbſt begreifen, daß ich

„mit

„mit Haaren zu dieſem Schritt gezogen worden „bin, mein Wille iſt es nie geweſen, von Dir ge„ſchieden zu werden. Gott! wie ängſtiget mich „der Gedanke, daß ich nicht in Deinen Armen ſter„ben, nicht von Dir beweint und betrauert die „Welt und das Böſe, was in der Welt iſt, ver„laſſen ſoll. Darüber vergieſſe ich manche ſtille „Thräne, und darf mir's doch gegen die Meinigen „nicht merken laſſen, daß ich deinetwegen weine, „denn meine Mutter iſt entſetzlich gegen Dich auf„gebracht, und freylich haſt Du nicht recht ge„than, daß Du heimlich weggegangen biſt.

„Der Rittmeiſter iſt ganz herunter, ſeine „Gläubiger wollen ihn ſetzen laſſen, und der Stadt„ſchreiber hat die reiſſende Gicht. Unſere Kinder „ſind geſund und wachſen ziemlich heran. Geor„ge, der in der Stadtſchule iſt, frägt oft nach „Dir, aber das Mädchen iſt ſchon gleichgültiger. „Der Junge will mit aller Gewalt ſtudiren, und „mein Vater macht ſehr viel aus ihm, denn er hat „Kopf, und beſitzt die Gabe, ſich einzuſchmeicheln. „Er wird doch wohl Theologie ſtudiren müſſen, „weil mein Vater ſagt, daß dies das wohlfeilſte „Studium wäre, und daß der Juriſten immer „mehr würden. Neulich hat er ſchon in der

„Schule

„Schule an des Rektors Geburtstage eine Rede „gehalten, die Frau Majorinn ſchenkte ihm dafür „zwey Dukaten. Der neu: Bürgermeiſter heiſt „Koſcius, er iſt eines Schneiders Sohn aus B. „man glaubt aber, er wirds hier nicht lange ma„chen, denn er fängt des Morgens ſchon an, „Wein und Branntwein zu trinken, und iſt ſelten „nüchtern. Er hat um meine jüngſte Schweſter „angehalten, aber ſie will ihn nicht haben, es iſt „Dir ohnedies eine häßliche Figur. Ich wünſche, „daß Du bald wieder unterkommen mögeſt. Melde „mir doch etwas von Deinen gegenwärtigen Um„ſtänden. Du darfſt den Brief nur an den Stadt„chirurgus adreßiren, denn der hält noch immer „Deine Parthey, wenn's hier über Dich hergeht. „Wenn Dich Gott wieder glücklich macht, (möchte „es doch bald geſchehen!) ſo erinnere Dich zuwei„len an

Deine

aufrichtige Freundinn,

Wilhelmine.

PS. Indem ich dieſen Brief zuſiegeln will, erhalte ich die traurige Nachricht, daß der Rittmeiſter ſich in ſeinem Gartenhäuschen erſchoſſen hat. Dein gröſter Feind alſo iſt nicht mehr. Lebe wohl!

Lukretia

Lukretius, der sich nicht überzeugen konnte, daß seine gewesene Frau bey der Ehescheidung ganz ausser Schuld gewesen wäre, weil er glaubte, daß man sie nicht dazu hätte zwingen können, hatte sich schon lange Mühe gegeben, das Andenken an sie und an seine ehemalige Verbindung mit ihr aus seinem Gemüthe zu verbannen, seine vorige Zärtlichkeit hatte sich in Gleichgültigkeit verwandelt, und er antwortete ihr folgendes.

Madame,

„Ich bedaure, daß die etwanige Absicht, „welche Sie mit Ihrer Zuschrift gehabt haben „mögen, nicht erreicht werden kann. Sie nennen „die Trennung unsers Ehebandes ein Schicksal, „als wenn Sie selbst dabey ganz unschuldig gewe„sen wären. Ich sehe nicht ein, wer Sie hätte „zu diesem Schritt zwingen wollen, wenn es nicht „Ihr eigener Wille gewesen wäre. Denn Sie „sind ja kein Kind mehr, welches dem Befehl sei„ner Aeltern blindlings folgen dürfte. Wenn „Sie es wirklich gut mit mir meinten, so musten „Sie sich schlechterdings dem Beginnen Ihrer „gottlosen Mutter widersetzen, der Vorsehung „trauen, und die Verbesserung meiner Umstände „abwarten. Mein jetziges Loos ist erträglich,

und

„und ich hoffe, bald zur Ruhe zu kommen. Ich „dank' Ihnen für Ihre guten Wünsche, und wer„de mich freuen, wenn ich höre, daß Sie glück„lich sind. Sorgen Sie für die Erziehung Ih„rer Kinder, und leben Sie wohl.

Matthias Lukretius.

Lukretius bat seinen Schwager um einen Vorschuß von tausend Thalern, weil er sich, wie er sagte, in seinem Vaterlande ankaufen, und ein Landwirth werden wollte. Der Amtmann machte keine Schwierigkeit, ihm solche zu bewilligen, und wünschte ihm, als er abreisete, zu seinem Vorhaben Glück. Ehe er abreisete, begegnete ihm noch ein Zufall, der ihn beynahe hätte das Leben kosten können. Er war seit seinem Aufenthalt bey seinem Schwager ein grosser Liebhaber der Jagd geworden, und es verging selten ein Tag, da er sich dieses Vergnügens nicht bediente. Einst hatte er, da er sich im Busch allein befand, ein wildes Schwein angeschossen, dieses verfolgte ihn, er kletterte auf einen Baum, und fing vor Angst an, zu beten. Das Schwein wollte ihm nach, es hatte sich aber schon zu sehr verblutet, und blieb endlich nicht weit von dem Baume, worauf Lukretius zitternd sein Schick-

sal erwartete, liegen. Lukretius blieb noch eine gute Weile auf dem Baum, endlich stieg er furchtsam herunter, und zum Glück kam eben ein Bauer gefahren, welcher Holz holen wollte, dieser muste das ungeheure Thier aufladen, und Lukretius versicherte seinen Schwager, als er ganz abgemattet nach Hause kam, daß ihm die Lust zur Jagd vergangen wäre. Indessen ließ er sich das Wildpret zum Abschiedsschmause wohl schmecken, und nahm seinen Weg zuerst nach B. wo es ihm immer zum besten gefallen hatte.

Er gedachte sich Anfangs nur einige Wochen in B. aufzuhalten, und von dort aus Anstalten zu seinem neuen Etablissement zu machen, es ereigneten sich aber bald Umstände, welche sein Vorhaben vereitelten, und seinen Aufenthalt verlängerten. Oft ist alles daran gelegen, daß man das bald thue, was man zu thun gedenket. Langsam zu seyn, ehe man sich entschliesset, ist gut, weil dazu Ueberlegung erfordert wird, aber wenn man sich erst entschlossen hat, muß Entschluß und Ausführung nur eine Sache seyn. Lukretius schob es von einem Tage zum andern auf, sich um die Angelegenheiten, um welcher willen er eigentlich nach B. gekommen war, zu

be-

bekümmern, und gerieth während dieses Aufschubs in eine doppelte Bekanntschaft, wodurch sein Beutel und seine ganze Lebensart eine große Veränderung erlitt.

Gegen ihm über wohnte ein Frauenzimmer, welche sich für ein Fräulein ausgab, und sich auf mancherley Weise zu nähren wuste. Leichtgläubigen Leuten weissagte sie für Geld ihr künftiges Schicksal, sie führte Herrschaften Dienstboten zu, und ließ sich, wenn Mannspersonen ihren Umgang suchten, ihre Gunstbezeugungen bezahlen. Die erste Gelegenheit, daß Lukretius mit diesem Frauenzimmer (man nennte sie gemeiniglich die schöne Lisette) bekannt wurde, gab das Wahrsagen. Er hatte von seinem Wirth davon gehört, und wurde neugierig, zu erfahren, was noch aus ihm werden würde. Sie gewann dadurch sein Zutrauen, daß sie ihm wirklich verschiedene Begebenheiten seines vergangenen Lebens erzählte, welche sie durch Zufall errathen mochte, und es giebt gewisse Begebenheiten, welche viele Menschen mit einander gemein haben. Wer hat z. E. nicht Feinde? Wer hat in seinem Leben nicht Verdruß, Prozesse und Streitigkeiten gehabt? und wer ist nicht mit Heirathsangelegenheiten beschäftigt ge-

gewesen? Von zukünftigen Dingen sagte sie ihm unter andern, er würde noch ein reicher Mann werden, und ein hohes Alter erreichen. Lukretius, der mit dieser ersten Probe ihrer Geschicklichkeit sehr zufrieden war, wurde begierig, mehr von ihren Künsten zu wissen, und, wo möglich, tiefer in die Geheimnisse derselben einzudringen, er wiederhohlte daher seine Besuche, und Lisette, welche unter den Buhlerinnen, die ihr Handwerk verstehen, die verschlagenste war, wußte ihn dergestalt zu fesseln, daß er sie würde geheurathet haben, wofern ihn nicht ein guter Freund davon zurückgehalten hätte.

Von seinem Gelde ging indessen ein Thaler nach dem andern drauf, und es fiel ihm gar nicht ein, was am Ende aus dieser Lebensart werden sollte. Er lernte bey diesem Frauenzimmer, bey deren Nachttisch sich Leute aus allen Ständen einzufinden pflegten, einen verabschiedeten Advokaten kennen, welcher ihm versprach, ihm zu einem Gute in der Nachbarschaft zu verhelfen, und bey dieser Gelegenheit ihm viel Geld ablockte. Er war ein geschickter Jurist, und hatte die Gabe, jedermann zu seinem Vortheile einzunehmen. Er errichtete mit unserm Matthias Lukretius

eine

eine genaue Freundschaft, der ihm treuherzig seine ganze Geschichte erzählte. Dieser Advokat, (er nannte sich Rebenstock) pflegte Lisetten neue Bekanntschaften zuzuführen, und dafür hatte er den Vortheil, daß er, weil sie ihn für ihren Vetter ausgab, Essen und Trinken, und was sonst zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehöret, frey hatte, und das kam ihm sehr zu statten, weil seine Rechtswissenschaft, nachdem er eines entdeckten Betruges wegen verabschiedet war, ihm wenig einbrachte.

Rebenstock hatte ehedem auch zu Tübingen die Gottesgelahrheit studirt, er vertauschte aber schon im ersten akademischen Jahre dieses Studium mit der Rechtsgelehrsamkeit, weil er, wie er sagte, den Artikel der Dogmatik de communicatione idiomatum nicht verdauen konnte. Die wahre Ursache aber war, weil seine Aufwärterinn ein Kind zur Welt geboren hatte, wovon er Vater seyn sollte. Er befürchtete dieses Streichs wegen von der theologischen Fakultät kein Zeugniß zu bekommen, ohne welches in seinem Vaterlande kein Kandidat versorgt wurde, er wurde also Jurist, um weniger genirt zu seyn. Was seinen Charakter betrift, so war er falsch und hin-

terlistig, ob er sich gleich sehr freundlich stellen konnte, und voller Komplimente war; man muste sich vor ihm in Acht nehmen. Ausserdem war er rachsüchtig, und zürnte ohne Aufhören, wenn er beleidigt war. Einst hatte sich eine Bürgerfrau über ihn aufgehalten, die in seiner Nachbarschaft wohnte. Kaum hatte er es wieder erfahren, so war er schon bedacht, sie dafür zu züchtigen. Er lockte sie, als sie einst vor seinem Hause vorbey ging, in seine Stube, warf sie auf das Bette, und peitschte sie jämmerlich aus. Die Frau verklagte ihn bey der Obrigkeit, er wurde zu einer Geldstrafe und zur Abbitte verdammt, weil er aber nichts zu bezahlen hatte, so muste er für diese Motion auf vier Wochen ins Gefängniß spatziren.

Lisette nahm nach einem schändlichen Leben ein eben so schändliches Ende, welches gemeiniglich das Schicksal dieser feilen Dirnen zu seyn pflegt, die der Abschaum des weibliches Geschlechts und so ganz keiner edlen Empfindung mehr fähig sind. Sie war seit dem Anfange ihrer Buhlerey bey ihren Gunstbezeugungen sehr vorsichtig gewesen, und hatte es sich zum Gesetz gemacht, sich durchaus mit keinem Unbekannten ein-

einzulaſſen, damit ſie nicht in Gefahr käme, ihre Geſundheit zu verlieren. Aber ſie konnte dem Schickſal, welches als der Lohn ihrer Ausſchweifungen für ſie aufgehoben war, nicht entgehen. Ein reicher Italiäner, welcher angeſteckt aus Frankreich zurückkam, ohne es vielleicht ſelbſt zu wiſſen, oder darauf zu achten, beſuchte ſie fleißig. Von ſeinem fetten Wanſt, von ſeinem guten Anſehen, und von ſeinen Dukaten geblendet, ahndete ſie nicht das verborgene Gift, welches in ſeinen Adern ſchlich, und ihn endlich über den Haufen warf. Sie überließ ſich nach einiger Weigerung, wodurch ſie ihre Anbeter noch mehr zu entzünden wuſte, ſeinen Umarmungen, bekam bald darauf Anfälle einer ſchändlichen Krankheit, über deren Urſprung und eigentliche Herkunft die Aerzte noch nicht einig ſind, und muſte, weil ſie einem ungeſchickten Arzte in die Hände fiel, für ihre verbotene Luſt mit ihrem Leben büſſen. Man hat nicht ohne Grund den Vorſchlag gethan, daß man junge Leute, um ſie vor dem Laſter der Hurerey zu verwahren, zum öftern in Hoſpitäler und Krankenſtuben führen ſollte, wo die Diener und Dienerinnen der Wolluſt unter den gröſten Schmerzen des Körpers und unter nagenden Gewiſſensbiſſen die Thorheit ihres vergangenen Le-

bens beseufzen und mit Schrecken in die Grube fahren. Ein solcher Anblick macht Eindruck aufs ganze Leben, und richtet oft mehr aus, als viele Predigten und Erklärungen über das sechste Gebot.

Der Tod dieser Buhlerinn machte einen guten Eindruck auf das Gemüth des Matthias Lukretius. Er überlegte, daß der Umgang mit verdächtigen Weibspersonen für ihn um so viel strafbarer und thörichter sey, da er schon anfing, graue Haare zu bekommen, und faßte den Vorsatz, sich zu bessern, und sich durch eine anderweitige Verheurathung zu fixiren. Indessen war durch den Umgang mit der schönen Lisette und mit dem Advokaten Rebenstock sein Geld, wofür er sich ankaufen wollte, um die Hälfte geschmolzen, und er wuste, daß es in seinen Umständen schwer halten würde, ein neues Darlehn zu erhalten, um sein Vorhaben ausführen zu können.

Er hatte die ganze Zeit über, da er in B. gewesen war, nicht an seinen Schwager, den Amtmann, geschrieben, und dieser hatte endlich seinen Aufenthalt und seine bisherige Lebensart ausgeforscht. Er schrieb daher an ihn folgenden Brief:

Lieber

Lieber Herr Bruder,

„Ich höre keine guten Nachrichten von Ih-
„nen, und es wundert mich sehr, daß Sie uns so
„ganz vergessen haben, weil Sie seit Ihrer Abrei-
„se auch nicht eine Zeile an uns geschrieben. Sie
„wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine, und
„werdens mir daher nicht verargen, wenn ich Ih-
„nen meine äusserste Unzufriedenheit mit Ihrer
„zeitherigen Aufführung bezeuge. Sie haben stu-
„dirt, ich brauch es Ihnen daher nicht zu sagen,
„wie man sich verhalten müsse, um als ein recht-
„schaffener Mann durch die Welt zu kommen.
„Sie befinden sich ausserdem in einem Alter, von
„welchem man mit Recht ein geletztes Wesen er-
„wartet. Ich weiß zwar wohl, daß Widerwär-
„tigkeiten und Fehlschlagungen einen Menschen zu
„allerley Ausschweifungen verleiten können, allein
„man muß doch nie so ganz seine Pflicht vergessen,
„daß man immer weitere Schritte in sein eigenes
„Verderben thut. Ich habe den grösten Theil der
„von ihnen eingegangenen unangenehmen Nach-
„richten vor meiner Frau verschwiegen, um sie
„nicht zu kränken, denn Sie wissen, daß sie viel
„von Ihnen hält, und Ihnen dergleichen Dinge
„gar nicht zutrauet, als Sie in B. vernehmen
„fähig gewesen sind.

„Aendern Sie Ihre Gesinnung, ich bitte „Sie um Ihres eigenen Glücks willen, und ma„chen Sie, daß Sie einmal zur Ruhe kommen. „Eine solche Lebensart, als die Ihrige bisher ge„wesen ist, kann kein gutes Ende nehmen. Wenn „Sie irgendwo untergekommen sind, so melden Sie „mir's doch gleich. Es wird mir herzlich lieb „seyn, wenn ich bald angenehme Nachrichten von „Ihnen, von der erfolgten Verbesserung Ihrer „Umstände und Ihrer Gesinnungen erhalten wer„de. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Lukretius, der bey der Exekution, deren wir oben gedacht haben, so schön von der Undankbarkeit sprechen konnte, machte sich selbst in seinem Betragen gegen den Amtmann dieses Lasters schuldig, er antwortete ihm gar nicht.

Er gab sich viele vergebliche Mühe, um Geld zu erhalten, niemand wollte ihm etwas borgen, weil er keine hinlängliche Sicherheit nachweisen konnte, und er muste sich die süsse Hoffnung, Eigenthumsherr eines Landguts zu werden, vor der Hand vergehen lassen. Tausenderley Entwürfe durchkreuzten sich in seinem Kopfe wegen seines künftigen Fortkommens, er hatte wenig gute

Freunde,

Freunde, die ihm gerathen oder geholfen hätten, er blieb also sich selbst überlassen, und die natürlichste Folge dieser seiner ungewissen und mitleidenswürdigen Lage war, daß er einen Anfall von Schwermuth und Wahnwitz bekam.

Ein menschenfreundlicher Arzt Namens Frobreich, einer von den wenigen, die nicht aus Gewinnsucht die menschliche Gesundheit wiederherzustellen beflissen sind, nahm sich seiner an, und machte ihn nach Verlauf von zwey Monathen wieder zu einem vernünftigen Menschen. Während seines Paroxismus sprach er von nichts, als von Heurathen, und lachte überlaut, wenn man ihm ein junges Frauenzimmer zeigte. Nachdem Lukretius von seiner Tiefsinnigkeit wiederhergestellet war, verjüngte er sich, wie ein Adler. Er nahm zusehends zu, und verfiel, weil alle Sorgen mit seiner Gemüthskrankheit verschwunden waren, in eine entgegengesetzte Lustigkeit, welche freylich seinem Alter, (er war nun funfzig Jahr alt,) nicht angemessen war.

Daß die Liebe zum schönen Geschlechte zu grossen und wichtigen Veränderungen, aber auch zu vielen niederträchtigen Streichen verleitet, davon

von liefert uns die Geschichte und die Erfahrung seit Troja's durch sie veranlaßte Zerstörung unzählige Beyspiele. Sie veranlaßte es, daß unser Matthias Lukretius, den das Schicksal zu sonderbaren Begegnissen auserkohren zu haben schien, von der Würde eines Gelehrten und eines Bürgermeisters herabsank zur Qualität eines Bierschenkers und Pferdeverleihers.

Er brachte täglich einige Stunden bey dem Bierschenker Howelack zu, und trank einige Flaschen Kroßner Bier. Dieser hatte eine hübsche Frau, die es gern sahe, wenn man von ihren Reitzen gerührt schien. Nach dem Tode der schönen Lisette muste diese die leere Stelle im Herzen des Matthias Lukretius ersetzen, und er wuste seine Rolle so gut zu spielen, daß er in kurzer Zeit erhört ward, und was ihm ehedem wiederfahren war, an diesem geduldigen Ehemanne ausüben konnte. Die politischen Kannegiesser, welche in dieser Trinkgesellschaft zusammenkamen, merkten, daß Lukretius mit der Wirthinn liebängelte, und sagten einst zu ihm im Vertrauen: Herr Lukretius! das wäre eine Frau für Sie, wenn nur der Alte erst über die Seite wäre. Man könnte ihm ja ein Pülverchen eingeben, sagte der Tischlermeister Kuhfuß;

ja,

ja, sagte der Accisinspektor Dreyling, ich lachte mich todt, und ich gäbe was drum, wenn Sie unser Wirth würden. Ein dritter, es war der Kalkant Ziegenbär, der sich in alle Händel mischte, versicherte unsern Lukretius, daß er ihn zum beständigen Kunden haben sollte. Der Magister Nebelthau, welcher diese Gesellschaft zuweilen mit seiner Gegenwart beehrte, bewieß in einer weitläuftigen Rede, worum ihn kein Mensch unterbrechen durfte, daß es für einen Gelehrten gar nicht unanständig sey, ein Handwerksmann zu werden, und bürgerliche Nahrung zu treiben. Der Apostel Paulus, sagte er, wäre ein Teppichmacher gewesen, viele Gelehrten aus der alten Welt hätten den Ackerbau getrieben, sein eigener Vater hätte einen Kornhandel gehabt, der ihm mehr eingebracht hätte, als seine Pfarre, und wenn uns die Gelehrsamkeit nicht Brodt gäbe, so müßten wir unser Brodt suchen, wo wir es finden könnten.„

Diese treuherzige Zusprache der versammelten Biergäste machte viel Eindruck auf das Gemüth des Lukretius, er entschloß sich, eine solche Lebensart zu erwählen, sobald er nur ankommen könnte, und es entstand bey ihm der Wunsch, daß der Bierschenker, der schon die Schwindsucht hat-

te, bald das Zeitliche segnen möchte. Er durfte nicht lange schmachten. Der in kurzem erfolgte Tod des Bierschenkers setzte ihn in den Stand, seinen Vorsatz auszuführen, und sich zur Ruhe zu begeben. Er heurathete die junge Wittwe, die ein gutes Vermögen besaß, und in B. zwey Häuser hatte; jedermann lobte seinen Entschluß und pries ihn glücklich, die Zahl seiner Gäste vermehrte sich von Tage zu Tage, und weil er in seiner zweyten Ehe die beste Pflege genoß, und keine beschwerlichen Geschäfte hatte, so konnte er seines neuen Standes bald gewohnt werden.

Es ging also mit dem Helden dieser Geschichte eben die Veränderung vor, die der ungenannte Verfasser einer Sammlung von Liedern und Gedichten, die sich dem Vernehmen nach aus Laublingen herschreiben, von einem jungen Menschen, den er den Patrioten nennt, erzählt hat. Dieser junge Mensch wurde von der Frau Mama und den Frau Tanten den Studien gewidmet, ob er gleich kein Geschick dazu hatte. Sein Vater muste sichs gefallen lassen, und hergeben, was er konnte. Er war kaum ein Jahr auf der Universität gewesen, als sein Vater starb, und er aus Mangel des erforderlichen Geldes sich genöthiget sahe,

vom

vom Studiren abzulaſſen. Der Dichter ſchreibt dieſe Metamorphoſe dem Patriotiſmus zu, und ſagt:

Als ſchnell in ſeiner Bruſt der Patriot erwachte,
Und er als Bürger ſich vernünftig überdachte,
Warf er die Bücher weg, und ſprach: was ſeu das mir?
Nahm eine Frau, — und braute Bier.

Ende des erſten Theils.

Matthias Lukretius,

sonſt Votius genannt;

oder

Geſchichte eines verunglückten

und metamorphoſirten Kandidaten.

Zweyter Theil.

Halle 1780.

bey Johann Chriſtian Hendel.

Allen
Pfarrherrn und Seelſorgern,
die in dem Weinberge des Herrn jetzt
arbeiten,
und künftig noch, wenn das gegenwärtige
naturaliſtiſche Sekulum
durch ein rechtgläubigers verdränge
ſeyn wird,
arbeiten werden,
ſonderlich den Pfarrherrn auf dem Lande,
ſeinen grosgünſtigen Herren und Freunden
widmet dieſen zweyten Theil
der Geſchichte eines verunglückten und
metamorpheſirten Kandidaten

der Verfaſſer.

Liebe Herren Konfratres,

Der Mann, der das, was Sie sind, werden konnte, und nur darum es nicht ward, weil es ihm an einer Kleinigkeit, woran es doch so manchem von unserm ehrwürdigen Orten gebricht, nämlich an der zu dem geistlichen Amte erforderlichen Geschicklichkeit fehlte, verdient in der That, so däucht mir, Ihre Aufmerksamkeit und im gewissem Betracht, Ihr Mitleid. Denn ob er gleich in seinem Leben manche Dinge vorgenommen hat, weswegen er eben keine Ehrensäule verdient, so hat er doch auch in seinem Maaße zum allgemeinen Besten sein Scherflein beygetragen, und die merkwürdigste und rühmvollste seiner Handlungen ist die, daß er während seines Ehestandes, und vielleicht auch vorher Kinder in die Welt gesetzt hat, die der Welt nützlich werden, und sich vielleicht auch dazu brauchbar machen können, dereinst die Kriege des Herrn mit Nachdruck zu führen.

Sein Vater, ein ehrlicher Landprediger, hat sich bey seiner Gemeine, die noch itzt seinen

Verlust beklagt, unvergeßlich gemacht, und ich schmeichle mir, daß Sie um des würdigen Vaters willen die kleinen Thorheiten des Sohns übersehen, und mit eben der Behaglichkeit in Ihren Nebenstunden seine Geschichte lesen werden, womit mancher von uns aus Langerweile die Kirchenbücher oder die alten Register und Lebensläufe seiner Vorweser durchblättert, und zusieht, was seine Vorgänger im Amte zu ihren Traurungen, Abdankungen, und Leichenpredigten für Texte genommen haben.

Ich kann mirs freylich wohl vorstellen, liebe Herren Konfratres, daß manche von Ihnen mit dieser Arbeit nicht zufrieden seyn, und meinen werden, ich hätte etwas nützlichers schreiben können; allein die Welt verlangt nicht lauter nützliche Bücher, sie verlangt auch Schriften, deren Hauptzweck Unterhaltung und ein anständiger Zeitvertreib ist. Und wenns der Geschmack der Zeit, worinn man lebt, so mit sich bringt, wenn einmahl Schriften, die das Gepräge der Heiterkeit und der Laune an ihrer Stirn führen, willkommener sind, und begieriger gelesen werden, als die ernsthaften, so muß der Schriftsteller, will er anders nicht gleich den alten Jungfern versauern, sich darnach bequemen.

Mo-

Mögens mir ja nicht übel nehmen, liebe Herren Konfratres! daß ich Ihnen dieſen zweyten Theil einer mit mancherley merkwürdigen Auftritten durchwebten Geſchichte zueigne. Es iſt fürwahr herzlich gut gemeint, und meine Hauptabſicht gehet dahin, (Sehen Sie, wie offenherzig ich bin) daß Sie ſich dies Buch anſchaffen, es ihrer Bibliothek einverleiben, und meinen Herrn Verleger hübſch in Nahrung ſetzen ſollen. Künftig geb' ich Ihnen dafür wieder einen Band Predigten, aber lauter Meiſterſtücke, verſteht ſich, denn des ſchlechten Zeugs, was in unſern erleuchteten Zeiten hie und da zum Vorſchein kommt, haben wir doch genug. Die Verdauung des Lungenmußes, welches ich heute, um meine ſchwache Bruſt zu ſtärken, und meiner dritten Frau einen geſunden Mann zu pflegen, mit groſſem Appetit zum Mittagbrodt verzehrt habe, hindert mich, Ihnen mehr zu ſchreiben. Ich habe zwar noch viel auf dem Herzen, aber es iſt ja eben nicht nöthig, daß es auf einmahl herunter komme. Es wird ſich wohl bald wieder, denn mir ahndet ſo etwas, eine Gelegenheit finden, mich mit Ihnen zu unterhalten, und Ihnen öffentlich zu ſagen, daß ich — allen Pfarrherrn und Seelſorgern gute Lungen, und den Schwind-

ſüchtigen unter ihnen eine baldige Auflöſung wünſche *), und daß ich mit vieler Hochachtung bin.

Ihr

ergebenſter Freund und Diener,

der Verfaſſer.

Nachſchrift. Zur Nachricht dienet noch, daß mir dieſer zweyte Theil einer merkwürdigen Kandidatengeſchichte weit ſaurer, zu ſchreiben, geworden iſt, als der erſte, welches Ihnen, meine Herren! zum Leitfaden bey deſſen Beurtheilung dienen mag. Ob etwa die kurzen Winkertage dran Schuld ſind, daß die Geburt nicht alsbald eintreten wollte? Wer unter Ihnen Schriftſteller iſt, wirds wohl wiſſen, wie's damit zugeht. Einer gebiert leicht, der andere ſchwer. — Sie gehaben ſich wohl!

*) Meinen Herren Amtsbrüdern kann ich bey dieſer Gelegenheit eine treflich Abhandlung empfehlen, welche den Titel führt: Iac. El. Weigand diſſ. disquirens morbos ex concionibus prolixis & impetuoſis metuendos, das iſt verdeutſchet: Abhandlung von den Krankheiten, die von gar zu langen und mit übergroßer Anſtrengung der Stimme gehaltenen Predigten zu befürchten ſind. Erf. 1778. Es ſoll nächſtens, geliebts Gott, unter meiner Aufſicht eine Ueberſetzung dieſer wichtigen Schrift veranſtaltet werden.

Matthias

Matthias Lukretius,

sonst Votius genannt;

oder

Geſchichte eines verunglückten
und metamorphoſirten Kandidaten.

Zweyter Theil.

Ein neuer Stand, neue Sitten. So heißt es in einem alten Sprichwort, es trift aber nicht allemal zu. Am wenigsten pflegt diese Aenderung der Sitten, die man bey Standesverwandlungen oder Standeserhebungen als etwas gewöhnliches voraussetzt, alsdenn zu erfolgen, wenn wir bereits ein gewisses Alter erreicht haben, wo unsere Seele, des Spielwerks, welches sie täglich vor Augen sieht, und der Abwechselung von Erdenfreuden mit widrigen Schicksalen gewohnt, anfängt, sich gleichsam in sich selbst zurückzuziehen, und von dem Gewühle der Leidenschaften auszuruhen. Ueberdies gewöhnt man sich leicht an etwas, was uns anfänglich seltsam und neu dünkt; man wird der schönen, wie der häßlichen Gesichter, des Leids, wie des Vergnügens gewohnt, weil alles, was in dieser Reihe der zufälligen Dinge reizend, genießbar, und anziehend ist, dem

unwidertreiblichen Gesetze der Vergänglichkeit und des Altwerdens unterworfen ist.

Matthias Lukretius, der schon den Herbst seines Lebens angetreten hatte, welcher ihm noch manche schöne Tage versprach, ging als Bürger, Bierschenker und Pferdeverleiher seinen Weg gerade fort, entschlug sich aller Sorgen, und ließ sich mit seiner lieben Hälfte, welche wir bereits als eine gute Wirthinn charakterisirt haben, das Essen und Trinken wohl schmecken. Um aber nicht ganz das Andenken seines vorigen Standes, dessen Erinnerung ihn, weil er etwas ehrgeitzig war, zuweilen, jedoch nur auf eine kurze Zeit, mißmüthig machte, zu verlieren, so fing er eine Lesegesellschaft an, welches ihm bey müßigen Stunden einen angenehmen und zugleich wohlfeilen Zeitvertreib verschaffte. Denn er behielt die gelesenen Bücher, wenn sie aus dem Zirkel zurückkamen, und verkaufte sie nachher. Es fand sich unter diesen Büchern auch der gehörnte Siegfried, den ein großer Liebhaber der Balladen und alten Rittergeschichten aufs neue hatte auflegen und mit schönen Kupfern auszieren lassen *).

Lu-

*) Mich hats lange gewundert, daß nicht schon jemand von unsern schönen Geistern, die, weil sie der Modetrachten und

Lukretius war ohngefehr anderthalb Jahr mit seiner zweyten Gattinn verheurathet, als sie ihn mit einem jungen Sohne beschenkte, den die letztere Joachim Leberecht genannt wissen wollte. Lukretius aber verwarf diesen Namen, weil er sich noch des grimmigen Produkts erinnerte, den er in seiner Jugend von dem Magister Leberecht bekommen hatte, und wollte schlechterdings einen ihm so verhaßten Namen in seiner Familie nicht leiden. Lukretius erzählte diese Namengeschichte dem taufenden Prediger Ohnesorge, welcher ein großer Freund der scharfen Kinderzucht war, und dabey die Anmerkung machte, daß vielleicht ohne diesen Produkt kein so wackerer Mann aus ihm geworden wäre. Das Kind bekam bey der Taufe, bey welcher Lukretius einen stattlichen Schmaus

und des freyen, ungenirten Wesens überdrüßig sind, die Zuckergeperücken und steifen Handschuhe unserer Urgroßväter wieder hervorsuchen, auf den Einfall gekommen ist, den gehörnten Siegfried, die schöne Magdelone und die Feenmährchen vom Aschenbrödel, womit man sonst die Kinder einschläferte, wieder aus dem Staube hervorzuhohlen, und ihnen ein neues Gewand anzuziehen. Das wären auch so allerliebste Volksromane, und sollten dem Till Eulenspiegel wohl gleich kommen. Wer Lust zu lesen und zu kaufen hat, und sich gern zurückziehen möchte ins graue Alterthum, der melde sich!

Schmaus gab, die Namen Joachim Sigismund von einem vornehmen Manne, welcher dabey Gevatter ſtand *).

Lukretius, der an ſeiner neuen Wirthſchaft immer mehr Geſchmack fand, hatte kurz vor der Geburt ſeines Sohnes angefangen, Fremde und Reiſende zu beherbergen, und weil er ſehr billig und höflich war, ſo bekam er viel Zuſpruch, ſonderlich von Leuten vom Lande. Von ohngefehr kam ſeine geweſene Frau mit ihren beyden Kindern, George und Amalia in gewiſſen Geſchäften nach B. und quartierte ſich in dem Gaſthofe des Matthias Lukretius ein, ohne zu wiſſen, daß ſie in dem Wirthe ihren geweſenen Mann finden würde, denn ſie hatte ſeit geraumer Zeit nichts von ihm gehört. Sie bekam ihn aber nicht eher zu ſehen, als an dem Tage, da ſie wieder abreiſen wollte. Er brachte ihr die Rechnung, und beyde erſtaunten nicht wenig über

*) Eine beſondere Abhandlung vom Gevatterſtehen, von deſſen Urſprung, Nutzen und Mißbräuchen iſt in der bey dem Verleger dieſes Romans in Halle herauskommenden Wochenſchrift: Vermiſchte Aufſätze zur Beförderung der Litteratur und der Sitten, im 10ten und 11ten Stück des erſten Theils enthalten.

über eine so sonderbare Zusammenkunft. Der Funke ehemaliger Liebe, welchen Zeit und Abwesenheit ausgelöscht hatten, glimmte aus der Asche hervor, und die getrennten Eheleute umarmten sich einander auf das zärtlichste. Beyde Kinder waren ziemlich herangewachsen, und George insonderheit war schon im Begriff, die Universität zu beziehen. Amalia war ein überaus schönes Mädchen geworden, und reifte den Umarmungen eines zärtlichen Gatten, für den schon itzt ihr wallender Busen klopfte, entgegen. Lukretius bat seine ehemalige Gattinn, noch einen Tag länger zu verweilen, und sie ließ es sich gefallen. Er war neugierig, zu wissen, wie es ihr bisher gegangen wäre, und sie befriedigte seine Neugierde folgendergestalt.

„Ich habe (so redete sie) seit unserer Ehe„scheidung, woran hauptsächlich meine Mutter „und gewissermaßen auch mein älterer Bruder, der „Geistliche, Schuld ist, und seit Ihrem letzten „Briefe, wodurch ich sehr gekränkt wurde, weil „ich's wirklich noch gut mit Ihnen meinte, fast „gar nichts mehr von Ihnen gehört. Ihr Schick„sal dauerte mich, ich vergoß öfters Thränen darü„ber, durfte mir's aber vor meinen Anverwand„ten

„ten nicht merken lassen. Mein Vater war der „einzige, der noch billig von Ihnen dachte, und „mir meinen gerechten Kummer zu gute hielt. „Einst bildete ich mir gar ein, daß Sie gestorben „wären, ich konnte dem Gedanken, wozu ich gleich„wohl keine nähere Veranlassung hatte, nicht wi„derstehen, und dies verursachte mir neue Unruhe. „Oft beschäftigte ich mich mit Ihnen im Träume, „und umarmte Sie auf das zärtlichste, weil es „mir immer vorkam, als ob Sie mich verlassen „wollten, wenn ich aber erwachte, so wars mein „Kopfkissen, welches ich so fest in meinen Armen „hielt. Ich verfiel in dem ersten Jahre, nachdem „wir getrennt waren, in eine auszehrende Krank„heit, die anfänglich tödtlich zu seyn schien, wo„von ich aber doch auf den guten Rath eines „Freundes durch ein sehr einfaches Hausmittel „wieder befreyet wurde. Nachdem ich wiederher„gestellt war, und meine frische Farbe sich wieder „einfand, bot mir ein benachbarter Dorfgeistliche, „der bey mir Vermögen vermuthete, seine Hand „an, die ich aber theils aus natürlicher Abneigung „gegen den geistlichen Stand, theils deswegen „ausschlug, weil ich wuste, daß die Absichten mei„nes Freyers nicht lauter waren. Meine Aeltern „und Verwandten verdachten mir's zwar sehr, ich

„er-

„erklärte aber sehr ernstlich, daß ich nicht zum
„zweytenmale das Opfer des Eigensinns der Mei-
„nigen werden, und durch einen übertriebenen Ge-
„horsam mir eine Reue erkaufen wollte, welche
„meine Gesundheit und die Ruhe meines Lebens
„gänzlich untergraben würde. Der Regiments-
„quartiermeister H. den Sie kennen, hatte immer
„noch aus alter Bekanntschaft ein Auge auf mich,
„allein die Abnahme meiner Reitze und meine her-
„anwachsenden Kinder mochten ihn wohl abschre-
„cken, mir etwas vom Heurathen vorzusagen.
„Er war mir, dies gestehe ich gern, nicht gleich-
„gültig, indeß konnte ich es wegen seiner mir be-
„kannten Flatterhaftigkeit nicht für ein großes
„Glück ansehen, mit ihm verbunden zu seyn, und
„das, was er aus Eifersucht gegen Sie unternom-
„men hatte, machte, daß ich ihm weniger gut
„war. Kurz ich entschloß mich, unverehlicht zu
„bleiben, und bis jetzt hab' ich noch keine dringen-
„de Veranlassung und keinen triftigen Bewegungs-
„grund gefunden, von meinem Vorsatze abzuge-
„hen. Die Erziehung meiner Kinder ist mir Gott-
„lob! nicht sehr sauer geworden, es haben sich
„würdige Menschenfreunde gefunden, welche mir
„dieses Geschäft und den damit verbundenen Auf-
„wand erleichtert haben. Ich habe auch zeither

„nicht Ursache gehabt, über sie zu klagen. Geor-
„ge hat vom Stadtmagistrat wegen seines Fleis-
„ses und Wohlverhaltens ein Stipendium bekom-
„men, mein Vater hat ihm auch etwas gewisses
„unter der Bedingung ausgesetzt, daß er Theolo-
„gie studiren soll, und weil er Lust und Geschick
„dazu hat, so mag ich's nicht hindern; wenn er
„so fortfährt, so wird gewiß ein wackerer Mann
„aus ihm werden.

„Meine Amalia ist die Favoritinn der klei-
„chen Frau von B. sie ist ihre beständige Gesell-
„schafterinn, und sie wird ihr gewiß unter die Ar-
„me greifen, wenn sich ein guter Mann für sie
„findet. Das Mädchen besitzt zwey Hauptleiden-
„schaften: Liebe und Ehrgeiz, die sich einander
„das Gleichgewicht halten, und ich hoffe, daß eben
„dieses Gleichgewicht verbunden mit dem Umgan-
„ge und den lehrreichen Erinnerungen der würdi-
„gen Frau von B. sie vor Fehltritten und Aus-
„schweifungen bewahren wird. Der Referenda-
„rius K. ein Verwandter des neuen Stadtschrei-
„bers, der einen starken Anhang und viel Gönner
„hat, gefällt ihr nicht übel, ich habe ihr das Ge-
„heimniß abgelockt, und wenn er erst eine feste
„Bedienung hat, so könnte wohl Rath werden.

„Beyde

„Beyde Kinder haben oft nach Ihnen gefragt,
„mein Bester! ich habe ihnen aber keine befriedi-
„gende Auskunft geben können. Sehet, Kinder,
„sagte sie, indem sie Georgen und Amalien
„aus dem Nebenzimmer hereinrief, das ist euer
„Vater, nach dem ihr euch so oft erkundigt habt,
„ihr wart noch sehr klein, als er aufhörte, euer
„Vater und mein Mann zu seyn — — sie wollte
„noch mehr reden, aber Thränen, die ihren Augen
„entquollen, unterbrachen ihre Rede; Lukretius,
„der sich in ihre Arme warf, küste sie auf, und
„die Dazwischenkunft der Kinder machte der
„rührenden Scene ein Ende.

Lukretius erzählte seiner gewesenen Ehefrau vor ihrer Abreise ganz kurz seine bisherigen Schicksale, und seinen gegenwärtigen Wohlstand, er hütete sich aber sehr, etwas von seiner zweyten Gattinn einzumischen, um ihrer Empfindlichkeit zu schonen, er versicherte sie seines beständigen Wohlwollens, er konnte sich kaum aus ihren Umarmungen losreissen, und nahm von ihr und ihren Kindern, die sich in den rührendsten Ausdrücken seinem Andenken empfohlen, einen zärtlichen Abschied.

Die Magd im Hause, ein schlaues und verschlagenes Geschöpf, die von der allen Frauenzimmern eigenen Neugierde eine starke Portion bekommen hatte, machte sich in den oberen Zimmern, welche des Lukretius ehemalige Gattinn inne hatte, etwas zu thun, und hinterbrachte ihre vertraulichen Gespräche und Umarmungen, wovon sie einen guten Theil mit angehört und angesehen hatte, ihrer in Wochen liegenden Frau, welche ihrem Manne deswegen eine derbe Gardinenpredigt hielt, und ihm sagte: er möchte nicht vor ihre Augen kommen, weil er sich mit fremden Weibern und Mädchen gemein machte. Er erklärte ihr aber das ganze Räthsel, das Zufällige und nicht Verabredete bey dieser Zusammenkunft, und wuste sie bald in dem Grade zu besänftigen, daß sie seine erste Frau und ihre Kinder zu sehen und zu sprechen wünschte, und es bedauerte, daß sie schon abgereiset war.

Lukretius meldete nach einiger Zeit seiner ersten Gattinn, er hätte seiner jetzigen Frau so viel Gutes von ihr vorgesagt, daß sie begierig geworden wäre, sie nebst ihren Kindern kennen zu lernen, er würde, schrieb er ihr, bey ihrem Kirchgange ein Gastmahl anstellen, und bat sie, sich dazu

mit

mit ihrer Tochter einzufinden, weil der Sohn während dieser Zwischenzeit bereits die Universität F. bezogen hatte. Sie schützte bey ihren Aeltern eine Unpäßlichkeit vor, und that unter dem Vorwande, einen berühmten Arzt in B. um Rath zu fragen, mit ihrer Tochter abermals eine Reise dahin, und nahm ihr Quartier bey ihrem ehemaligen Gatten, der sie mit großer Freude empfing, und sogleich seiner Ehefrau vorstellte. Man sahe beyden Personen nicht das geringste von Eifersucht an, als Lukrezius bald der einen, bald der andern in die Arme fiel, beyde errichteten vielmehr eine genaue Freundschaft. Die zweyte Frau unsers Lukretius suchte die erste zu bereden, sich nach B. zu begeben, damit sie sich recht oft einander sprechen könnten, und nie ist wohl ein Gastmal vergnügter verzehrt worden, als dasjenige, welches der metamorphosirte Lukretius bey dem Kirchgange seiner Ehefrau ausrichtete. Er saß bey Tische zwischen seinen beyden Weibern, die ihn wechselsweise liebkoseten, in der Mitte, und erzählte den versammelten Gästen ganz offenherzig die ganze Begebenheit.

Selten wird ein Gastmahl, ein Kindtaufenschmaus und dergleichen angestellt, wobey nicht

der Grund zu einer gröſseren Feyerlichkeit, zu einer Hochzeit und mehreren Schmäusen dieſer Art gelegt würde. Dies iſt ein Erfahrungsſatz, welcher zur Aufklärung und Beſtätigung der philoſophiſchen Sätze: Nichts ohne Grund, und alles hängt in der Welt wie eine Kette zuſammen, dienen kann. Dieſer Fall ereignete ſich auch hier. Amalia, des Matthias Lukretius Tochter erſter Ehe, zog bey dem Kirchgangsſchmauſe die Aufmerkſamkeit eines gewiſſen unverheuratheten Hofraths auf ſich, der ſehr wohl gebildet war, und ein anſehnliches Vermögen beſaß. Er hatte ſich, weil er ſehr edel dachte, längſt vorgenommen, wenn er einſt in den Eheſtand treten würde, ein armes Mädchen glücklich zu machen, wenn ſie auch nur halbſchön und dabey tugendhaft wäre. Er ſaß bey Tiſche neben ihr, und wuſte ſich dergeſtalt bey ihr einzuſchmeicheln, daß er aus ihren ſchalkhaften, blauen Augen die vorläufige Verſicherung leſen konnte, er werde keinen Korb kriegen.

Mit Ehren zu melden ſind alle Frauenzimmer veränderlich, und auf den Genuß des Gegenwärtigen erpicht. Hat noch oben drein ein Liebhaber, der ihre Neigungen feſſelte, einen dummen Streich begangen, z. B. mit einem andern Mädchen

chen gar zu freundlich und vertraulich geſprochen, ſo machen ſie ſich kein Gewiſſen daraus, ihn an ein andern zu vertauſchen, ſollte ſich auch jener darüber zu Tode härmen. Gerade ſo verhielt es ſich mit Amalien und ihrem Verehrer, dem Referendarius K. Er hatte ihr Gelegenheit zur Eiferſucht gegeben, und weil er ohnehin noch keine Bedienung hatte, ſo fand der Hofrath mit ſeinen Anträgen deſto eher Gehör, denn welch Mädchen will nicht gern (wie man in einem gemeinen Sprichwort ſagt,) unter die Haube ſeyn? Gleich des folgenden Tages geſchahe die förmliche Anwerbung, Amaliens Herz und Auge ſagte gleich: Ja, aber um doch die Grimaſſe, welche bey dergleichen Vorfällen gewöhnlich iſt, mitzumachen, bat man ſich vierzehn Tage Bedenkzeit aus. Als dieſe geendigt waren, geſchahe das Verlöbniß bey dem Matthias Lukretius, der ſich als ein geweſener Gelehrter dabey hervorthat, und folgende Rede hielt, wozu er vielleicht in ſeines Vaters hinterlaſſenen Papieren, oder auch in den Werken eines berühmten Kanzelredners Stoff gefunden haben mochte. Eine Rede von einem Bierſchenker? Geduldet euch, Freunde! und richtet nicht vor der Zeit; deſto merkwürdiger und kräftiger! die Verlobungsrede lautet alſo:

Hochgeehrteſte Anweſende!
Theuerſte Verlobte!

„Daß ich Sie, Theuerſte! Verlobte nenne,
„das geſchieht nicht ohne Urſache, ich will dadurch
„anzeigen, daß Sie ohne dieſe Ceremonie, wel-
„che auf eine feyerliche in die Augen fallende,
„menſchliche Verträge beſiegelnde Art den Grund
„zu Ihrer künftigen Verbindung und zu Ihrem
„darum zu hoffenden Glücke legen ſoll, bereits
„in Ihrem Herzen ſeit dem Augenblicke, da Ihre
„ſich einander ſuchende Blicke ſich begegneten,
„und ſich für einander geſchaffen fanden, verlobt,
„verbunden, und zum Eheſtande eingeweiht ſind.
„Die Vorſehung führte Sie zuſammen, und wie
„freue ich mich', daß ich an dem heutigen Tage
„einen ſo unerwarteten und eben deswegen um ſo
„viel rührendern Anlaß bekommen habe, ihre
„weiſe und gütige Regirung, die mich auf ſo
„wunderbaren, groſſentheils rauhen Wegen zu
„meinem Glück führte, zu verehren. Nicht alle
„Ehen werden im Himmel gemacht, aber von
„derjenigen, zu deren Stiftung und vernünftigen
„friedlichen Führung heute das feyerliche Verſpre-
„chen geſchehen ſoll, darf ich es mit gutem Grunde
„behaupten, daß ſie im Himmel geſchloſſen iſt,
„und daß ſie als eine ſolche geſegnet ſeyn wird.

„Ihnen,

„Ihnen, mein wertheſter Herr Hofrath! „übergeb' ich hiermit meine Tochter, weil ich Ih„nen nichts beſſeres geben kann. Schon lange „verehrt' ich Ihre Einſichten und Ihren Charak„ter, ſchon lange waren Sie meinem Herzen „theuer, waren es, ehe ich noch wuſte und ver„muthen konnte, daß Sie mir einſt ſo nahe an„gehen würden. Ich darf es meiner Tochter „nachrühmen, daß ſie von je her ein gutes, folg„ſames Kind gegen ihre Aeltern und Erzieher ge„weſen iſt, und ich traue es ihr zu, daß ſie auch „eine eben ſo folgſame und gefällige Gattinn ſeyn „wird. Bey Ihren beyderſeitigen guten Geſin„nungen und Grundſätzen wird es Ihnen wahr„ſcheinlich nicht an Glück und mannichfaltigem „Vergnügen im Eheſtande fehlen. Rechnen Sie „indeſſen nicht auf einen ununterbrochenen Son„nenſchein des Lebens, den der Weiſe, der die „Vergänglichkeit aller Dinge kennt, nicht einmal „wünſchen darf. Denn der Wohlſtand unſers Her„zens, die Vervollkommnung unſrer Tugend erfor„dert es, daß unſer irrdiſches Leben mit mancherley „Widerwärtigkeiten untermiſcht ſey. Die vor„nehmſte Quelle aber Ihres häuslichen und ehe„lichen Glücks wird Ihre gegenſeitige Zuneigung „und Zärtlichkeit, wird Ihr gemeinſchaftliches

„emſiges Beſtreben ſeyn, ſich einander froh und „jede Laſt, welche ſie etwa drücken möchte, leicht „und erträglich zu machen. O wie ſehr hat der „für unſere Ruhe und Zufriedenheit geſorgt, der „die eheliche Geſellſchaft ſtiftete, und in unſerm „Buſen ein zärtliches Herz klopfen ließ! Wie viel „Vortheile hat die Welt dem Eheſtande zu ver„danken, wenn er mit Weisheit und Tugend ge„führet, und der groſſe Zweck deſſelben, dem „Staate und dem Himmel nützliche Bürger zu er„ziehen, nicht aus den Augen geſetzt wird.

„So gehe denn hin, meine geliebte Toch„ter! in die Umarmungen des würdigen Mau„nes, der in kurzer Zeit dein Ehegatte, dein ver„trauteſter Freund, dein beſter Rathgeber, dein „Tröſter in allen Beſchwerden ſeyn wird. Lange „müſſeſt du mit ihm die unſchuldigen Freuden des „Lebens und der Ehe genieſſen. Lange müſſeſt du „die Feyerlichkeit dieſes Tages in dem Zirkel dei„ner Familie bey geſundem Leibe und zufriedenem „Herzen wiederhohlen, lange müſſeſt du unſre „Wonne, und wenn wir, deine Aeltern, einſt „grau werden, unſer Troſt im hohen Alter ſeyn. „Gott beſtättige meine Wünſche, und gebe uns „allen, einem jeden nach ſeinen Bedürfniſſen, „was uns nöthig und nützlich iſt.„

Einige

Einige, welche bey dieſer Rede gegenwärtig waren, und nicht wuſten, daß Lukretius in ſeinen jüngeren Jahren ſtudirt, und ein Bürgermeiſteramt bekleidet hatte, verwunderten ſich darüber, und ſagten zu ſich ſelbſt: Woher kommt dieſem ſolche Weisheit? Als der Beichtvater des Matthias Lukretius, der Paſtor Kirchſprengel, ein ſehr eigennütziger und habſüchtiger Mann, es erfuhr, daß er bey der Verlobung ſeiner Tochter eine Rede gehalten, und manches darinn vorgebracht hätte, was wider die Reinigkeit der Lehre und wider die ſymboliſchen Bücher ſtritte, ſo nahm er ſich die Freyheit, ihm bey einem zu dieſem Zweck abgelegten Beſuche Vorwürfe darüber zu machen, als ob er ihm durch ſothanes Beginnen ins Amt gefallen wäre, und ihm von ſeinen Accidenzien etwas entzogen hätte. Lukretius entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, und ſchickte dem Herrn Paſtor, nachdem er ihm ein Glas alten Rheinwein vorgeſetzt hatte, einen geräucherten Schinken in die Küche, wodurch er wieder ausgeſöhnt und vom Bannſtrahl, mit welchem er ſonſt gleich fertig war, zurückgehalten wurde.

Des Lukretius geweſene Gattinn, welche durch die Freude über das Glück und über die vor-

vortheilhafte Versorgung ihrer Tochter gleichsam verjüngt wurde, entschloß sich auf dringendes Zureden ihres Schwiegersohns nach B. zu ziehen, um den Rest ihrer Tage daselbst zu verleben, und seitdem war sie mit ihrem vorigen Manne, der ihr je zuweilen, ob sie gleich getrennt waren, so gut er konnte, die eheliche Pflicht leistete, und mit seiner Gattinn ein Herz und eine Seele, daß es männiglich zum großen Vergnügen und vieler Erbauung gereichte, Personen, welche der Eigensinn des Schicksals von einander getrennt hatte, so friedlich und einträchtig mit einander leben zu sehen.

Obs recht war, daß Lukretius mit seiner gewesenen Gattinn einen so vertraulichen Umgang pflegte, das ist unsere Sorge und unsere Untersuchung nicht. Wir überlassen die Entscheidung dieser Gewissensfrage den Herren Theologen und Rechtsgelehrten. So ein großes Bubenstück war es nun wohl eben nicht, wofür mancher Eiferer fürs väterliche Gesetz es ausgeben dürfte. Hatte doch König Salomo, der Weise und Gute, mehr Weiber und Kebsweiber, als Tage im Jahre sind, und ob man gleich in den Schulen der Gottesgelehrten zu sagen pflegt, daß dies zum

orien-

orientaliſchen Hofſtaat gehörte, viel Frauenzimmer zu haben, ſo wie andere Regenten der heutigen Zeit viel Soldaten und Pagen halten: ſo dünkt uns doch, daß die Wolluſt und die Liebe zur Veränderung an jener ſalomoniſchen Vielweiberey nicht weniger Antheil hatte, als Eitelkeit und Pracht. — Es wird vielleicht manchem unſerer Leſer unwahrſcheinlich vorkommen, daß die itzige Gattinn des Lukretius bey jenem vertrauten Umgange ſo ganz gleichgültig blieb, da doch andere Weiber in ähnlichen Fällen ſich der Eiferſucht kaum erwehren können. Allein es war die zweyte Frau unſers Mannes ein gutes, duldſames, treuherziges Geſchöpf, ſie argwöhnte nicht leicht etwas ſchlimmes, und war zufrieden, wenn man ihr nur freundlich begegnete. Uberdies hatte ſich Lukretius gleich im Anfange ihres Eheſtandes bey ihr in ein ſolches Anſehen geſetzt, daß ſie ihm nicht leicht widerſprechen, oder ſeine Art, zu handeln, tadeln durfte.

Als der junge Lukretius, George, der ſich nun auf Univerſitäten befand, die Verbindung ſeiner Schweſter mit dem Hofrath W. erfuhr, verfertigte er ihr zu Ehren ein Hochzeitgedicht, welches wir, um eine Probe von den Fähigkei-

ten

ten des jungen Menſchen und von ſeiner Dichtungsart zu geben, unſern Leſern mittheilen wollen. Der Titel des Hochzeitgedichts hieß: ein Geſicht im Traum, dem angenehmſten Brautpaar zu Ehren.

Im Schutz vom ſchönſten Baume
An blumenreicher Flur
Sah ich im ſüßen Traume
Die reitzende Natur:
Sie ließ durch Nachtigallen
Am kühlen Waſſerfall
Ihr göttlich Lied erſchallen,
Im ſtärkſten Wiederhall.

Ein dicker Wald von Eichen
Umſchließt den heilgen Ort,
Gemiſcht mit Roſenſträuchen,
Die Liebe wohnet dort;
Sie hat in ſeiner Mitte
Sich ihren Sitz gemacht,
In einer Roſenhütte,
Um die die Wonne lacht.

Hier thront ſie auf Altären
Von Raſen aufgebaut,
Zu ihren Füßen ſchwören
Der Bräutgam und die Braut,
Vom treuen Arm umſchlungen,
Sich ewig hold zu ſeyn,
Von ihrer Macht bezwungen,
Sich ihrem Dienſt zu weihn.

Bekränzet führt die Tugend
In dieſes Heiligthum
Die unſchuldvolle Jugend,
Geſchmückt mit Glück und Ruhm;
Die Liebe ſpricht den Segen
Wie Gott: es werde! ſprach,
Und alles ſpricht den Segen
In Symphonieen nach.

Hier ſchlief ich voll Entzücken,
Und Phöbus zeigte ſich
Voll Pracht in goldnen Blicken,
Der keine Pracht je glich.
„Wem prangt, das Feſt zu ſchmücken,
„Der Gott des Tags ſo ſchön?
„Wen ſoll mit trunknen Blicken
„Ich heute glücklich ſehn?

So dacht ich — — und die Lieder
Erſchallten doppelt ſchön — —
Das Echo ſang ſie wieder,
Und weckt mich, aufzuſehn.
Hin nach der grünen Pforte — —
Wer iſt es? — — Schweſter, Du!
Eilt man am Götterorte
Dir ſelch ein Glücke zu?

Du biſts! Dir, und der Wenne
Die Dir zur Seite geht,
Die prangt die goldne Sonne,
In voller Majeſtät!
Dir ſchallt das Lied der Wälder!
Dir lacht die ſelige Flur!
Dir jauchzt das Glück der Felder!
Dich ſegnet die Natur! — —

Und Gott? — — In viel Geschlechtern
Sollst du gesegnet seyn.
In Ehnen und in Töchtern,
Sind dich, wie heute, freun — —
Gott sprachs, — — grub seinem Tempel
Die goldnen Worte ein:
Dies Paar soll ein Exempel
Des Glücks der Ehen seyn.

Dieses Gedicht wurde mit vielem Beyfall aufgenommen. Insonderheit gefiel es dem Bräutigam, welcher seinem neuen Schwager dafür ein Geschenk mit einer goldenen Uhr machte, und ihn ermunterte, sich ferner auf die Dichtkunst zu legen, welche, wenn sie gleich selten Brodt giebt, selten zu Ehrenstellen verhilft, doch für diejenigen, die sie besitzen, eine Quelle mannichfaltigen Vergnügens, und, recht angewandt, allemal eine ehrenvolle Beschäftigung ist. Freylich ein Mädchen von Orleans, Gedichte im Geschmack des Grecourt und andere dergleichen Produkte, wodurch die Sitten verderbt und alle zarten Gefühle der Schaam und des Wohlstands erstickt werden, machen ihren Verfassern und der durch sie entweiheten Dichtkunst Schande. Matthias Lukretius empfand ebenfalls über das aufkeimende Dichtertalent seines Sohnes eine herzliche Freude, welche durch die Glückwünsche

und

und theilnehmenden Komplimente der Gesellschaft, daß er so artige, geschickte Kinder hätte, vermehret wurde.

Die feyerliche Verbindung des Hofraths W. mit Amalien, des Matthias Lukretius Tochter, geschahe acht Wochen nach der Verlobung. Die hochzeitliche Gesellschaft bestand aus dreyßig Personen, worunter sich die ansehnlichsten Männer aus der Stadt, auch einige Glieder des Raths, und zwey Landgeistliche, Anverwandte des Hofraths, befanden. Diese letzteren waren des Komplimentirens und der Stadtsitte nicht gewohnt, und geriethen daher, da sie bey der Tafel von zwey witzigen Rechtsgelehrten, die ihnen fleißig vorlegten und einschenkten, eingeschlossen wurden, oft in große Verlegenheit. Der eine insonderheit, ein gewisser Pastor Gutherz, hatte sich angewöhnt, bey jeder Gelegenheit zu sagen: ich deprezire, ob er es sich gleich recht gut schmecken ließ.

Weil der Pastor Kirchsprengel, als der Beichtvater des Matthias Lukretius, indessen mit Tode abgegangen war (eine Unverdaulichkeit hatte dem guten Mann ins Schattenreich hinübergeholfen) so muste sein Kollege, ein junger, ge-

schickter Mann, Namens Rohrbeck, die Trauungsceremonie verrichten. Da die Rede, die er bey dieser Gelegenheit gehalten hat, in unsere Hände gekommen, und, unserm unvorgreiflichen Urtheile nach, lesenswerth ist, so wollen wir sie denen zum Gefallen, welche nach dergleichen Dingen lüstern sind, mittheilen. Sie lautet von Wort zu Wort also:

„Es ist eine sehr gegründete und fruchtba„re Bemerkung vernünftiger Gottesgelehrten, „daß ein großer Theil der menschlichen Glückselig„keit in ihren eigenen Händen beruhe, daß der „Mensch sich seine Tage erheitern und versüßen, „aber auch verbittern, verkürzen, und erschweren „könne, je nachdem er geduldig oder muthlos, „gut oder böse gesinnet ist. Zwar kömmt unser „gesammtes Glück, der Wohlstand unsers Leibes „und unserer Seele von dem Herrn, dem Geber „alles Guten, in so fern er uns nicht nur mit Anlagen und Fähigkeiten, glücklich zu seyn, und „ein vergnügtes Leben zu führen, begabt, und „uns nach seinem höchsten Wohlgefallen an unserm Wohlseyn die fortdauernde bestmöglichste „Verbesserung unsers Zustandes zur Pflicht gemacht hat, sondern auch die Begebenheiten in

„der

„der Welt so ordnet, die Umstände und Zufälle „des menschlichen Lebens so einrichtet, daß das „Glück der Menschen und die Ehre seiner Regie„rung dadurch befördert werden muß. Demohn„geachtet aber bleibt der Mensch ein freyes und „einer vernünftigfreyen Wahl fähiges Geschöpf, „und die Erlangung und Beförderung seiner zeit„lichen sowohl als ewigen Glückseligkeit eine Sa„che, bey welcher sehr viel, ich möchte fast sa„gen, das meiste, auf seinen Willen, auf sein „Bestreben, auf seine Gemüthsart, auf sein Ver„halten ankömmt. Und eben daher ist die Be„mühung, froh und glücklich zu seyn, und im„mer glücklicher zu werden, für den Menschen „ein Geschäft, eine Sorge von der alleräusserſten „Wichtigkeit.

„Das gilt vornehmlich von derjenigen, „soll ich sagen; genauen und zärtlichen, oder „ernsthaften und freundschaftlichen Verbindung „zweyer sich liebenden Personen, die wir insge„mein die Ehe und den Ehestand nennen. Und „wenn gleich zur glücklichen Führung desselben „der alles vermögende Gott sein Gedeyen, und „zum Flor des häuslichen Wohlstands seinen Se„gen geben muß: so ist und bleibt doch der gegen-

„seitige und geschäftige Trieb christlicher Eheleute,
„sich einander das Leben leicht und angenehm zu
„machen, der vornehmste und sicherste Grund ih-
„rer häuslichen Wohlfahrt und Zufriedenheit, so
„wie auf der andern Seite der unfreundliche,
„feindselige und widerspenstige Sinn die Ehe bey
„allem äusserlichen Glanz und Ueberfluß zu
„einer Hölle auf Erden macht. Wir können das
„gewissermassen aus den Worten Sirachs k. 3,
„v. 2, abnehmen, welche zum Grunde dieser Re-
„de dienen sollen: Lebet also, daß es euch
„wohl gehe.

„Hieraus lernen wir, daß das wahre
„Glück des häuslichen und ehelichen Lebens nicht
„in Schönheit, Reichthum, und äusserlicher
„Pracht, nicht in der sinnlichen Wollust, und in
„einer zahlreichen Familie, sondern in der Ein-
„tracht und Gottesfurcht, und überhaupt in ei-
„ner vernünftigen und christlichen Lebensart be-
„stehe. Warum sind so viele Ehen unglücklich?
„Warum schreyen so viele Aeltern über den Un-
„tergang ihrer verheuratheten Kinder? Warum
„werden in unsern Tagen die Ehescheidungen zu
„einer herrschenden Mode, und die Heurathen zu
„einem nichtsbedeutenden Zeitvertreib? Warum

müssen

„müſſen ſo viele Kinder die traurigen Folgen von „dem Unverſtande, und von dem Leichtſinn ihrer „Aeltern empfinden? Kommt's nicht daher, weil „die meiſten Menſchen bey ihren Eheſtiftungen „nur an das Schätzeſammeln, an ſinnliches Ver„gnügen, Ehre, und Bequemlichkeit denken, „ohne die Mittel dazu zu beherzigen, ohne die Ge„ſinnungen und Tugenden anzunehmen, wodurch „ſie ſich einander glücklich machen, und ihr wah„res, dauerhaftes Wohlergehen befördern kön„nen? Kömmts nicht daher, weil das Verhal„ten der mehreſten Eheleute ſo ſeltſam, ſo kalt„ſinnig, ſo eigennützig, ſo unvernünftig und aus„ſchweifend iſt, daß ſie unmöglich zufrieden und „glücklich ſeyn, und den Zweck ihrer Ehe, die „Beförderung und Vermehrung ihres gegenſeiti„gen Vergnügens erreichen können? Beyſpiele „und Proben davon liefert uns die tägliche Er„fahrung.

„Wenn in ſolchen Verbindungen und Stän„den, wo nach der Abſicht Gottes und der Na„tur Eintracht, Sanftmuth, herzliches Wohlwol„len, gegenſeitiger Dienſtleiſter, und wahre Fröm„migkeit ihren Sitz haben ſollten, Eiferſucht, „Wildheit, unbändiger Zorn, und laſterhafte Aus-

„ſchweifungen herrſchen, wenn ein Ehegatte des „andern Schande, Mißvergnügen und Verderben „befördert, und durch ſeine Schuld die ſanften „Bande der Liebe in die unerträglichen Laſten ei„ner gezwungenen Freundlichkeit verwandelt, kann „da wohl eine Ehe glücklich ſeyn? Kann es da „wohl einem Hauſe, einer Familie wohl gehen? „Kann man ſich da wohl des göttlichen Segens „und Wohlgefallens verſichert halten?

„Doch wozu dienet es, geliebte Anweſende! „Sie bey den erfreulichen Urſachen, welche unſere „Zuſammenkunft veranlaſſen, mit dieſen unange„nehmen Vorſtellungen zu unterhalten, da uns die „Geſinnung und der bisherige Wandel derjenigen, „welchen wir heute, an dieſem für eine würdige „Familie ſo vortheilhaften und feyerlichen Tage zu „ihrer Verbindung glückwünſchen, eine für die „Verlobten glückliche und zufriedene, und für das „gemeine Weſen nützliche Ehe hoffen läſt?

„Ja, theuerſte Verlobte! der Schritt, den „Sie jetzt thun, iſt ein wichtiger Schritt, das „Band, welches Sie heute knüpfen, iſt ein wichti„ges Band, (Gott ſelbſt iſt der gütige Stifter und „der ehrwürdige Zeuge deſſelben,) und ich kann

„Ihnen

„Ihnen nach dem, was ich Ihnen bey dieſer Ge-
„legenheit theils als Prediger, theils als Freund
„und Theilnehmer an Ihren beyderſeitigen Schick-
„ſalen zu ſagen habe, nichts mehr, nichts angele-
„gentlicher empfehlen, als Sirachs güldene Lehre:
„(mag ſie doch der Witzling altväteriſch und abge-
„droſchen nennen,) Leben Sie alſo, daß es Ihnen
„wohl gehe! Leben Sie vernünftig, und lieben
„Sie ſich chriſtlich, beweiſen Sie ſich auch in Ih-
„rem neuen Stande und bey den mannichfaltigen
„Veränderungen und unvermeidlichen Beſchwerden
„deſſelben als rechtſchaffene, gottergebene Men-
„ſchen, ſo wird es Ihnen unter Gottes Beyſtande
„gelingen, das Glück Ihres häuslichen Lebens mit
„jedem neuen Tage wachſen und empor ſteigen zu
„ſehen.

„Widerwärtigkeiten und Leiden, trübe Stun-
„den und fehlgeſchlagene Hoffnungen ſind im Ehe-
„ſtande unvermeidlich; unſer ganzer Lebenslauf iſt
„damit zuſammengeſetzt. Aber wie leicht werden
„Sie die ertragen, wenn Ihnen Ihr Gewiſſen das
„Zeugniß giebt, daß Sie mit einander gewiſſen-
„haft umgehen, und Gott vor Augen und im Her-
„zen haben! Treue, zärtliche Liebe, und chriſtliche
„Gottſeligkeit — dabey werden Sie es gewiß

„gut haben, dadurch wird Ihr Leben auf Erden „ein Himmel, wenigstens ein Vorschmack des „Himmels werden. Der Ehestand ist bey seinen „nach Gottes und der Welt Einrichtung unver„meidlichen, aber doch immer erträglichen Be„schwerden, bey allen den trüben Stunden, die „darinn je zuweilen vorfallen, eine Quelle vieler „innerkannten und von manchen unempfundenen „Glückseligkeit. Das beweisen die heissen Thrä„nen, die bey dem Sarge geliebter Ehegatten un„aufhaltsam fliessen, daß beweist der stumme „Schmerz und die unaussprechliche Trostlosigkeit, „die bey dergleichen Trennungen unsere ganze See„le einnimmt. Und so wie keine Verbindung in „der Welt inniger und zärtlicher, vertraulicher und „dauerhafter seyn kann, als die Ehe, so kann auch „keine glücklicher seyn, als dieselbe, wenn beyde „Theile das ihrige thun, und so leben, daß es Ih„nen wohl gehe.

„Und da ich dies von Ihnen, theure Ver„lobte! an beyden Theilen vermuthen darf, so „werde ich mich glücklich schätzen, durch die feyer„liche Bestättigung und Einsegnung Ihrer im Na„men Gottes unternommenen Verbindung ein Be„förderer Ihrer Wohlfahrt, und ein Gehülfe Ih„rer Freuden zu werden.„

Die-

Dieſer Prediger Rohrbeck war einer von den neumodiſchen, die nicht viel nach der Agende fragen, und eben um ihres neumodiſchen Weſens willen von den Orthodoxen und ihren rechtgläubigen Schäflein, die ihren Lehrern aufs Wort glauben, verketzert und verachtet werden. Er drückte ſich bey der Kopulationsformel, die ſich nach einer kurzen allgemeinen Frage, ob beyde Verlobte ſich noch einander zur Ehe haben, ſich hübſch gut ſeyn, und ſich fleißig mehren wollten, ohngefehr ſo aus: „Ich beſtättige hierauf Ihre Eheverbindung als dem Willen Gottes gemäß und menſchlichen guten Einrichtungen anſtändig, im Namen „Gottes u. ſ. f. Der Herr ſey mit Ihnen und „laſſe Ihr Glück gleich Ihrer Treue ewig ſeyn.„

Einige von den Hochzeitgäſten, ein Paar alte Bürger und Matronen grisgrammten über dieſes von den gewöhnlichen Kirchengebräuchen, die zu ihrer Väter und Grosväter Zeiten üblich waren, gänzlich abgehende Trauungsformular, und ſchüttelten die Köpfe.

Einer aus der Geſellſchaft, der es wuſte, daß der Prediger Rohrbeck mit der Jungfer Braut aus einer Stadt gebürtig, und ihr Informator

gewesen war, argwöhnte so gar wegen des Ausdrucks, dessen er sich in seiner Rede bedient hatte: was ich Ihnen theils als Prediger, theils als Freund zu sagen habe, daß der Herr Seelsorger mit der Jungfer Braut genauer bekannt seyn müsste; es war nur gut, daß er sich gegen den Bräutigam von dieser unchristlichen, argwöhnischen Muthmaßung nichts merken ließ.

Als man abgegessen hatte, verfügte sich auch eine christliche Matrone, die ebenfalls eine große Verehrerinn der alten Kirchengebräuche und eine erklärte Feindinn aller Neuerungen war, zu dem in einer Ecke des Zimmers ein ruhiges Pfeifchen schmauchenden Amtspastor *), und sagte ihm nach einigem Räuspern mit einer sehr bedenklichen Miene, daß sie etwas auf dem Herzen hätte. „Nur heraus damit, Mütterchen! erwiederte der „aufgeräumte Prediger, wir wollen sehen, ob wir „den Gewissensskrupel heben können, ich merke „bald, was es seyn wird. Nicht wahr, meine „Traurede ist zu gelehrt gewesen? Ich hätte „mehr

*) Wegen Erklärung dieses Ehrentitels verweisen wir unsere Leser auf die Zueignungsschrift, welche dem Roman: Leben und Abentheuer des Küsters zu Kummersdorf, Wilibald Schlulerius vorgesetzt ist.

„mehr Sprüche anführen, mehr aus der Agende „vorlesen sollen?„ Die Matrone, eine reiche Brauerfrau in B. anwortete: „Herr Prediger! „Sie sind noch ein junges Menschchen, Sie „können wohl von einer alten Frau eine Lehre an„nehmen. Hören Sie nur, ich sag's Ihnen ge„rade heraus, Ihre Traurede hat mir zwar ge„fallen, aber sie war doch so ganz anders, als „ichs sonst von dem lieben seligen Herren Kirch„sprengel und Kruzius gehört habe. Das wa„ren Männer nach dem Herzen Gottes, Gott ha„be sie selig! „Nun was, haben Sie denn ei„gentlich gegen meine Trauungsrede einzuwen„den, versetzte der Prediger Rohrbeck? Ich „kanns nur nicht so recht von mir geben, Herr „Beichtvater, sagte die Matrone, aber — aber „hören Sie nur, Sie mögen mirs nicht übel „nehmen, die Leute wissen ja nicht, ob sie Frau „und Mann sind, denn Sie legten Ihnen ja „nicht, wie's sonst Mode war, die Hände auf „den Kopf, und sagten ja auch nicht: Herr „Gott! der du Mann und Weib geschaffen „und zum Ehestande verordnet hast *). Ob „ich meine Hände auf das Haupt oder auf die „zu-

*) Ein Gebet, welches in der Kirchenagende befindlich ist, und gemeiniglich nach der Zusammengebung gesprochen wird.

„zusammengeschlossenen Hände der angehenden „Eheleute lege/ ließ sich der Prediger heraus, „das ist im Grunde einerley', meine gute Frau! „wir machen oder stiften ja ohnedies die Ehen „nicht; (dies geschieht durch die beyderseitige Ein„willigung beyder Verlobten) die Ehe ist im „Grunde nichts anders, als ein seiner ersten Ab„sicht nach lebenswieriger Vertrag, den zwey „Personen beyderley Geschlechts mit einander „errichten, und den wir, die wir Diener der Re„ligion sind, guter Ordnung wegen unter An„rufung des göttlichen Segens im Namen Got„tes bestättigen. Statt des in der Agende be„findlichen Gebets, setzte er hinzu, hab' ich ein „kürzeres von gleichem Inhalt substituirt, wel„ches eben die Dienste thut, und nicht minder „kräftig ist, als dasjenige, welches meine Vor„fahren hergeleyert haben. Und daß die neuen „Eheleute nun Mann und Frau sind, daran wird „hoffentlich niemand zweifeln, der bey dieser „Handlung gegenwärtig gewesen ist; sie selbst „wenigstens werden das schon unter sich ausma„chen.„ Die Matrone war mit dieser Antwort zufrieden, und ging, das Resultat ihrer Unterredung den übrigen Gästen und Gevatterinnen zu erzählen, wovon ebenfalls ein großer Theil mit

dem

dem neumodischen Prediger anzufrieden war.„

Es befand sich in der Gesellschaft unter andern ein französischer Marquis, mit welchem der Hofrath W. während seines Aufenthalts in Frankreich eine genaue Freundschaft errichtet hatte. Der Prediger Rohrbeck, der sich auf die Physiognomik verstand, sagte zu einem neben ihm stehenden Gelehrten, nachdem er den Marquis genau betrachtet hatte: „ich wette, daß dieser „Herr ein Abentheurer ist, seine Miene hat et„was interessantes und zugleich gefälliges, die „Franzosen plaudern gern, wir wollen ihn bitten, „uns seine Begebenheiten zu erzählen.„ Man winkte dem Bräutigam, und lispelte ihm ins Ohr, die Gesellschaft wäre neugierig, die Schicksale des Fremden zu wissen, er möchte ihn doch dazu überreden, sie wenigstens mit einem Theil seiner Lebensgeschichte zu unterhalten.

Der Bräutigam bat ihn darum; der Marquis weigerte sich anfänglich, unter dem Vorwande, er hätte kein gutes Gedächtniß, und die Gesellschaft würde bey der Erzählung seiner Begebenheiten lange Weile haben. Endlich ließ er sich erbitten, und redete also:

„Die

„Die Vorsehung ließ mich unter sehr gün-
„stigen und vortheilhaften Umständen zu einer
„Zeit geboren werden, da beynahe ganz Europa
„in Krieg verwickelt war. Mein Vater war
„ehemals ein Kaufmann gewesen; er hatte aber
„die Handlung einige Jahre nach meiner Geburt
„aufgegeben, und er lebte, nachdem er sich hatte
„adeln lassen, von einem ansehnlichen Vermögen,
„welches ihm theils das Glück, theils eine gute
„Haushaltung zuwege gebracht hatte. Er stamm-
„te, wie ich es damals nicht anders wuste, von
„einer alten bürgerlichen Familie in Holland her.
„Er verzehrte die Renten seiner beträchtlichen
„Güter ganz ruhig in einem kleinen Städtchen
„ohnweit Paris, wohin er seinem Bruder zu gefal-
„len, welches ebenfalls ein reicher Mann war,
„gezogen war. Er hatte sich in seinem vier und
„vierzigsten Jahre mit meiner Mutter verheura-
„thet. Sie war von guter Familie, aber nicht
„reich, welchen Mangel des Reichthums Tugend
„und Schönheit ersetzten. Ich kam im zweyten
„Jahre ihrer Verbindung zur Welt. Kaum war
„ich aber sechs Jahr alt, so verlor ich schon meine
„liebenswürdige Mutter. Meiner zarten Kindheit
„wegen empfand ich zwar diesen Verlust nur we-
„nig, mein Vater aber wurde dadurch desto stär-

„ker

„ker gerührt. Da er sie blos ihrer guten Eigen-
„schaften wegen geheurathet, und sie sich einander
„auf das zärtlichste geliebt hatten, so war ihm ihr
„früher Tod desto schmerzhafter, und er konnte sich
„niemals zu einer zweyten Verbindung entschlies-
„sen, so vortheilhaft auch die Gelegenheiten und
„Vorschläge waren, die seinen Vorsatz hätten wan-
„kend machen können. Er betrauerte daher den
„Tod seiner innigst geliebten Gemahlinn Zeitlebens.
„Und da er sie verloren hatte, so warf er seine
„ganze Liebe und Gewogenheit auf mich. Er
„wandte alle mögliche Sorgfalt auf meine Er-
„ziehung. Ich wurde in allen den Sprachen und
„Wissenschaften unterrichtet, deren Kenntniß jun-
„gen Leuten nöthig ist, wenn sie in der Folge der
„Welt nützliche Dienste leisten, und ihr eignes
„Glück gründen wollen. Man gab mir geschickte
„Hauslehrer, denen ich durch Aufmerksamkeit, na-
„türliche Fähigkeit, und Wißbegierde bey ihren Un-
„terweisungen zu Hülfe kam, und denen ich noch
„jetzt ihre redlichen Bemühungen verdanke. Diese
„Erziehung währte bis in mein achtzehntes Jahr.

„Nunmehr war mein Vater entschlossen,
„mich auf eine auswärtige berühmte Universität
„zu schicken, um dort die Rechtsgelehrsamkeit und

„die

„die schönen Wissenschaften zu studiren. Ich be„kam einen geschickten Mann, den Herrn Brom„berg, einen Deutschen zum Hofmeister, welcher „mich auf die Universität begleiten sollte. Er er„warb sich in kurzer Zeit das völlige Zutrauen „meines Vaters, der sich glücklich pries, einen „Mann gefunden zu haben, dem er die Erziehung „eines Sohnes, den er so sehr liebte, überlassen „könnte.

„Unsere Reise verzog sich verschiedener Ursa„chen wegen über ein halbes Jahr. Ich dachte „es nicht, daß meine erste Ausflucht in die Welt „für mich so schmerzhaft werden sollte. Kurz vor „meiner Abreise wollte mein Vater meinetwegen „den Vornehmsten in der Provinz und seinen An„verwandten ein großes Gastmahl geben. Wir „begaben uns in dieser Absicht auf ein schönes „Landgut, welches meinem Vater zugehörte. Es „war ein überaus angenehmer Frühlingstag, und „eine ausgesuchte Gesellschaft. Als es Abend „wurde, sagte mein Vater zu den Gästen: wir „sind nun einmal vergnügt, Kinder! wer weiß, „ob wir jemals wieder einen so frohen Tag erle„ben; ich dächte, Sie liessen sichs noch bey mir „gefallen, und blieben bis morgen. Die meisten

„liessen

„lieſſen ſich bereden, nur einige Damen bra-
„chen auf.

„Des folgenden Tages wurde eine kleine
„Luſtreiſe nach einem nahe gelegenen Gute veran-
„ſtaltet. Mein Vater fuhr in einem kleinen Wa-
„gen, worinn nur eine Perſon ſitzen kann, voran.
„Wir hatten etwa eine Meile zu fahren, und der
„Weg ging durch ein kleines Gehölze, welches zu
„unſerm Gut gehörte. Einige Tage zuvor war
„ein ſtarker Sturm geweſen, der viele Bäume um-
„geworfen hatte. Die Bauern hatten zwar Be-
„fehl bekommen, die Bäume über die Seite zu
„bringen, und den Weg frey zu machen, ſie hat-
„ten es aber unterlaſſen, und wir waren genö-
„thigt, wieder umzukehren, und einen andern Weg
„zu ſuchen. Mein Vater, dem dieſer Umweg nicht
„anſtund, bat uns, ihm nur friſch zu folgen, weil
„ihm ein Nebenweg bekannt wäre, der uns unfehl-
„bar zu Statten kommen würde. Indem er aber
„über einen mäßigen Baum, der an der Seite des
„Weges lag, fahren wollte, wurden die Pferde
„ſcheu, und gingen in vollem Rennen mit ihm
„durch. Die Pferde rannten mit ihm eine kleine
„Anhöhe hinauf, weil aber auf der andern Seite
„eine große Tiefe war, worinn dickes Geſträuch

„und Dornen wuchsen, so stürzte der Wagen ohne „Rettung hinunter, wir kamen eben dazu, als der „Fall geschah. Einige von unserer Gesellschaft „nahmen eiligst einen an der Seite heruntergehen„den Weg, um meinem Vater, zu Hülfe zu kom„men. Wir trafen ihn aber in dem traurigsten „Zustande an. Er lag da, wie ein Todter. Un„sere Bedienten musten eiligst nach der nächsten „Stadt jagen, um einen geschickten Wundarzt zu „hohlen. Wir liessen ihn indessen ganz langsam „nach unserm Gute fahren.

„Dieser Unglücksfall störte unsere Lust gänz„lich, und die ganze Gesellschaft zerstreuete sich. „Nur einige von unsern Anverwandten blieben bey „uns. Wir konnten aus den Mienen der Aerzte, „als sie den Patienten untersucht und verbunden „hatten, abnehmen, daß sie an einer glücklichen „Kur zweifelten. Der Doktor zog meiner Mut„ter Bruder auf die Seite, und gab ihm zu ver„stehen, es sehe sehr gefährlich mit dem Patien„ten aus, und die Arzneyen, welche sie ihm „verordnen könnten, würden nicht viel helfen. „Die Aerzte stellten indessen meinen Vater in so „weit wieder her, daß sein Verstand sich wieder „einfand, und er zwar schwach, aber doch vek„nehm-

„nehmlich sprechen konnte. Des folgenden Ta„ges verlangte er den Geistlichen, mit dem er sich „beynahe eine Stunde lang unterredete. Es schien „zwar, als wenn es sich mit ihm bessern wollte, „aber unsere Freude war vergebens, er starb am „sechsten Tage nach dem unglücklichen Fall, nach„dem er vorher über sein Vermögen disponirt, und „die Verwaltung desselben während meiner Min„derjährigkeit meiner Mutter Bruder, auf dessen „Ehrlichkeit er das gröste Vertrauen setzte, auf„getragen hatte.

„Ich war zwar über den Verlust eines so „würdigen Vaters ganz untröstlich, aber ich er„hohlte mich wieder einigermaßen von meiner „Traurigkeit, wie es junge Leute zu machen pfle„gen, als ich bey Eröffnung des Testaments er„fuhr, daß ich Herr über ein Vermögen von „80000 Thalern an baarem Gelde wäre, wel„ches gröstentheils auf liegende Gründe oder „sichere Obligationen ausgeliehen war. Der „Werth der Güter belief sich eben so hoch, die „Stutereyen, den Viehstand, und das kostbare „Hausgeräth ungerechnet. Mein Oheim trat „nun die Verwaltung meines ganzen Vermögens „an, und ich machte nebst meinem Hofmeister

„die nöthigen Anſtalten zur Reiſe. Ich bedung „mir von den jährlichen Einkünften, ſo lange ich „auſſerhalb Landes ſeyn würde, und keine weitere „Veränderung zu machen nöthig hätte, jährlich „3000 Thaler für mich, und 300 Thaler für mei„nen Hofmeiſter aus.

„Unſere Reiſe ging über Hamburg nach „Leiden, wo ich mich unter der Anführung „meines Mentors bemühete, den Zutrit zu den „gelehrteſten und anſehnlichſten Männern zu er„langen. Ob ich mich gleich als Juriſt einſchrei„ben ließ, ſo legte ich mich doch hauptſächlich „auf die ſchönen und philoſophiſchen Wiſſenſchaf„ten, an welchen ich mehr Geſchmack fand, als „an der trockenen Juriſterey. Mein Hofmeiſter, „der ſehr viel Welt- und Menſchenkenntniß be„ſaß, und in kurzer Zeit meine ſchwache Seite „ausgeforſcht hatte, wuſte mich in beſtändiger „Beſchäftigung zu erhalten, um zu verhindern, „daß ich nicht auf arge Gedanken fallen möchte.

„Aber wie leicht iſt es nicht jungen Leuten, „welche die Liebe plagt, den ſcharfſichtigſten Ar„gus und alle Aufſeher zu betrügen, zumal, „wenn ſie bey ihren verliebten Unternehmungen

„ſchlau

„ſchlau und vorſichtig zu Werke gehen! Ich be-
„kam in einer zahlreichen Geſellſchaft ein junges
„und reiches Frauenzimmer zu Geſichte. Sie be-
„zauberte mich ganz, und ich ſuchte ohne Vor-
„wiſſen meines Mentors ihre Bekanntſchaft. Es
„war ein ſehr liebenswürdiges und ſchmeichelhaf-
„tes Geſchöpf, eine reizende Brunette. Wir
„wurden bald mit einander vertraut, und ſtimm-
„ten in unſern Neigungen und Abſichten gänzlich
„überein. Es war die Tochter eines verſtorbenen
„Banquiers, die, ſich ſelbſt überlaſſen, von ih-
„ren Renten lebte. Ich beſuchte ſie des Nachts,
„wenn mein Hofmeiſter am feſteſten ſchlief, in
„ihrem Schlafzimmer. Ich erhielt ohne große
„Mühe einen Sieg, den ſie ſelbſt wünſchte. Die
„Aufwärterinn ward gehörig beſchenkt, damit ſie
„nichts ausplaudern möchte, und wir ſetzten die-
„ſe Lebensart ungeſtört einige Wochen fort, bis
„endlich ein beſonderer Zufall dieſe Ergötzlichkeiten
„unterbrach.

„Ich war nebſt meinem Hofmeiſter an ei-
„nem Abend bey einem Profeſſor zu Gaſte ge-
„laden. Weil die Geſellſchaft ſehr vergnügt war,
„ſo verſpäteten wir uns, und kamen erſt um
„Mitternacht nach Hauſe. Mein Hofmeiſter

„blieb noch über eine Stunde auf, ehe er so höf-
„lich war, schläfrig zu werden. Als ich merkte,
„daß er eingeschlafen war, machte ich mich in
„aller Stille davon, und trat meine verliebte
„Wanderschaft an. Ich kam an die Wohnung
„meiner Prinzeßinn. Ich fand die Wohnung
„zwar offen, aber hier war kein Kathrinchen,
„(so hieß die Aufwärterinn) die mich zurecht wei-
„sen konnte. Finster war es, ich hatte zwey
„schlimme Treppen zu steigen, ehe ich das Ka-
„binet meiner Dame erreichen konnte, und über-
„dies war ich ein wenig betrunken. Alle diese
„Umstände machten mich furchtsam. Endlich
„hörte ich, daß sich etwas auf der Treppe regte.
„Ich versteckte mich geschwind in einen verborge-
„nen Winkel, und weil der Mond etwas schien,
„so konnte ich alles bemerken, ohne entdeckt zu
„werden. Gleich darauf kam Kathrinchen mit
„einem Studenten, der sich in einen weissen
„Mantel verhüllt hatte, die Treppe herab. Die-
„ser junge Herr war mir aber, so bald ich ihn er-
„blickte, sehr wohl bekannt. Sie sprachen noch
„einige Augenblicke vor der Thür mit einander.
„Als mein Mitbuhler weg war, kam ich zum
„Vorschein. Das Mädchen erschrack nicht we-
„nig, als sie mich sahe. Sie bat mich, ich

möchte

„möchte mir nicht böſe ſeyn, ſie wollte mir alles „geſtehen. Hierauf erzählte ſie mir: es hätte „dieſer Student meine nächtlichen Beſuche ent„deckt, und weil er mir von Geſtalt ſehr ähn„lich wäre, ſo hätte er ſchon lange geſucht, ſich „an meiner Statt ins Haus zu ſchleichen. Da „ſie nun dieſe Nacht bis zwölf Uhr auf mich ge„wartet hätte, ſo wäre er mir zuvorgekommen, „und weil ſie geglaubt hätte, es wäre der rechte, „ſo hätte ſie ihn zu ihrer Mamſell hineingeführt. „Dieſe hätte den Betrug ebenfalls nicht gemerkt, „bis er ſich endlich ſelbſt entdeckt und durch „Schmeicheleyen ſie beſänftigt hätte. Es wäre „ihm auch der fernere Zutritt, wenn ich abwe„ſend wäre, verſtattet worden. Dieſe Erzäh„lung machte mich raſend, ich verließ die Zofe „ganz erbittert und beſchloß, eine ſo ſaubere „Mamſell, die mit ihren Gunſtbezeugungen ſo „freygebig wäre, niemals wieder zu ſehen, an „meinem Nebenbuhler aber mich nachdrücklich zu „rächen.

„Einige Tage darauf ward ich den jungen „Herrn auf den Fechtboden gewahr. Ich zog „ihn auf die Seite, und gab ihm zu verſtehen, „wir müſten uns ſchlagen. Er verſtund mich.

„Wir gingen auf einander los; er verwundete „mich in die Hüfte, und ich ihn in den Arm, ehe „einer von den Anwesenden unsern Zweykampf be„merkte. Der Fechtmeister kam noch zu rechter „Zeit, und brachte uns aus einander. Man frag„te uns nach der Ursache unsers Streits, wir „wandten aber Kleinigkeiten vor, und versöhnten „uns wieder. Meine Wunde wurde bald wieder „geheilet. Indessen brachte mich dieser Vorfall zu „einigem Nachdenken über mich selbst; ich ver„wünschte das Frauenzimmer und die Liebe, ich „faßte mancherley gute Vorsätze; wollte Gott! „ich hätte sie ausgeführt.

„Mein Hofmeister erfuhr von dem Fecht„meister, was vorgegangen war, und stellte mich „darüber zur Rede. Die Art, wie er es that, „erweckte mein völliges Zutrauen, und ich ent„deckte ihm das ganze Geheimniß. Ich wäre „bald darauf wieder in eine ähnliche Liebesintrigue, „die mir vielleicht noch mehr Verdruß hätte zu„ziehen können, verwickelt worden, allein theils „das Andenken an die vorige Begebenheit, theils „die genaue Aufsicht meines Mentors schützte „mich dagegen, und alle Entwürfe dieser Art „kamen niemals zur Reife.

„Mein

„Mein Hofmeiſter ſahe es wohl ein, daß „die weitläuftige Bekanntſchaft, in welche wir „unvermerkt gerathen waren, mir am Ende ge„fährlich werden könnte. Er ſchrieb daher mit „meiner Bewilligung an meinen Vormund, daß „er es für rathſam hielte, wir beſuchten noch ei„ne andere Univerſität, und ſähen uns in der „Welt ein wenig um. Der Vormund ließ ſich „dieſen Vorſchlag gefallen, und bewilligte die dazu „erforderliche Geldſumme, ſchrieb aber auch zu„gleich, wir möchten uns etwas einſchränken, „weil die Intereſſen von meinen Kapitalien nicht „mehr ſo richtig einliefen, und ein gewiſſer Kauf„mann, der einen beträchtlichen Theil meines „Vermögens in Händen hätte, im Begrif ſtünde, „bankerutt zu werden. Dies waren nun frey„lich ſchlechte Aſpekten, und es ward mir bey die„ſer Nachricht übel zu Muthe. Mein Hofmeiſter „fing an, auf meinen Oheim ſelbſt einen Ver„dacht zu werfen, als ob er bey der Verwaltung „meiner Kapitalien nicht gewiſſenhaft zu Werke „ginge, und es zeigte ſich in der Folge, daß ſei„ne Beſorgniß, ſo ſeltſam ſie mir auch vorkam, „nicht ungegründet geweſen war. Es traf hier „das Sprüchwort ein: des Menſchen Feinde ſind „ſeine Hausgenoſſen.

„Ich muß es gestehen, daß ich Leiden „ungern verließ, denn es hatte mir dort überaus „wohl gefallen, und ich hatte mich unter der An„führung der berühmtesten Lehrer in den zu mei„nem künftigen Stande erforderlichen Wissen„schaften ziemlich festgesetzt. Wir beschlossen, „uns nach England zu begeben, und diese Reise „nach England wurde leider! die Quelle meines „Unglücks. Wir besuchten zuerst die Universität „Oxford, wo wir uns nur ein Jahr aufhielten. „Ich hatte in Leiden die englische Sprache er„lernt, so daß ich nicht nur ein Buch verstehen, „sondern mich auch ziemlich ausdrücken konnte. „Die Engländer, welche ich dort kennen lernte, „schienen das Nationalvorurtheil, welches sie „sonst gegen die Franzosen haben, in Ansehung „meiner und meines Hofmeisters gänzlich abge„legt zu haben, denn wir hatten beyde in unserm „Betragen etwas gesetztes und ernsthaftes, wel„ches ihnen Zutrauen einflößte, und ich bekam „unter den Studierenden in kurzer Zeit viele „Freunde.

„Einen meiner guten Bekannten, mit dem „ich mich öfters zu belustigen und auszureuten „pflegte, hatte einst der sogenannte Spleen ergrif„fen

„fen

„fen, die Urſache davon war ein ausgebliebener „Wechſel. Er ging an einem ſchönen Herbſttage „ſehr früh vor meinem Fenſter vorbey, und ſagte „zu mir, indem ich hinaus guckte: Lebe wohl, „Bruder! Er ſahe ſehr finſter und zerſtreut aus; „weil ich eben angekleidet war, eilte ich ihm nach, „und erfuhr von ihm, daß er im Begriff ſey, ſich „zu erſchieſſen. Ich lachte ihn aus, er ward deſto „ernſthafter, und fing an, ſich zu verfluchen, wenn „er nicht Wort hielte. Ich that ihm endlich, als „ich ſeine Hartnäckigkeit ſahe, ernſthafte und ver„nünftige Vorſtellungen; ich beſchwor ihn bey „unſrer Freundſchaft; ich wuſte, daß er ein Mäd„chen hatte, auch dieſes führte ich ihm zu Gemü„the; ich war auch zuletzt ſo glücklich, ihn von „ſeiner Thorheit zu heilen, er kehrte mit mir um, „und wir bemühten uns, die Grillen nebſt den „Vorurtheilen, wodurch ſie erzeugt werden, in ei„nem guten Glaſe Wein zu erſäufen.

„Sonſt begegnete mir eben auf dieſer Uni„verſität nichts merkwürdiges. Man wollte mich „überreden, den Doktorhut in der Rechtsgelehr„ſamkeit anzunehmen, aber ich überlegte, daß dieſe „Würde mir in meinem Vaterlande und bey mei„nem Vermögen eben nichts helfen würde, und

„ver-

„verbat es. Von Oxford begaben wir uns nach „der Hauptstadt London, welche ich längst zu se„hen neugierig gewesen war, in der Absicht, we„nigstens ein Jahr dort zu bleiben, und alsdenn „durch die Schweitz und durch Italien nach Frank„reich zurückzukehren. Aber unsere schönen Ent„würfe wurden zeitig genug vereitelt.

„Wir mietheten uns in London ein ganzes „Haus, welches eben durch plötzliches Aussterben „einer ansehnlichen Familie ledig geworden war. „Der Wirth und einzige Erbe dieser Familie war „ein bemittelter Schuhmacher, der in einer andern „Straße wohnte. Ich hatte dazu meine beson„re Ursachen, die ich aber gegen meinen Mentor „zu verhehlen und zu bemänteln wuste. Anfäng„lich wollte mir der Geruch der Steinkohlen „nicht bekommen, ich kränkelte beständig; allein „öfteres Verreisen aufs Land, welches mir die „Aerzte anriethen, stellte mich bald wieder her, „und ich wurde hernach desto muthiger, und auf„gelegter, die Freuden des Lebens zu geniessen. „Das erste Abentheuer, welches mir in London „begegnete, setzte mich in ein groſses Schrecken, „ob ich gleich nachher oft darüber gelacht habe. „Einst ging ich an einem Abend aus einem vorneh-

„men

„nen Gaſthofe nach Hauſe. Meine Bedienten „waren etwas zurückgeblieben. Als ich an den „Markt kam, erblickte ich einige betrunkene Ma„troſen, die ein großes Feuer angezündet hatten, „und ſich ſehr luſtig bezeugten, weil ſie vermuth„lich einen feſtlichen Tag hatten. Einer von ih„nen ſagte zu ſeinen Kameraden, als ich mich der „Illumination näherte, um die Urſache derſelben „zu erfahren: es iſt ein franzöſiſcher Hund; „kommt, wir wollen ihn ins Feuer werfen. Ich „erſchrack heftig und rief meine Leute, die nicht weit „von mir waren.

„Toll genug wären die Kerls geweſen, ſich „ein ſo patriotiſches Schauſpiel zu geben, und ihre „Freude durch Verbrennung eines ihnen verhaßten „Franzoſen vollkommen zu machen, wofern ſie „nicht durch die Dazwiſchenkunft meiner Bedien„ten, wovon der eine ein Holländer war, und ei„nes gewiſſen Mylords von meiner Bekanntſchaft, „welcher ſie verſicherte, daß ich ein Teutſcher ſey, „daran verhindert worden wären. Ueberhaupt „habe ich während meines Aufenthalts in England „die Beobachtung gemacht, daß die Engländer „zwar, im Ganzen genommen, gute Leute, auf „deren gegebenes Wort man ſich verlaſſen kann, „aber

„aber doch auch bisweilen sehr heimtückisch, rach-
„süchtig, und unversöhnlich sind, wenn sie einmal
„einen Haß auf jemand geworfen haben.

„Das zweyte Abentheuer, welches ich in
„London erlebte, war meine leichtsinnige und
„übereilte Heurath, die ich oft genug schon ver-
„wünscht und bereut habe. Damit ging es so zu.
„An einem Morgen, da ich eben auf meinem Zim-
„mer allein war, liessen sich zwey fremde Manns-
„personen bey mir anmelden. Ich fragte meinen
„Bedienten, wer sie denn wären, er sagte, der
„eine schiene ein junger Geistlicher zu seyn, und sie
„hätten weiter nichts von sich gegeben, als daß
„sie meine Landsleute wären, und daß sie mich
„wichtiger Ursachen wegen nothwendig sprechen
„müßten. Ich ließ sie also hereinkommen. Der
„eine, welcher das Wort führte, schien ein ältli-
„cher Mann von ohngefehr funfzig Jahren zu
„seyn, und der andere war, dem Ansehen und der
„Kleidung nach, ein junger, überaus wohlgebilde-
„ter Abbe'. Der erste redete mich also an: Mein
„Herr, ich bin der Baron von C. aus Bour-
„deaux gebürtig, und dieser junge Mensch ist mein
„Sohn. Ich habe Ihren seligen Herrn Vater
„sehr wohl gekannt, es war ein wackerer Mann,
„er beehrte mich mit seiner Freundschaft. Das

„Schick-

„Schickſal hat uns durch beſondere Krümmungen
„nach England geführt, ich habe durch den Be-
„trug eines gottloſen Anverwandten den gröſten
„Theil meines Vermögens verloren, und mich hier
„vom Spielen ernährt. Mein Sohn hat bisher
„in verſchiedenen Sprachen Unterricht gegeben.
„Geſtern gerieth ich mit einem holländiſchen Edel-
„mann in Streit, es wurde beſchloſſen, unſere
„Sache mit dem Degen auszumachen. Heute
„früh iſt der unglückliche Zweykampf geſchehen,
„mein Widerſacher iſt ſchwer verwundet, und kann
„vielleicht ſterben, ich muß alſo ohne Zeitverluſt
„flüchtig werden. Ich empfehle Ihnen meinen
„Sohn. Vergönnen Sie ihm nur ein Zimmer in
„Ihrem Hauſe, damit er ohne Geräuſch leben, und
„mein ferneres Schickſal abwarten kann. Er iſt
„mit den nöthigſten Bedürfniſſen verſehen, und
„wird Ihnen weiter nicht beſchwerlich fallen.
„Dieſe Erzählung und die Schönheit des jungen
„Menſchen rührte mich, ich verſprach, ihn bey mir
„zu behalten, der Alte nahm in dem Augenblick
„ſeinen Abtritt, und ließ mich voller Verwunde-
„rung über einen ſo unerwarteten Auftritt mit dem
„jungen Abbe' allein.

„Ich verſicherte dieſen, nachdem ich einige
„Fragen an ihn gethan hatte, meiner Freund-
„ſchaft;

„schaft; ein geheimer Zug trieb mich, ihn zu
„umarmen, welches er mit vieler Zärtlichkeit er-
„wiederte, ich ließ ihm sogleich in meinem Hause
„ein bequemes Zimmer anweisen, und seine Sa-
„chen aus seiner ersten Wohnung abhohlen. Er
„bat mich beym Abschiednehmen sehr dringend,
„ich möchte ihn zuweilen auf seinem Zimmer be-
„suchen. Die ersten Tage nach dem Einzuge des
„jungen Abts gingen unter vielen Zerstreuungen
„hin, wir schmauseten, ich und mein Hofmeister,
„hie und da herum, und kamen gemeiniglich erst
„nach zwölf Uhr nach Hause. Endlich erinnerte ich
„mich meines neuen Ankömmlings, und ließ mich
„bey ihm anmelden, denn das hatte er sich aus-
„gebeten, ich möchte ihn jedesmal meinen Zuspruch
„wissen lassen. Er empfing mich mit vieler Höf-
„lichkeit, und wir verplauderten einige Stunden
„auf die angenehmste Weise. Ich wiederhohlte
„meine Besuche, und wir wurden immer vertrau-
„ter. Ich empfand, wenn ich bey ihm war, und
„insonderheit, wenn ich ihn küste, ein gewisses Et-
„was, welches ich bey den Umarmungen anderer
„Personen meines Geschlechts nicht zu empfinden
„gewohnt war. An einem Abend war ich mit
„meinem Hofmeister in der Komödie. Dort sahe
„ich eine Schauspielerinn, welche mit meinem jun-

„gen

„gen Abt die frappanteſte Aehnlichkeit hatte,
„ich konnte mich nicht ſatt an ihr ſehen, indeſſen
„argwöhnte ich noch nichts von dem, was ich
„bald nachher entdeckte. Mein junger Freund,
„den ich täglich zwey bis dreymal beſuchte, hat-
„te es mir endlich erlaubt, daß ich mir einen
„Schlüſſel zu ſeiner Wohnung konnte machen
„laſſen, um, ſo oft es mir beliebte, ohne allen
„Zwang zu ihm zu kommen. Ich hatte mich bey
„meinen Bedienten erkundigt, ob ſie ſonſt nie-
„mand bey dem jungen Abt aus und eingehen
„ſähen. Sie antworteten: niemand, als einen
„alten Bedienten, der ein großes Pflaſter auf dem
„Geſicht hätte, und ihm vermuthlich das nöthige
„zubringen würde. Einſt ſtand ich des Morgens
„ſehr früh auf, um meinen jungen Abt zu über-
„raſchen. Ich merkte, als ich an ſein Zimmer
„kam, daß er noch ſchliefe. Ich ſchloß ganz
„ſachte auf, und ſchlich mich hinein. Aber, Him-
„mel! wie entſetzte ich mich, als ich in der Per-
„ſon meines Abts ein liebenswürdiges Frauen-
„zimmer mit entblößter Bruſt im Bette liegen
„ſah. — Ich weckte meinen urplötzlich verwan-
„delten Abt durch einige feurige Küſſe. Man
„kann ſich die Verlegenheit leicht vorſtellen, in
„welche dieſes junge Frauenzimmer gerieth, ſich

„auf einmal entdeckt, und in einer so kritischen „Lage zu sehen. Auf der andern Seite kroch ei„ne alte Frau zum Bette heraus, in welcher ich „sogleich den angeblichen Baron erkannte; es „war die Mutter des jungen Mädchens. Ich „entfernte mich auf einige Augenblicke, bis sich „die Frauenzimmer angekleidet hatten. Das „Mädchen erzählte mir, weil sie sich nun nicht „länger gegen mich verstellen konnte: sie wäre „aus Paris gebürtig, sie wäre nebst ihrer Mut„ter durch verschiedene Einbußen genöthigt wor„den, sich dem Theater zu widmen; ein gewisser „Kaufmann, der mit ihrem verstorbenen Vater „in Verbindung gestanden, hätte sie vor kurzem „mit nach London gebracht, und ihr eine Stelle „unter den Schauspielern verschaft; sie besäße „noch ein kleines Kapitälchen von 2000 Thalern; „sie hätte mich auf einem gewissen Ball gesehen, „sich nach meinem Namen und Charakter erkun„digt, und sogleich beschlossen, alles mögliche an„zuwenden, um mit mir näher bekannt zu wer„den. Ihre Mutter wäre zuerst auf den Kunst„grif der Verkleidung gefallen, welche noch „überdies die Nachstellung einer andern ihr un„leidlichen Mannsperson nothwendig gemacht „hätte; und da ihr die gebrauchte Weiberlist gelun„gen

„gen wäre, so sey sie nach einem kurzen Aufenthalt „in meinem Hause entschlossen gewesen, mir ihr „Geschlecht zu entdecken, und mich ihrer zärtlich„sten Liebe zu versichern, aber ihre Mutter hätte „sie bisher davon zurückgehalten. Mit einem „Wort, sie that mir stillschweigend einen Lie„besantrag, und ich war zu sehr von meiner „Leidenschaft berauscht, als daß ich in diesen „Augenblicken namenloser Wonne (wie es Lie„benden zu seyn dünkt) der Vernunft hätte Ge„hör geben können. Ich beschloß ohne weitere „Umstände, sie zu heurathen, und wir wurden „gleich mit einander einig.

„Noch an demselbigen Tage (denn ich bin „von je her sehr hurtig in der Ausführung mei„ner Entschliessungen gewesen), machte ich Anstalten zu meiner Hochzeit; ich gab meinen Bedienten die erforderlichen Aufträge, um das nöthige einzukaufen, und bey einem gewissen Gastwirth eine gute Abendmahlzeit zu bestellen. „Hierauf ging ich zu dem Geistlichen, der die „Trauungsceremonie verrichten sollte; dieser „machte anfänglich einige Schwierigkeiten, und „wollte erst genauere Erkundigung von mir und „meiner Braut einziehen, allein ein Goldstück,

„welches ich ihm mit Versicherung dessen, was „nachfolgen sollte, wenn er uns so kurz, als „möglich, expediren würde, in die Hand drückte, „hob alle Schwierigkeiten.

„Als ich mit dem Geistlichen fertig war, „und er mir versprochen hatte, sich gegen achte „Uhr einzustellen, verfügte ich mich zu meinem „Hofmeister. Dies war der schwerste Berg, „den ich zu übersteigen hatte, und wofür mir „am meisten graute. Es kostete mich nicht we„nig Mühe, als ich mich mit ihm unterredete, „mit dem Geständniß hervorzurücken, daß ich ein „Bräutigam wäre. Ihm war die ganze Sache „ein Räthsel; er spottete über meinen Einfall, und „konnte sich nicht überreden, daß es mein Ernst „wäre. Als er aber die Bedienten mit den ein„gekauften Sachen, worunter verschiedener „Frauenzimmerputz war, ankommen sah, so fing „er an, es zu glauben, und wandte alle Stärke „seiner Beredsamkeit an, mich von meinem Vor„haben zurück zu halten. Allein ich war viel zu „sehr von meiner Leidenschaft erhitzt, als daß ich „seinen vernünftigen Vorstellungen hätte Gehör „geben sollen. Wir entzweyten uns deswegen; „er kündigte mir seine Freundschaft auf, und

sagte,

„sagte, er höre nun auf, mein Hofmeister und „Begleiter zu seyn. Wir söhnten uns aber wie„der mit einander aus, und er versprach mir, „ein Zeuge meiner ehelichen Verbindung zu werden. „Die Trauungsceremonie wurde in aller Stille „vollzogen, und ich glaubte nun der glücklichste „Mensch auf des lieben Gottes Erdboden zu seyn. „In der That war meine Frau ein sehr reizendes „Geschöpf, auf Eroberung der Männerherzen ab„gerichtet, und sie war auch nicht ohne Vermö„gen. Vier Wochen lang suchte ich meine Hey„rath geheim zu halten. Ich schrieb unterdessen „an meinen Vormund, daß ich willens wäre, „mich mit einer Person von guter Familie zu ver„ehlichen, und verlangte seine Einwilligung. Er „antwortete, es wäre zwar seinem Gutachten „nach besser gewesen, wenn ich bis zu meiner „Zurückkunft ins Vaterland gewartet hätte, in„deß hätte er nichts dagegen, und wünschte mir „Glück dazu.

„Nachdem ich ohngefehr einen Monath mit „meiner Frau verheurathet gewesen war, stellte „ich ein großes Gastmahl an, bey welchem ich „meine Heurath bekannt machte. Die ganze Ge„sellschaft wünschte mir zwar Glück zu einer dem

„Ansehen nach so vortheilhaften Verbindung, aber „einige von der Gesellschaft, die meine liebe Hälf„te als Schauspielerinn gekannt hatten, flüster„ten sich darüber mancherley Anmerkungen ins „Ohr. Wir waren ausserordentlich vergnügt. „Nur mein Hofmeister hatte üble Laune, und gab „mir zuweilen Winke, die ich aber nicht verstehen „wollte. Es befand sich in der Gesellschaft unter „andern ein gewisser Holländer, mit dem ich in „London eine sehr genaue Freundschaft errichtet „hatte, und ich hatte es mir damals nicht träu„men lassen, daß er an mir zum Verräther werden „würde. Unter dem Vorwande der Freund„schaft besuchte er uns oft, und er wuste nebst „meiner Frau seine Rolle so gut zu spielen, daß „einige Monathe vergingen, ehe ich es inne wur„de, daß ich Hahnrey war.

„Mein Hofmeister, der seit meiner Verheu„rathung blos auf den Fuß eines Freundes und Gesellschafters mit mir lebte, war der erste, welcher mir hierüber die Augen öffnete. Ich schrieb an den Holländer einen Brief, worinn ich ihm andeutete, er sollte mein Haus meiden, „um sich keinen unangenehmen Begegnungen aus„zusetzen, und meiner Frau machte ich mit dem

„gan-

„ganzen Anstand eines beleidigten Liebhabers,
„welcher mehr innerliche Kränkung, als Zorn
„verräth, die bittersten Vorwürfe über ihre Un-
„treue, die sich mir zu Füßen warf, und ihre Zu-
„flucht zu den Thränen, den gewöhnlichen Waf-
„fen des Frauenzimmers, nahm. Kurz der
„Hausfriede wurde bald wieder hergestellt.

„Als ich ohngefehr zwey Monathe verheu-
„rathet gewesen war, bekam ich einen Brief aus
„meinem Vaterlande von einem gewissen Rechts-
„gelehrten, wodurch ich benachrichtigt wurde,
„mein Onkle, der bisherige Verwalter meiner
„Güter und meines ansehnlichen Vermögens,
„hätte Bankerutt gemacht, und man wüste nicht,
„wo er geblieben wäre. Bey genauerer Erkun-
„digung fand sichs, daß ich durch diesen Schelm-
„streich, den man von einem Blutsverwandten
„am wenigsten erwarten konnte, über die Hälfte
„meines Vermögens verloren hatte. Ich machte
„also gleich Anstalt, in mein Vaterland zurück-
„zukehren, um noch das übrig gebliebene zu ret-
„ten. Ich suchte meine Abreise aus guten Ur-
„sachen vor meiner Frau zu verbergen, sie kam
„aber durch einen meiner Bedienten dahinter, und
„spielte mir einen Streich, der mir eben so uner-

„wartet, als der Betrug meines Onkles war.
„Acht Tage vor meiner Abreise von London fuhr
„ich mit meinem Hofmeister über Land, meine
„Frau stellte sich krank, ich ließ sie also nebst
„ihrer Mutter und einer Aufwärterinn zurück,
„die Bedienten nahm ich auch mit. Als wir zu-
„rückkamen, fanden wir alles ausgeräumt.
„Ich erkundigte mich bey dem Wirth, ob er
„nichts von diesem Vorgange wisse, er antwor-
„tete: meine Frau hätte ihm vor einigen Stunden
„die Schlüssel des Hauses mit dem Bedeuten zu-
„geschickt, er möchte sie mir, wenn ich nach
„Hause käme, einhändigen, sie wäre mit einem
„guten Freunde über Land gereist. Ich fand in
„ihrem Zimmer einen versiegelten Brief von ihrer
„Hand, worinn sie mich benachrichtigte: ich
„möchte mich ihrentwegen keine Mühe geben,
„meine Eifersucht hätte sie bewogen, mich zu ver-
„lassen, und ich könnte mich glücklich schätzen,
„eine Zeitlang ihre Gunstbezeigungen genossen zu
„haben. Ich erfuhr bald, was ich gleich muth-
„maßte, daß sie mit dem Holländer durchgegan-
„gen war, und tröstete mich über ihren Verlust,
„so gut ich konnte. Nun hatte ich keine Ruhe in
„London mehr. Ich ging gerade nach Frank-
„reich zurück, um den noch übrigen Theil meiner

„Gü-

„Güter und meines Vermögens in Beſitz zu neh-
„men. Ich werde mich niemals wieder verheura-
„then, denn ich bin durch mein gottloſes Weib
„mißtrauiſch gegen alle Perſonen ihres Geſchlechts
„geworden, und die Abſicht meiner gegenwärtigen
„Reiſe iſt bloß Zerſtreuung.„ Hier endigte der Marquis ſeine Erzählung, und die Hochzeitgeſellſchaft ging aus einander.

Leute, die einmal für einander beſtimmt und geboren ſind, werden oft, wenn ſie gleich das Schickſal trennt, wieder zuſammengeführt, und die Freude der Wiedervereinigung iſt alsdenn deſto größer, je größer der Schmerz der Trennung war. Matthias Lukretius war mit ſeiner geweſenen Frau, wie wir oben bemerkt haben, ſeit ihrem Aufenthalt in B. auf einem ſehr zärtlichen Fuß umgegangen; die glückliche Verheurathung ſeiner Tochter vermehrte ſeine Liebe zu ihr, und ob er gleich nicht Urſache hatte, mit ſeiner zweyten Gattinn unzufrieden zu ſeyn, ſo entſtand doch zuweilen bey ihm der Wunſch, daß er ſeine erſte Gattinn, die in einem Alter von beynahe vierzig Jahren noch ziemlich reizend war, wiederbekommen möchte. Dieſer Wunſch wurde erfüllt. Seine zweyte Gattinn wurde einige Wochen nach ſeiner Tochter Hochzeit

bettlägerig, und ſtarb an einem auszehrenden Fieber. Bey ihrer Beerdigung trug ſich etwas ſonderbares zu, welches beweiſet, daß Ahndungen keine Chimären ſind.

Ein naher Anverwandter dieſer Frau, ein gewiſſer Prediger vom Lande, ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, war bey ihrer Beerdigung zugegen, und als die Leichenbegleitung vom Gottesacker zurückkam, vermißte man ihn. Lukretius fand ihn im Hofe in einer Art von Staunen; er ſahe ganz blaß aus. Lukretius fragte ihn: Was fehlt Ihnen, Herr Vetter? Er antwortete: mir fehlt jetzt nichts. Aber eine gewiſſe Erſchütterung, die ich bey dem Einſenken Ihrer guten Frau bekommen habe, ſagt mir, daß ich auch bald nicht mehr hier ſeyn werde. Man hielt dies zwar für einen Anfall der Hypochondrie; aber vier Wochen darauf bekam dieſer Mann einen Schwindel, als er eben auf der Kanzel ſtand, und gab nach einigen Tagen ſeinen Geiſt auf. Wiederhohlte Erfahrungen beſtättigen dieſe Bemerkung, daß gewiſſe Leute, die entweder in der Blüthe ihrer Jahre, oder ſonſt unter beſondern Umſtänden ſterben, ihren Tod vorher wiſſen, ob ſie gleich, wenn ſie etwan nahe Anverwandten

und Freunde haben, welche durch dergleichen Anzeigen beunruhigt werden möchten, solches zu verbergen pflegen.

Lukretius hatte mit seiner verstorbenen Frau nur ein Kind gezeugt, dessen wir oben gedacht haben. Dieses härmte sich so sehr über den Tod seiner Mutter, daß es ihr nach einigen Wochen in die Ewigkeit nachging. Lukretius konnte wegen seiner weitläuftigen Wirthschaft nicht lange unverheurathet bleiben. Er ließ sich also drey Monathe nach dem Tode seiner Frau zum andernmale mit seiner ersten Frau trauen, welche sehr vergnügt darüber war, daß sie mit Ehren unter die Haube und in den Mitbesitz eines ansehnlichen Vermögens kam, welches ihr Mann theils durch Erbschaft, theils durch seine gute Haushaltung erworben hatte. Da sie etwas ehrgeitzig war, so muste es ihr freylich wunderlich vorkommen, jetzt schlechtweg Madame, oder wohl gar Frau Lukretius, gelegentlich auch die Bierschenkerinn zu heissen, da sie sonst Frau Bürgermeisterinn geheissen hatte. Sie überredete daher ihren Herrn, daß er sich einen Titel anschaffen möchte, welcher für Geld ohne sonderliche Mühe zu haben war. Dieser wollte anfänglich nicht dran. Geitz und Ehrgeiß

geiz ſtritten mit einander, bis der letztere ſiegte. Er erkaufte ſich für zweyhundert Thaler den Titel eines Kommerzienraths, und ſetzte ſich dadurch freylich manchen Spöttereyen aus. Einer von ſeinen gewöhnlichen Biergäſten veranſtaltete auf dieſen Vorfall ein Gedicht, welches einem Paſquille ſehr ähnlich war. Der neue Herr Kommerzienrath ließ ſichs aber nicht irren, ging ſeinen Gang fort, und pflegte ſein.

In ſeinem Hauſe wohnte eine alte Wittwe, welcher niemand ihren Reichthum angeſehen hätte. Lukretius ſchickte ihr zuweilen, wenn ſie krank war, etwas zu eſſen. Dieſe Gefälligkeit rührte das Herz des alten Mütterchens, und ſie vermachte ihm, als ſie mit Tode abging, ihr ganzes Vermögen, welches in einem Kapital von ſechstauſend Thalern beſtand. In einem hölzernen Kaſten fand man noch, als ſie begraben war, einige Thaler an baarem Gelde, nebſt einem Zettel, worauf geſchrieben war: dieſes ſollt ihr an die Armen geben. Dafür ließ er ihr auch auf dem Gottesacker ein Monument mit der Aufſchrift errichten: Hier liegt eine Wohlthäterinn der Armen begraben. Denn man fand bey ihrer Verlaſſenſchaft verſchiedene Papiere, aus welchen man abnehmen

nehmen konnte; daß sie durch die dritte, vierte Hand wöchentlich etwas an die Armen ausgetheilt hatte.

Die nunmehrige Frau Kommerzienräthinn Lukretius gebahr ihrem Eheherrn in dem ersten Jahre ihres zweyten Ehestandes einen Sohn, dem er den Namen Siegfried gab, weil sein Nachbar und Gevatter, ein gewisser Brauer und Branntweinbrenner Paul, auf den er große Stücken hielt, und mit dem er jeden Abend ein Partiechen Tarock spielte, diesen durch den gehörnten Siegfried berühmt gewordenen Namen führte. Das Knäblein wuchs in kurzer Zeit heran, und gab viel Hoffnung, daß es einst viel Glück haben, und seinen Aeltern Freude machen würde. Insonderheit fand der Knabe, da er ohngefehr sechs Jahr alt war, viel Vergnügen am Reuten und Fahren, mochte gern mit seinen Gespielen Soldatenübungen vornehmen, und bey dem Anblick eines bewaffneten Kriegsmannes freute sich sein ganzes Herz. Daraus schloß man, er werde sich einst in Kriegesdiensten hervorthun, und möchte wohl gar General werden. Zwar wollte der Vater, der, wie wir mehrmals erinnert haben, sehr phlegmatisch, Bequemlichkeit liebend, und friedfertig war, nichts

nichts von dergleichen Soldatenaussichten wissen, aber die Mutter unterstützte den Knaben bey seinem Vorhaben aus Ehrgeitz, und er bezeigte wirklich große Lust, sich dem Soldatenstande zu widmen. Kann wohl noch ein großer Mann aus ihm werden.

Ein verabschiedeter Prediger, Namens Karpendorf, der wegen untergeschlagener Kirchengelder seines Amts verlustig gegangen war, und ehedem mit unserm Lukretius studirt hatte, nahm seine Zuflucht zu ihm, weil er hörte, daß er ein begüterter Mann, und gegen Fremde, die seiner Unterstützung bedürften, sehr wohlthätig wäre. Dieser brachte unsern Mann auf den Einfall, eine Wochenschrift mit seiner Beyhülfe zu schreiben, welche er den Patrioten in Friedenszeiten nannte. Dem Vernehmen nach soll viel herrlicher Schnickschnack darinn zu lesen gewesen seyn, zum Beyspiel die Geschichte eines Besenstiels und einer Knotenperrücke, abgedroschene Gesundheitsregeln, pasquillartige Briefe, Gespräche im Reiche der Todten zwischen einem jungen liederlichen Menschen und einer Kupplerinn, und desgleichen. Anfänglich hatte das Ding guten Abgang, wie eine neue Waare, die aus Paris

kommt

kommt, aber zuletzt wurden die Leute des Geschwätzes überdrüßig, und sagten: uns eckelt vor dieser losen Speise. Es kam bald darauf noch ein anderer Gelehrter, welcher anfing, eine periodische Schrift unter dem Titel: Meine Lieblingsstunden herauszugeben, welche von dem gröſten Theil des Publikums sehr goutirt wurden, und der Herr Kommerzienrath muste mit seiner Schreiberey einpacken.

Der verabschiedete Prediger gerieth durch unsern Lukretius in Bekanntschaft mit einem reichen Kaufmann aus Warschau, dieser nahm ihn mit; er ging zur katholischen Religion über, heurathete ein reiches Mädchen, und erhielt eine ansehnliche Civilbedienung. So wahr ist es, daß eine Begebenheit, die, dem ersten Ansehen und menschlichen Urtheilen nach, jemanden unglücklich zu machen scheint, oft das Mittel zu seinem Glück wird. Es ist daher eine Regel der Klugheit, niemals und unter keinerley Umständen zu verzweifeln, stets wirksam zu bleiben, und immer für die Zukunft das Beste zu hoffen. Der nun verwandelte Prediger, der sich in seinem neuen Stande Algarotti nannte, schrieb an den Kommerzienrath Lukretius von Warschau aus folgenden Brief:

Lieber

Liebster Herr Kommerzienrath!

„Ihnen, theuerster Gönner und Freund! „habe ich hauptsächlich mein gegenwärtiges Glück „zu verdanken. Der Tag, da Sie mich mit so „vieler Großmuth und Menschenliebe in Ihr Haus „aufnahmen, und mit allem, was ich bedurfte, „versorgten, soll mir jährlich ein Fest seyn, und „selten werde ich eine vergnügte Stunde verlebrn, „da ich mich Ihrer nicht erinnern, und Ihre mir „bewiesene Freundschaft nicht gegen die Meinigen „rühmen sollte.

„Für alles Gute, welches ich in Ihrem „Hause genoß, segne Sie Gott! Was werden „meine Feinde sagen, wenn sie von der ansehnli„chen Verbesserung meiner Glücksumstände Nach„richt bekommen werden? Sie, denen mein gänz„licher Untergang, den sie zu befördern trachteten, „ein süßer Geruch gewesen seyn würde? Der „Neid wird die Zähne knirschen, und die vermeint„lich Beleidigten werden sich vielleicht schämen. „Nur wenige Edle, in dem Stande, von welchem „ich ausgegangen bin, werden mir mit theilneh„mender Freude zu meinem neuen Stande Glück „wünschen. — Mögen Sie doch insgesammt „denken und urtheilen, was sie wollen; beati possi„dentes.

„denten. Meine Frau, ein kleines, niedliches „Weibchen, recht zur Liebe und zum zärtlichen „Umgange geſchaffen, empfiehlt ſich Ihnen. „Wie es einem doch ſo wohl iſt, wenn man ein „gutes, treues Weib hat! Wär' es nur nicht ſo „weit, gewiß wir beſuchten Sie zum Frühjahr. „Von meiner Religionsveränderung, welche bey „dem Glück, welches ich hier gemacht habe, con„ditio, sine qua non war, werden Sie ver„muthlich ſchon durch unſern gemeinſchaftlichen „Freund, den Herrn Kaufmann E. benachrichti„get ſeyn. Es fällt mir hierbey eine Stelle aus „den Predigten des großen Koſters ein: Man „kann, ſagt er, auf allen Altären der Gottheit „opfern. Ueberdies hat jede Syſtemsreligion „und jede kirchliche Geſellſchaft in der Chriſten„heit ihre Mängel, eine jede Kirche glaubt „zwar den rechten und allein ſeligmachenden „Glauben zu haben, die eine verketzert die an„dere, ſieht mehr aufs Dogma, als auf die „Ausübung, und am Ende, wenn wir lange ge„nug philoſophirt und dogmatiſirt haben, bleibts „doch dabey: Unter allerley Volk, wer Gott „fürchtet und recht thut, der iſt ihm ange„nehm. Hätte ich doch beynahe eine Predigt ge„ſchrieben. Wie man doch ſo weitläuftig wird,

„wenn man sich mit einem alten vertrauten „Freunde unterhält! So eben schielt mir meine „kleine Frau aufs Papier, und giebt mir, ver„muthlich aus Liebe, einen sanften Backenstreich. „Mag wohl eine Einladung zum Schökern und Zu„bettegehen seyn. Ich wünsch' Ihnen, recht „wohl zu leben, und bin mit immer gleicher „Gesinnung

Ihr

ganz eigener

Algarotti, sonst Karpendorf genannt.

PS. „Meine Namensveränderung wird Ih„nen vielleicht ein Räthsel seyn. Künftig „davon ein mehreres. Wissen sie was „Neues? Sie sollen auch bald mein Geval„ter werden. Ich werde mich tapfer hal„ten, Sie verstehen mich wohl? Noch ein„mal Adio, und Notabene ein großes „Kompliment an ihre Frau Gemahlinn! „Wie würde sie nicht schmollen, wenn „ich sie vergessen hätte.„ —

Unser Kommerzienrath machte sich ein besonderes Geschäft und Vergnügen daraus, die Nachricht von dem Glück und nunmehrigen Wohlstande des gewesenen Predigers in der gan-

zen

gen Stadt und umliegenden Gegend zu verbreiten, und zog ſich durch die ſichtbare Behaglichkeit, womit er gegen manche Perſonen, welche dieſem Manne auffätzig waren, von ſeiner Standes- und Religionsveränderung ſprach, große Feindſchaft zu, vornehmlich bey den Geiſtlichen, wovon einige meinten, Lukretius hätte den vormaligen Prediger dazu angeſtiftet, dieſen Schritt zu thun, um dadurch ihren Orden zu kränken, und er möchte wohl ſelbſt indifferentiſtiſche Grundſätze haben, wornach es ihn nicht viel Ueberwindung koſten würde, in ähnlichen Fällen und um zeitlicher Vortheile willen die nämliche Thorheit zu begehen. Und in dieſem Stücke hatten die Geiſtlichen nicht Unrecht. Es zeigte ſich bald eine Gelegenheit, wo er dieſe ſeine Geſinnung zu Tage legte.

Ein gewiſſer Prediger, der als ein Eiferer fürs väterliche Geſetz und als ein ſtrenger Vertheidiger der Sittſamkeit im Anzuge bekannt war, hatte die Frau Kommerzienräthinn ihres großen Staats und Aufwandes wegen abgekanzelt, und von ihren bloßen Brüſten, die ſie freylich als eine vierzigjährige Frau hätte bedecken können, Gelegenheit genommen, die chriſtliche Ge-

meine durch allerley aus dem Texte mit Haaren herbeygezogene Gemeinsprüche von Zucht und Ehrbarkeit zu erbauen, und nebenher die ehrbaren Jungfern, die auch mit dieser Eitelkeit angesteckt waren, schamroth zu machen. Dies verdroß unser Ehepaar so sehr, daß Lukretius nicht allein den Prediger darüber zur Rede stellte, der sich so gut er konnte, entschuldigte, sondern sich auch vornahm, nicht mehr in eine lutherische Kirche zu gehen, und er fing in der That an, an eine Religionsveränderung zu denken.

Als dieses vorging, erhielt er einen Brief von seinem Schwager, dem Amtmann in Westpreussen, welcher ihm den Tod seiner Schwester meldete, und ihn erinnerte, ihm das Geld, welches er ihm vorgeschossen hatte, zu überschicken. Durch diesen Todesfall bekam das Vermögen unsers Kommerzienraths einen merklichen Zusatz. Denn weil seine Schwester ohne Kinder und plötzlich verstorben war, und sie kein Testament gemacht hatte, so war er nebst ihrem Ehemann der Erbe ihrer Verlassenschaft. Er schickte seinem Schwager das Geld, welches er ihm schuldig war, und entschuldigte sich wegen des langen Aufschubs der Zahlung durch folgendes Handschreiben.

Lieber Herr Bruder!

„Ich bezeuge Ihnen hierdurch mein aufrich-
„tiges Beyleid wegen des schmerzhaften Verluſtes
„einer würdigen Gattinn, die Ihnen gewiß kein
„bloßer Zufall, ſondern der Vorſehung weiſes
„Fügen zugeführt hatte. Ihr Tod rührt mich um
„ſo mehr, da er plötzlich, und nach ihrem letzten
„Briefe, worinn ſie mich von ihrem Wohlbefin-
„den verſicherte, für mich unerwartet erfolgt
„iſt. Sie ſind Chriſt und Philoſoph genug, um
„ſich bey dieſer Gelegenheit das ſelbſt zu ſagen,
„was ich Ihnen zu Ihrer Aufrichtung ſagen könn-
„te. Sie iſt hinüber, und wir wollen uns der
„künftigen Wiedervereinigung freuen.

„Meine Umſtände ſind jetzt von der Art,
„daß ich Urſache habe, mit meinem Schickſal zu-
„frieden zu ſeyn. Meine erſte Frau iſt nach dem
„Tode der zweyten wieder die Meinige geworden,
„und wir leben jetzt aufs neue, Feinden und Nei-
„dern zum Trotz, in einer vergnügten und fried-
„lichen Ehe. Ich habe mit ihr aus der neuen
„Ehe einen Sohn; der Junge läſt ſich gut an,
„aber das verdrießt mich: das Bürſchchen will
„durchaus Soldat werden. Kommt Zeit, kommt
„Rath. Man muß nicht zu tief in die Zukunft

„hineinschauen, denn da macht man oft Rechnung „ohne Wirth.

„Das vorgeschossene Geld erfolgt hierbey „nebst Zinsen und ergebensten Dank zurück. „Sie werden es mir verzeihen, daß ich es nicht „eher geschickt habe. Weil Sie sich nicht melde„ten, so glaubte ich, das Sie es so nöthig nicht „brauchten. Nun leben Sie wohl, lieber Herr „Binder! und fahren Sie fort, mich zu lieben. „Wir wollen es nicht machen, wie viele Schwä„ger, sonderlich die Ihnen bekannten Herren „S. und K. die sich wegen des Mein und Dein, „so bald das Band, wodurch sie Schwäger wur„den, getrennt ist, herumzanken und die ärgsten „Feinde werden. Wegen unserer Theilung und „der Verlassenschaft meiner vollendeten Schwester „überlaß' ich Ihnen die Disposition.„

Ich bin ꝛc.

Lukretius hatte im ersten Jahre der Verbindung seiner Tochter Amalia mit dem Hofrath W. das Vergnügen, Großvater zu werden; sie gebahr eine Tochter, die nach ihr Amalia genannt wurde; aber dieses Vergnügen wurde bald in Trauer verwandelt, weil die Wöchnerinn

rinn vier Wochen nach der Geburt mit Tode abging. Nie iſt wohl eine junge Frau wegen ihrer Schönheit ſowohl, als auch wegen ihres leutſeligen, gefälligen Weſens ſo allgemein bedauert worden, als dieſe. Bey ihrer Beerdigung war die halbe Stadt verſammelt. Als ſie an Bahren ſtand, erhub ſich unter den zum Zuſehen gekommenen Weibern ein Gezänke von theologiſcher Art. Die Wöchnerinn hatte ihr Kind, welches mit ihr an einem Tage geſtorben war, im Arm, als ſie im Sarge lag. Die wird gewiß ſelig, ſagte eine alte Frau, denn es ſtehet geſchrieben: Sie wird ſelig werden durch Kinderzeugen. Eine andere, die viel Bücher geleſen und bey einem Prediger gedient hatte, wandte dagegen ein: das glaubte ſie nicht, denn 1) rede dieſer Spruch nicht von der Seligkeit, ſondern von der leiblichen Erhaltung im Kindbette, oder ſey eine Verheiſſung, daß viele chriſtliche Frauen mit dem Leben davon kommen ſollten, wenn ſie gebähren würden. Uns dünkt, dieſe Frau hatte nicht ganz Unrecht, denn wie kann das Kindergebähren, welches unzüchtige Weibsperſonen mit ehrlichen Weibern gemein haben, an und vor ſich ein Mittel zur Seligkeit ſeyn? 2) ſagte ſie: habe ſich, die Verſtorbene oft in ihrem Leben geſchminkt,

ſchminkt, und es ſtehe ausdrücklich in der Bibel: Ein geſchminkt Angeſicht werde das Reich Gottes nicht ſchauen. Hierinn, däucht uns, hatte ſie Unrecht, weil dieſer Spruch einer andern Auslegung fähig iſt. Und wie würde es denn den armen Hofdamen und der zahlreichen Menge der Buhlſchweſtern ergehen, wenn dies ſo eigentlich zutreffen ſollte! Der Streit zwiſchen dieſen beyden Matronen, deren Geſpräch bey der Leiche ſtatt einer Parentation dienen konnte, wurde ziemlich heftig. Der Leichenbitter, der Wein genug zu ſich genommen hatte, um dieſer und aller andern Verſtorbenen Seligkeit von ganzem Herzen zu glauben, muſte ſich ins Mittel legen. Er entſchied die Sache, worüber geſtritten wurde, kurz und gut, und jagte die weiblichen Diſputanten, die ihn dafür tapfer ausſchimpften, zum Hauſe hinaus.

Vierzehn Tage nach der Beerdigung wurde ihr bey [illegible]reicher Verſammlung die Leichenpredigt gehalten. Der Prediger, welcher ſie kopulirt hatte, und deſſen Trauungsrede wir eben mitgetheilt haben, war eben krank, es muſte alſo ein anderer dieſes Geſchäft übernehmen. Dieſer wählte den Text: Wehe aber den Schwangern und

Säu-

Säugern zu der Zeit. Matth. 24, 19. Er zeigte nach Anleitung dieſes Textes: daß das ſchmerzhafte Gebären der Kinder und das häufige Sterben der Wöchnerinnen eine traurige Folge des Sündenfalls ſey. Insonderheit merkte er bey der Erklärung des Textes an, daß das Wörtlein Wehe nicht in dem harten, rauhen Sinn, wie man es gemeiniglich zu deuten pflegt, genommen werden müſſe, ſondern daß es vielmehr ein Ausdruck des Mitleids, eine Bedauerungsformel ſey. Ueberhaupt wars ein ſehr populärer Prediger, deren wir jetz: ſo wenig haben. Wir können uns nicht enthalten, um unſer Urtheil zu rechtfertigen, eine Stelle aus dieſer Leichen- oder Gedächtnißpredigt herzuſetzen.

„Lieber Gott! ſagte er unter andern, es iſt „doch wohl wahr, was dein Prophet ſagt, daß „du ein verborgener Gott biſt. Wer kann's er„gründen, warum du dies und das thuſt, hie eine „Knoſpe, und da eine Knoſpe zerknickeſt, und uns „arme Schelme in beſtändiger Todesgefahr ſchwe„ben läſt. Da haſt du uns nun wieder einen „Strich durch die Rechnung gemacht. Wir ge„dachten mit unſerer entſchlafenen Freundinn bey „dem Wein, der des Menſchen Herz erquickt, und

„insonderheit deinen Dienern frommet, uns noch „lange deiner Güte zu freuen; aber weg ist weg, „wir werden wohl zu ihr kommen, aber sie nicht „wieder zu uns. Nun, weils denn nicht anders „seyn kann, so gieb daß wir uns drein schicken, „und denken: was du thust, ist wohl gethan, „Amen.

Dies war das Anfangsgebet; nun auch etwas vom Eingange. Diesen begann der erbauliche Mann also: „Schafe und Ochsen allzumal, „dazu auch die wilden Thiere. Ps. 8, 8. In diesen „Worten, sprach er, und in dem ganzen Psalm, „woraus sie genommen sind, beschreibt David die „Herrlichkeit und Macht des Herrn Messias. Bey „der ersten Schöpfung hatte Gott den Menschen „zur Bezeigung seines Wohlgefallens die Herr„schaft über die Thiere gegeben. Nun ist der „Messias auch ein Mensch, folglich was dem ei„nen recht ist, ist dem andern billig. Aber er hat „auch unendliche Vorzüge vor uns armen Erd„klumpen. Gott hat alles unter seine Füße ge„than, Schafe und Ochsen allzumal u. s. w. soll„ten wir darüber nicht froh seyn? Die Thiere „müssen auch sterben, wie wir, aber was hat doch „der Mensch vor den unvernünftigen Thieren vor„aus? Ihnen hält man keine Leichenpredigt, ih-

„nen

„nen spricht man nicht von heiliger Stätte ein „Wort des Trostes zu; ihnen zu gute zermartert „man sich nicht das Gedächtniß. Wir wollen also „aus den angezogenen Worten die unumschränkte „Macht des Herrn Messias lernen, die uns in„sonderheit bey Sterbefällen so tröstlich ist. Bey„läufig muß ich anmerken, was gemeiniglich von „den Kanzelrednern übergangen wird, daß Las„mnatzeach (ein hebräisches Wort, welches oft über „den Psalmen steht,) nach unserer Art, zu reden, „einen Musikdirektor oder Chorführer bedeutet. „Nun erwecket eure Herzen zur erbaulichen Be„trachtung wichtiger Wahrheiten, und vor allen „Dingen schlafet nicht, ihr werdet eine schöne „Predigt hören.„

Aus der Abhandlung selbst, welche ziemlich lang und mit vielen Sprüchen und Versen aus den Gesängen untermischt war, schreiben wir noch folgende treffliche Stelle ab. „Ich habe schon oft „darüber nachgedacht, meine Freunde! denn ihr „wißt, daß ich in dem Worte des Herrn und in „dem, was zu eurem Unterricht gehört, forsche „Tag und Nacht, woher es komme, daß unsere „lieben Ehefrauen mit Schmerzen Kinder gebä„ren müssen, und daß das Mannsvolk bey dem „Zeugungsgeschäfte und bey der Geburt keine

„Schmer-

„Schmerzen, wohl aber Vergnügen empfindet.
„Sollte man nicht meinen, der liebe Gott handle
„partheyisch? Aber das ist eine traurige Folge
„des Sündenfalls, des verdammten Apfelbisses;
„da steckt der Knoten. Für Evens Lüsternheit
„müssen nun alle ihre weiblichen Nachkommen
„büßen. Doch hat manche auch eine leichte Ge-
„burt. Aber sind wir Männer denn von allen
„Schmerzen bey solchen Umständen frey? Ach
„nein. Wenn wirs gut mit unsern Weibern mei-
„nen, wie ängstigen wir uns nicht mit ihnen, ehe
„der Mensch, ein Knäblein oder ein Töchterlein,
„zur Welt geboren wird! Und sterben sie uns gar
„in den Wochen, wie grämen wir uns nicht über
„solches Hinscheiden! Da denkt nun freylich man-
„cher leichtsinnige und wollüstige Ehemann, dem's
„nur um Veränderung zu thun ist; nimmt Gott,
„so nehmen wir wieder. Nicht also! Ja das
„sind mir die rechten Ehemänner, die, wenn ihre
„Frauen an der Bahre stehen, schon wieder ans
„Heurathen denken, das sind mir die rechten Ehe-
„frauen, die unter der Florkappe nach jungen,
„hübschen Männern schielen; o die gottlose Welt!
„Wenn gutgeartete Kinder frühzeitig, in der Blü-
„the ihrer Jahre ihren Aeltern, fromme Ehefrauen
„ihren Männern entrissen werden, so ist das oft

„eine

„eine Strafe für die gottlosen Aeltern und Män-
„ner, oft eine Strafe des versäumten Kirchenge-
„hens und der Kleiderpracht. Bessre dich, besse-
„re dich, Jerusalem! Schwanzere und Sanglinge
„müssens oft ausbaden, was ein Sündenknecht
„verwirkt hat. Du darfst nicht denken, sicherer
„Mensch! daß du dem Rachen des Todes entwi-
„schen wirst, schon ist er aufgesperrt, ein Lüftchen,
„ein Fieberchen kann dich hineinwerfen. Nun der
„Herr über Leben und Tod, der keinen Gefallen
„hat am Tode des Gottlosen, tröste die Betrübten,
„lasse die blutende Wunde bald wieder zuheilen,
„und lehre uns alle, die wir hier versammelt sind,
„bedenken; daß wir sterben müssen, auf daß wir
„klug werden, Amen.„ Auf dieses Amen folgte noch ein kräftiges Gebet, welches halb so lang, wie die ganze Predigt war, und wobey es der Herr Pastor seinen andächtigen Zuhörern wohl nicht verdenken konnte, wenn sie drüber einschliefen. Der Bruder der verstorbenen Hofräthinn, der sich noch auf der Universität befand, und einer Unpäßlichkeit wegen bey ihrer Beerdigung nicht zugegen seyn konnte, ließ auf ihren Tod, der ihm ausserordentlich nahe ging, folgendes Gedicht drucken:

Wohin ist Deiner Wangen Zierde,
Und Deiner Stimme süßer Ton,
Und Deine nimmersatte Wißbegierde
Mit Deinem Geiste nun entflohn?

Als Bruder ehrt' ich Deine Tugend,
Und freute Deiner Ehe mich,
Verwelkt ist Deine Schönheit, Blüthe, Jugend,
Und, die Dich liebten, härmen sich.

Du gingst hinauf, gekrönt zu werden,
Und ärndtest früh der Frommen Lohn,
Empfindest nicht mehr dieser Welt Beschwerden,
Geniessest Deiner Tugend schon.

Mit bangem, schwermuthsvollem Sehnen
Wünscht meine Seele Dich zurück,
O sieh herab auf Deiner Aeltern Thränen,
Auf Deines Gatten Jammerblick!

Oft werd ich Deinen Umgang missen,
Oft von gewünschtem Troste leer
Selbst bey des Lebens Freuden klagen müssen:
Die gute Schwester ist nicht mehr!

Einst seh ich Dich, Geliebte! wieder,
Wie froh wird dieser Anblick seyn!
Schon betest Du auf Deinen Bruder nieder,
Schon ist des Himmels Wonne Dein.

Der Kommerzienrath Lukretius, der auf Zureden seines Schwiegersohns die vorhingedachte Leichenpredigt mit angehört hatte, (seit Jahr und

Tag

Tag war er nicht in die Kirche gekommen,) glaubte durch einige darinn vorkommende Ausdrücke, die ihn wahrscheinlich anzingen, aufs neue beleidigt zu seyn, und nahm sichs nun recht ernstlich vor, nächstens ein Katholick zu werden, und auf diese Weise den Predigern seiner Kirche, für welche sein Haus bisher sehr einträglich gewesen war, einen Possen zu spielen. Ueberdies war er des Wirthschaftens überdrüßig, und hatte große Lust, sich zur Ruhe zu setzen. Der Tod seiner Tochter machte ihm den Aufenthalt in der Stadt, wo es ihm nicht an Neidern und heimlichen Feinden fehlte, noch unleidlicher. Da er Geld genug geerbt und gesammelt hatte, so kam er auf den Einfall, sich ein Landgut zu kaufen, den seine Frau aus allen Kräften unterstützte. Er gab einem gewissen Advokaten den Auftrag, ihm dergleichen zu verschaffen, und dieser wies ihn an einen reichen Edelmann, der der katholischen Religion zugethan war, und sichs in den Kopf gesetzt hatte, wenn er ja eins von seinen Gütern veräussern sollte, solches wenigstens an keinen Ketzer zu überlassen. Lukretius fand also nun eine bequeme Gelegenheit, sein längstgefaßtes Vorhaben auszuführen. Er nahm nebst seiner Frau die katholische Religion an, legte seine Wirthschaft nieder, und kaufte dem

Edel-

Edelmanne sein Gut ab, welches acht Meilen von B. in einer sehr angenehmen und fruchtbaren Gegend lag. Er war aber kaum zwey Monathe Besitzer dieses Guts gewesen, als ihn seine Religionsveränderung zu gereuen anfing. Er schrieb deswegen an seinen Freund nach Warschau, und bat sich seinen Rath aus. Dieser ertheilte ihm folgende Antwort:

„Beruhigen Sie sich, lieber Freund! wegen „des Schritts, den Sie, wie ich hoffe, nicht ohne „Ueberlegung gethan haben. Bey einer Sache „von dieser Art, als das Uebergehen von einer Re„ligion oder vielmehr von einer Sekte zur andern „ist, denn Lutherthum und Christenthum sind nach „meinem Bedünken verschiedene Dinge, kommt „zwar sehr viel auf den Bewegungsgrund an. „Indessen können Sie ja, wenn Sie die äusserli„chen Ceremonien mit machen, und in Ihrem Lan„de sind Sie doch, was diesen Punkt betrift, nicht „genirt, in Ihrem Herzen glauben, was Sie wol„len. Aufs neue zu der Kirche, die Sie verlassen „haben, überzugehen, dazu wollte ich Ihnen nicht „rathen, denn es ist nicht die Sache eines gesetzten „Mannes, sein System alle Augenblicke zu än„dern. Zu Ihrer neuen Acquisition wünsch ich „Ihnen

„Ihnen Glück, und mißgönne Ihnen den Aufent-
„halt auf dem Lande. Wahrlich! des unaufhör-
„lichen Gewühles, welches in großen Städten
„herrscht, wird man bald müde. Der Anblick
„der schönen Natur — das Einathmen einer fri-
„schen, gesunden Luft. — Das Zwanglose in der
„Kleidung, in allem — wie viel Vorzüge hat der
„Landmann vor dem Städter! Meine Frau hat
„mir einen kleinen, niedlichen Jungen gebracht;
„ob ich ihn nach Ihnen Matthias nenne? Denn,
„daß Sie es wissen, mein Herr! Sie müssen Ge-
„vatter stehen, und das in Person. Denn wol-
„len wir uns mündlich unsere Gewissensskrupel
„einander benehmen, und uns recht lustig machen.
„Kommen Sie aber nicht, und jetzt hat der Herr
„Kommerzienrath doch Zeit dazu, so bin ich nicht
„mehr

Ihr

ganz eigener,
Algarotti.

Lukretius ließ also vor der Hand die Be-
denklichkeiten wegen seiner Religionsveränderung,
welche freylich viel Aufsehen gemacht und den
meisten von seinen Bekannten mißfallen hatte,
schwinden. und suchte die Grillen, wenn ihm ja

vergleichen über diesen Gegenstand aufstießen, in alten Rheinwein zu ersäufen. Dies führet uns auf eine Anekdote, die wir ihrer Erbaulichkeit wegen unsern geneigten Lesern nicht verhalten wollen.

Ein gewisser Prediger, der viel Talent und Geschicklichkeit besaß, war durch Amtsverdruß, durch die Chikanen des Kirchenpatrons und durch die Betrügereyen seiner Gemeine bey dazu gekommenem Hauskreutz genöthigt worden, seine Stelle aufzugeben, in der Hoffnung, er werde bald eine andere und bessere erhalten. Ob es ihm gleich nicht an Gönnern fehlte, so nahmen ihm doch diejenigen, die ihn befördern konnten, den in der That übereilten Schritt, den er gethan hatte, sehr übel, und seine Versorgungsaussichten wurden immer dunkler. In der Verlegenheit, worinn er sich befand, machte er mancherley Entwürfe, die ihm aber sämmtlich fehl schlugen. Es war natürlich, daß es ihm durch den Kopf gehen mußte, sich von denjenigen, die ihm helfen konnten, und die ihm ehemals geschmeichelt hatten, auf einmal verlassen zu sehen. Er trank daher aus Verdruß, wenn er so manche Unwürdige, mit fetten Pfründen versehen, um sich her-

wan-

wandeln und ihm Hohn ſprechen ſahe, oft ein Gläschen Wein mehr, als zur Verdauung und Aufheiterung des Gemüths erfordert wurde, er berauſchte ſich. Wäre freylich wohl beſſer geweſen, er hätt's bleiben laſſen. Dieſes erfuhr einer von ſeinen wohlgemäſteten Ordensbrüdern, deſſen öffentlichen Vorträgen dieſer Prediger beyzuwohnen pflegte, und hielt zu ſeiner Zurechtweiſung eine ſogenannte Faſtenpredigt über den Text aus der Paßionsgeſchichte: Antwortest du nichts auf das, was dieſe wider dich zeugen? Nach Anleitung dieſes Textes erörterte er die Frage: Ob es erlaubt ſey, ſeinen Gram zu vertrinken? brachte auch in ſeiner Abhandlung, welches aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Predigt aus dem Stegereif war, das bekannte Sprüchwort an: man hüte ſich vor der That, der Lügen wird wohl Rath. Der dienſtloſe Prediger, dem man in ſeinen Umſtänden Argwohn und böſe Laune nicht verübeln konnte, wurde durch dieſen Vortrag ſeines Herrn Amtsbruders ſehr wider ihn aufgebracht, und ſchrieb ihm, ſobald er nach Hauſe kam, in der erſten Hitze folgenden Brief, der vermuthlich noch bey den Akten des dortigen Konſiſtoriums aufgehoben wird:

S. H. T.

Mein lieber Herr Bruder,

„Ich sehe mich genöthiget, Ihnen nebst einem „schleunigen Aderlaß am Fuß und etlichen Unzen „nitri depurati, adde semiunciam ellebori eine vom „Herrn Doktor Balthasar Münter, (damaligen „Stiftsdiakonus zu Gotha) über Luc. 6, 36. ꝛc. „gehaltene Predigt zur fleißigen Lesung und Be„herzigung zu empfehlen, welche den Titel führt: „Das unerlaubte Richten des Nächsten, eine „Quelle unsers eigenen Verderbens. Es ist „sehr unschicklich, und verräth Ihr boshaftes „und hämisches Gemüth, einen Ihrer Amts„brüder durch dergleichen schiefe Urtheile in Gesell„schaften und auffallend lächerliche Anspielungen „von der hohen Kanzel herab in öffentlicher Ge„meine zu ärgern.

„Sie werden sehr wohl thun, wenn Sie „sich von nun an bloß um sich selbst, um die sehr „nöthige Heiligung und Verbesserung Ihres eige„nen Herzens, und um Ihre Gemeine bekümmern, mich aber und meine Art, zu denken und „zu handeln, blos den Folgen, welche sie nach „sich ziehen mag, simpliciter überlassen werden. „Ich bin übrigens mit aller Hochachtung „ꝛc.

Der

Der Prediger, an den dieser Brief gerichtet war, ein sehr stolzer, cholerischer, und hypochondrischer Mann, der mit lauter Konsistorialrahtsgedanken schwanger ging, zeigte ihn seinem Vorgesetzten, welcher ihm rieth, den Verfasser dieses Briefs zu verklagen. Weil er sich aber in keinen förmlichen Injurienprozeß einlassen wollte, und die Kosten scheute, so unterließ er das Klagen, und behielt sichs vor, sich auf eine andere Art an seinem Herrn Ordensbruder zu rächen. Da beyde Prediger Schriftsteller waren, so bereiteten sie sich einander in den Journalen, Bibliotheken, und gelehrten Zeitungen die bittersten Kritiken, und zanken und hadern mit einander bis auf den heutigen Tag. Man könnte auf diesen Umstand, weil eine Predigt vom Betrinken zu diesem Zwist Gelegenheit gab, die Grabschrift eines Meklenburgischen Edelmanns anwenden, die sich anfängt:

Ick bin en Meklenburasch' Edelmann,
Wat gaht di, Düwel, min Supen an? ꝛc.

Unser Kommerzienrath nahm sich vor, die Einladung seines Freundes zum Gevatterstande anzunehmen, und mit seiner Frau eine Reise nach Warschau zu thun. Er trat auch wirklich die Reise an, sie hatten aber kaum zehn Meilen zu-

rückgelegt, als sie durch einen Unglücksfall gehindert wurden, ihre Reise fortzusetzen.

Lukretius hatte sich, weil bey seinem Gute Holzung und Jagd war, einen Jäger angeschaft, den er sehr gut brauchen konnte. Diesen nahm er mit auf die Reise nach Warschau, und als sie in die Gegend von P. einem kleinen Städtchen in Sachsen kamen, begegnete ihnen ein Hase, der quer über den Weg lief. Der Kommerzienrath befahl dem Jäger, den Hasen zu schiessen, er hatte eine Flinte mit zwey Läufen; indem er abdrückte, steckte seine Frau den Kopf zum Wagen hinaus, und bekam eine Ladung Schrot in den Kopf. Sie fiel gleich in Ohnmacht.

Lukretius war vor Schreck ausser sich. Er rung sich die Hände, und rief: meine Frau! meine Frau! Man brachte sie halbtodt in das kleine Städtchen. Es wurde gleich ein Arzt und Wundarzt gehohlet, welche beyde den Kopf schüttelten. Die Aerzte baten sich ein Bedenken von der medizinischen Fakultät zu L. aus, welche der Meinung war, es sey kein anderes Mittel, die Patientinn zu retten und wiederherzustellen, übrig, als sie schleunigst zu trepaniren. Dieser

schmerz-

ſchmerzhaften und gefährlichen Operation wollte ſie ſich aber nicht ausſetzen. Sie verfiel nach einigen Tagen in Raſerey, und gab nach einem dreywöchentlichen Lager unter den heftigſten Konvulſionen ihren Geiſt auf.

Lukretius war über ihren Verluſt untröſtlich, weil er glaubte an ihrem ſchmerzhaften Tode Schuld zu ſeyn. Der Jäger machte ſich aus dem Staube. Lukretius war weit entfernt, ſich an dieſem Menſchen zu rächen, weil er wuſte, daß der Schuß auf ſeinen Befehl geſchehen, und durch einen Zufall verunglückt war. Er erfuhr ſeinen Aufenthalt, ſchrieb ihm, er habe nichts zu befürchten, es ſey ein Verhängniß, und überredete ihn, wieder in ſeine Dienſte zu treten. Nachdem er die Beerdigung ſeiner Frau veranſtaltet, und die Aerzte wegen ihrer leider! fruchtlos geweſenen Bemühung befriedigt hatte, kehrte er voller Betrübniß auf ſein Landgut zurück, und benachrichtigte ſeinen Freund in Warſchau von dem, was ihm auf ſeiner vorgehabten Reiſe begegnet war, in folgendem Sendſchreiben.

Ehrenwerther Freund,

„Daß die Vorſehung oft unſere Vorſätze „vereitelt, und unſere Freudentage in Trauertage

„verwandelt, davon habe ich neulich eine traurige Erfahrung gehabt. Ich war im Begriff, zu „Ihnen zu kommen, und an Ihrer Freude über „die Geburt eines jungen Sohnes Theil zu nehmen. Meine gute Frau begleitete mich. Sie „that es blos mir zu Gefallen, weil sonst Reisen „ihre Sache nicht war. Als wir bey P. kamen, „wollte mein Jäger einen Hasen schiessen, und — „Gott, daß ich es sagen muß! er traf meine „Frau, wir mußten dort liegen bleiben. Die „Aerzte riethen zur Trepanation; der wollte sie „sich aber nicht unterwerfen, und ich glaubte „selbst nicht, daß sie es aushalten würde, sie litte „die heftigsten Schmerzen, war aber bey allen „diesen Schmerzen sehr geduldig, und starb, „nachdem sie drey Wochen lang mit Leben und „Tod gerungen hatte, in meinen Armen.

„Bedauren Sie mich, mein Freund! in „kurzer Zeit eine liebenswürdige Tochter und eine „gute Frau verloren, welch ein Verlust! Ich „habe jetzt nirgends Ruhe, und gehe aus einem „Zimmer in das andere. Jetzt würde mir ge„wiß Ihr Zuspruch am willkommensten seyn. „Gott erhalte Sie und die Ihrigen bey allem „Wohlseyn! Ich denke immer: ich werde auch

„nicht

„nicht lange mehr hier seyn. Ich empfehle mich „Ihrer Freundschaft, und bin„ ꝛc.

Lukretius hatte sich zwar nach dem Tode seiner Frau vorgenommen, nicht wieder zu heurathen, aber wie gut ist es, daß nicht alle Vorsätze, die oft eben sobald, als sie entstanden sind, verschwinden, heilige Gelübde sind, die man nicht brechen darf. Er genoß einer vollkommnen Gesundheit, hatte eine gute Küche, und fühlte sich noch stark genug, um einer dritten Frau in allen Erfordernissen des heiligen Ehestandes vorstehen zu können. Ueberdies war ihm eine Wirthinn unentbehrlich. Er hatte zwar eine Haushälterinn, aber dies war ein altes, grämliches Ding, und wuste sich nicht recht in seine Weise zu schicken. Der gröste Schmerz über einen erlittenen Verlust wird durch die Zeit gelindert, und selbst die tiefsten Wunden bluten nicht immer.

Als unser Kommerzienrath vier Monath Wittwer gewesen war, ging und fuhr er aus, die Töchter des Landes zu besehen. Ein Mann von seinem Vermögen, der allenfalls Miene macht, daß er bald einem jüngeren Freyer Platz machen, und von diesem Schauplatze der Vergänglichkeit Abschied

schied nehmen werde, ist in jedem Hause, wo es was zu lieben und zu heurathen giebt, willkommen. Doch legte ihm die Nachricht, daß er ein Katholick wäre, bey vielen lutherischen Familien, um deren Töchter er warb, einige Hindernisse in den Weg. Endlich führte ihn sein günstiges Geschick zu einem geitzigen Beamten, der zwey allerliebste Mädchen, den Huldgöttinnen gleich, und viel Geld hatte. Er war durch einen Holzhandel, wobey ihm Lukretius einen sehr wohlfeilen Preis machte, mit ihm bekannt geworden, und hielt, nachdem die gewöhnlichen Prämissen, die bey solchen Gelegenheiten üblich sind, vorangegangen waren, um seine älteste Tochter an. Das Mädchen hatte anfänglich nicht Lust, einen Mann von seinem Alter zu heurathen, aber ihre in den Kunstgriffen der Liebe erfahrne Mutter raunte ihr ins Ohr: sie könnte sich ja auf mannichfaltige Weise schadlos halten, und in dieser Hoffnung gab sie ihm das Jawort,

Kurz vor der Hochzeit wurde die Braut unsers Kommerzienraths, ein wohlgewachsenes, achtzehnjähriges Mädchen rappelköpfisch, und wollte ihm den Kauf wieder aufsagen, weil er ihr bey einer gewissen Gelegenheit nicht höflich genug begegnet

gnet war, denn Galanterie und Delikateſſe im Umgange mit Frauenzimmern war eben nicht ſeine Sache. Ein benachbarter Edelmann, der von unſerm Kommerzienrath manchen Genuß hatte, und in des Beamten Familie ſehr bekannt und gelitten war, ſchlug ſich ins Mittel, und ſöhnte die Jungfer Braut wieder mit ihrem Bräutigam aus. Die Hochzeit wurde alſo, nachdem alle Schwierigkeiten gehoben waren, mit vieler Feyerlichkeit vollzogen; ein lutheriſcher Prediger, der weder orthodox noch heterodox, das iſt: weder kalt, noch warm war, verrichtete die Trauungsceremonie, und Lukretius muſte in des Predigers Beyſeyn ſeiner Braut verſprechen, daß er ihr in der freyen Ausübung ihrer Religion keine Hinderniſſe in den Weg legen, und auch die Kinder, welche aus dieſer Ehe erzeugt würden, nicht in der römiſchkatholiſchen, ſondern in der lutheriſchen Religion erziehen wollte. Ohne dieſe Bedingung wollte ſie ihm ſchlechterdings nicht ihre Hand geben. Er verſprach und hielt es, weil ihm ſeine Religionsveränderung, von der er im Grunde keinen Vortheil hatte, ſchon oft leid geweſen war.

Die neue Frau Kommerzienräthinn, eine Dame von ſehr verliebter Komplexion, mit einem ſehr

sehr fleischichten Körper begabt, wuste sich sehr gut in den Stand der Ehe zu schicken, ob sie gleich mit den kalten und sparsamen Umarmungen ihres Herrn Gemahls nicht zufrieden war. Sie sahe sich bald nach Hülfe um, und fand sie in der Person und in den vollen Waden des Jägers, dessen wir vorhin gedacht haben. Dieser Mensch war musikalisch, und dieses Talent brauchte sie, als einen Vorwand, um ihn oft um sich zu haben, und um auch in einer andern Gattung des sinnlichen Vergnügens, zu welchem oft die Musik einladet und vorbereitet, wenn sie die Seele in sanfte Schwermuth dahinschmelzt, seine Kräfte zu versuchen. Es zeigten sich auch bald die Spuren der musikalischen Unterhaltung bey der Frau Kommerzienräthinn.

Lukretius, der sich seines Unvermögens, in so kurzer Zeit etwas zu Stande zu bringen, bewußt war, fing an, zu argwöhnen, daß ihm seine liebe Frau ungetreu wäre, und merkte auch wirklich etwas von ihrer Vertraulichkeit mit seinem Jäger. Weil er aber diesen Menschen nicht gern abschaffen wollte, und seit seiner ersten Ehe des Hörnertragens gewohnt war, so ertrug er sein Schicksal mit Geduld, und machte sich selbst oft

Vor-

Vorwürfe darüber, daß er ein so junges Mädchen, dessen Großvater er seyn konnte, geheurathet hatte. Die junge Ehefrau wuste ihrer Seits ihren Mann, wenn er des gedachten Argwohns wegen übel aufgeräumt war, durch allerley Schmeicheleyen wieder zu erheitern. Er belustigte sich mit der Jagd, schmauſete in der Nachbarschaft herum, und ließ die Frau zu Hause machen, was sie wollte.

Ob sich gleich unser Kommerzienrath wegen des Hauskreutzes, welches ihm durch seine dritte Heurath wiederfahren war, mit aller in solchen Fällen diensamen Geduld und Kaltblütigkeit waffnete, so wurde er doch wegen seiner Hahnreyschaft und wegen des Unvermögens zu ehelichen Geschäften, welches vermuthlich der Grund von jener seyn mochte, von seinen getreuen Nachbaren und Nachbarinnen, denen der vertraute Umgang des Jägers mit der Kommerzienräthinn bekannt geworden war, weidlich geschoren, und von einigen, die dabey ihre Absichten haben mochten, sogar aufgehetzt, sich von ihr scheiden zu lassen. Diesen Zumuthungen wollte er aber nicht Gehör geben, um sich, wie er sagte, nicht zu prostituiren. „Es ist noch ein jung Ding, setzte er hinzu, Verstand kommt

kommt nicht vor Jahren, sie wird sich noch wohl bessern.„ Indeß dachte er, weil ihm doch zuweilen Eifersucht in den Sinn kam, auf Mittel, wie er eines so verdrießlichen Nebenbuhlers auf eine gute Art los werden könnte. Es ereignete sich dazu in kurzer Zeit eine günstige, und für den Jäger vortheilhafte Gelegenheit. Dieser gewann einige hundert Thaler in der Lotterie, und erhielt kraft seines Geldes, welches in diesen letzten Tagen bey Hohen und Niedrigen, bey Maitressen und Kammerdienern die beste Empfehlung ist, eine gute Forstbedienung in Westphalen, er nahm also seinen Abschied, und wälzte dadurch unserm gehörnten Lukretius einen Stein vom Herzen. Als der Jäger abgegangen war, hielt Lukretius an seine liebe, junge Frau, um sie für die Zukunft vor ähnlichen Beeinträchtigungen seiner Rechte zu verwahren, eine treuherzige Ermahnungsrede, worinn er ihr nach dem Unterricht, den er in dem Buche über die Ehe, dessen wir bereits im ersten Theil dieser Geschichte gedacht haben, hievon bekommen hatte, unter andern vorstellte, daß eine Frau, die es mit andern Mannspersonen hielte, und ihrem Ehemanne fremde Kinder ins Haus brächte, weit strafbarer wäre, als ein Ehemann, der bey andern Frauenzimmern ausser dem Hause

seine

seine Lust büsset, und sein Geld verthut. Dies Argument, so sehr er es auch aufzustutzen wuste, wollte der jungen Frau nicht einleuchten; sie machte allerley Einwendungen dagegen, die den Philosophen ziemlich ins Enge trieben; indeß versprach sie, sich zu bessern, und mit einer feurigen Umärmung, welcher selbst der mit einer Xantippe heimgesuchte Sokrates nicht würde haben widerstehen können, war für diesmal die ganze Sache abgethan. Wir verweisen übrigens unsere Leser, was die von dem Kommerzienrath vorgetragene Schlußrede von grösserer Strafbarkeit einer ungetreuen Frau, die von seiner Gattinn dagegen gemachten Einwendungen, und unsere Meynung von der ganzen Sache betrift, auf den ersten Theil dieser Geschichte, wo wir diese kritische Materie im Vorbeygehen erörtert haben.

Lukretius kam einige Wochen nach diesem Vorgang bey der Hochzeit eines benachbarten Edelmanns mit einem reformirten Prediger zusammen, mit dem er sich in einen Streit über das Desine und über die Prädestination einließ. Der Prediger verstand nämlich die Prädestination nicht, wie die strengen Anhänger des Kalvins, von einer von Ewigkeit her im göttlichen Rath geschehenen

ſchehenen Vorherbeſtimmung zu einer ewigen Seligkeit oder ewigen Verdammniß, wodurch alle Freyheit des menſchlichen Willens und alle Moralität aufgehoben wird, er verſtands vielmehr von einer Vorherbeſtimmung unſerer irrdiſchen und leiblichen Schickſale, wornach wir dem, was in dieſer Welt Gutes oder Böſes über uns verhängt iſt, nicht entgehen können. Lukretius gab den Gründen des Predigers Beyfall, dachte bey ſich ſelbſt: es mag auch ſonach wohl eine Prädeſtination zur Hahnreyſchaft, wie zum Reichwerden geben, und beruhigte ſich über dieſen Punkt, ſo gut er konnte, that auch, wie ſeiner Küſter ſich ausdrückte, recht und wohl daran. Avoir patience, & enrager tout bas, das iſt, dünkt uns, für den Philoſophen die beſte Parthey, die er in dieſer argen Welt bey ſo manchen Anläſſen zur Mißmüthigkeit ergreifen kann.

Lukretius lebte, ſeinen einmal angenommenen Grundſätzen zufolge, wornach er von nun an jeden Anfall der Eiferſucht und des Argwohns, dieſe Peſt der ehelichen Freundſchaft aus ſeiner Seele zurückzutreiben ſich vorgenommen hatte, ein halb Jahr lang mit ſeiner jungen Frau in dem beſten Vernehmen. Allein die verſprochene Beſſe-

rung

rung währte nicht lange. Die Kommerzienräthinn führte diese Zeit hindurch, um ihren Mann vollends von seinem Argwohn zu heilen, ein sehr eingezogenes Leben. Aber ihre natürliche Lebhaftigkeit verursachte es, daß sie dieser Lebensart bald überdrüßig wurde. Sie gab daher, um dieses ihr verhaßte Joch abzuschütteln, eine Gemüthskrankheit vor; die Aertzte riethen ihr, sie möchte sich eine Veränderung machen, und das Landleben auf eine Zeit von einigen Monathen mit dem Stadtleben vertauschen. Sie reisete also mit ihres Mannes Bewilligung nach einer benachbarten kleinen Stadt, wo sie Verwandte hatte, bey denen sie sich aufhalten, und nach ihrem Gefallen leben konnte. Lukretius reisete ab und zu. Das Kind wurde indeß von einer Amme ernährt und erzogen. Es lag in der kleinen Stadt, welche die Kommerzienräthinn zu ihrer Gemüthsveränderung erwählt hatte, eine Garnison. Da die Herren Offiziers gemeiniglich unverheurathet sind, so gehen sie ihrer Nahrung und ihrem Vergnügen nach, und machen gern Menage, wobey es denn mit der Verschiedenheit des Standes so genau nicht genommen wird. Einige dieser Herren hatten in dem Hause und in der Familie, wo die Kommerzienräthinn sich aufhielt, einen

Zutritt, und bemüheten sich wechselsweise, die dem Vorgeben nach schwermüthige Dame aufzuheitern. Die Kur schlug auch an, ob es gleich damit etwas langsam herging, denn die Dame bekam, damit sie eine längere Zeit ausser der Gesellschaft ihres alten Mannes zubringen, und sich lustig machen konnte, zum öftern ein Rezidiv.

Einer von den jungen Offiziers, welche täglich um die Kommerzienräthinn herum waren, und sie auf ihren Spatziergängen begleiteten, ein gewisser Lieutenant von Durlach, verband mit einer reitzenden und einnehmenden Figur, die Geschicklichkeit, ein Frauenzimmer, welches ihm gefallen hatte, alles glaubend zu machen, was er wollte. Er war überdies sehr niedlich und geschmackvoll in seinem Anzuge, er mochte in der Uniform, oder in einer andern Kleidung erscheinen. Dies war der Liebling der jungen Frau, der wohl am meisten zu ihrer Wiederherstellung beygetragen hatte. Sie waren ein Herz und eine Seele.

Es fanden sich alsbald gutmeinende, ungebetene Apostelträger, welche unsern Kommerzienrath von dem, was mit seiner Frau vorging, benachrichtigten, und ihm hinterbrachten, daß es

mit

mit ihrer vorgegebenen Gemüthskrankheit bloße Verstellung sey, daß sie in der Gesellschaft der jungen Herrn, die um ihre Toilette herumschwärmten, beständig aufgeräumt, ausserdem aber niedergeschlagen und mürrisch wäre. Lucretius erkundigte sich genauer, aber er zog nichts, als widersprechende und unzuverläßige Nachrichten ein.

Ohne Kränkung und heimlichen Kummer konnte dies freylich nicht für ihn abgehen, da er sich, wahrscheinlichen Vermuthungen zufolge, in der Hoffnung, seine Frau, die er in der That liebte, auf einen besseren Weg geleitet zu haben, betrogen sah. Indeß blieb er bey dem Entschluß, sich nicht vor der Zeit in unangenehme Aufklärungen und Weitläuftigkeiten zu verwickeln, sondern lieber das Aeusserste abzuwarten, als der Urheber und Veranstalter eines für ihn entehrenden Bruchs zu seyn. Es war aber einmal über ihn beschlossen, daß er in der Ehe das meiste Ungemach erdulden, und in derselben die meisten nachtheiligen Veränderungen erfahren sollte.

Der Lieutenant, dessen wir vorhin gedacht haben, erhielt kurz vorher, ehe die Kommerzienräthinn

räthinn ihren bißherigen Aufenthalt verließ, eine Compagnie, und nun redete ers mit seiner Gebieterinn ab, daß er sie heurathen wollte, wenn sie auf eine gute Art von ihrem Manne los kommen könnte. Bey dem alten Ehekröpel, sagte er, als er ihr diesen unvermutheten Antrag that, werden Sie doch wenig gute Tage haben. Sie war sehr leicht zu bewegen, ihm hierunter zu Willen zu seyn, und man beredete sich mit einander wegen der Maßregeln, die man zu nehmen hätte, um diesen Zweck je eher, je lieber zu erreichen.

Es wurde beliebt, daß der nunmehrige Hauptmann an den Kommerzienrath, dessen Besuche bey seiner Ehefrau seit einiger Zeit sehr sparsam gewesen waren, schreiben, ihm sein Vorhaben schriftlich eröffnen, und ihm etwa ein Stück Geld anbieten möchte. Er that es, und schickte ihm einen Brief folgenden Innhalts.

Hochgeehrtester Herr Kommerzienrath,

„Ich sehe mich genöthigt, Ihnen einen Antrag von sonderbarer Art zu thun, der Ihnen „freylich befremdend vorkommen wird. Allein „was hilft das lange Zaudern? Mein seliger Vater war eben so rasch, wie ich; er pflegte immer

„zu

„zu ſagen: Was du thun willſt, das thue bald.
„Ich habe mich in Ihre Frau verliebt, und weil
„Sie doch in dem Alter ſind, daß Sie keine Frau
„mehr brauchen, ſo wollt' ich Sie mir von Ih-
„nen für Geld und gute Worte wohl ausbitten.
„Wir ſind ſchon beyde mit einander einig, und ſie
„hat mir bereits ihr Jawort gegeben. Ich will
„ſie halten, wie eine Prinzeßinn, und das Kind
„nehm' ich auch zu mir. Machen Sie nur nicht
„viel Umſtände. Mich ſoll dieſer und jener hohlen,
„wenn ich ſie fahren laſſe. Wie viel verlangen
„Sie Abſtandsgeld? Darüber bittet ſich prompte
„Nachricht aus

Ihr

ergebenſter,

der Hauptmann von Durlach.

Lukretius, dem dieſer Brief allerdings ſehr unerwartet kam, verwünſchte in der erſten Hitze das ganze weibliche Geſchlecht. Als aber ruhige Ueberlegung an die Stelle des aufbrauſenden Unwillens trat, faßte er kurz und gut den Entſchluß, ſeine Ungetreue fahren zu laſſen. Und damit er ihr zeigen möchte, wie wenig er ſich jetzt aus ihr machte, ſo antwortete er gleich des folgenden Tages dem Hauptmann; „er wolle

„ihm die saubere Dame für einen wohlfeilen Preis,
„nämlich für 200 Thaler überlassen; er sey auch
„bereit, ihr von ihrem mitgebrachten Vermögen
„einen gewissen Theil abzutreten. Da er aber
„nicht gesonnen sey, sich wegen dieses Vorfalls in
„einen Prozeß einzulassen, und seine Ursachen
„hätte, es zu einer förmlichen Ehescheidung nicht
„kommen zu lassen, so wollte er ihm, sobald das
„geforderte Abstandsgeld eingegangen seyn würde,
„einen Versicherungsschein ausstellen, daß er an
„seiner Ungetreuen weiter keinen Anspruch machen,
„sondern sich aller an ihr habenden Rechte bege-
„ben wolle.

Der Hauptmann ließ sich das sehr gern gefallen, er zahlte die verlangte Summe, empfing den ausgestellten Verzichtschein des Kommerzienraths, und gab sich selbst, weil er die Trauungsceremonie für etwas überflüßiges bey der Ehe hielt, mit seiner Geliebten zusammen, der es in ihrer neuen Verbindung, welche weit mehr, als die erste nach ihrem Geschmack war, überaus wohl gefiel. Wegen des Kindes gab es noch einige Händel. Lukretius wollte es anfänglich behalten, um mit dessen Erziehung etwas zu thun zu haben, denn die Landwirthschaft

ſchaft hatte er ſeit einiger Zeit einem Verwalter überlaſſen. Die nunmehrige Hauptmänninn aber wollte es ihm nicht laſſen, weil es ihr Ebenbild, und die Frucht einer verbotenen Liebe war. Endlich wurde auch hierüber eine Abkunft getroffen, und Lukretius ließ ihr den Jungen.

Lukretius hatte ſich, da er zum erſtenmal Bräutigam war, mahlen laſſen, und hatte ſeiner dritten Frau, als er ſich mit ihr verlobte, mit ſeinem Porträt ein Geſchenk gemacht. Dies gedachte ſie, vielleicht blos zum Andenken, daß ſie einſt die Frau eines durch mancherley wunderbare Schickſale hindurchgegangenen Kommerzienraths geweſen wäre, zu behalten. Er forderte es daher zurück, und ſchrieb ihr in dieſer Abſicht folgendes Billet:

Madame,

„Ich wüſte nicht, was Sie ferner mit dem „Abdrucke und mit der Kopie eines Originals „machen wollten, welches Ihnen doch nun gleich„gültig ſeyn muß. Ich bitte mir alſo mit nächſtem mein Porträt aus. Denn ich habe noch „einen Sohn, ich habe noch Anverwandte, die

„nach meinem Tode mein Andenken ehren werden.
„Ich bin weit entfernt, Ihnen Vorwürfe wegen
„Ihres unartigen Betragens gegen mich zu ma-
„chen, aber das wünscht' ich, daß ich Sie nie
„gesehen hätte. Es wird mich freuen, wenn ich
„hören werde, daß Sie in Ihrer neuen Verbin-
„dung glücklich und mit Ihrem Tausch zufrieden
„sind. Nächstens also das Erbetene! Leben Sie
„wohl! Ich bin

Ihr

guter Freund,
Matthias Lukretius.

Die Hauptmänninn schickte es ihm nach einigen Tagen mit folgenden Zeilen zurück:

Mein Herr,

„Das Geschehene ist nicht zu ändern. Sie
„erhalten hierbey Ihr Porträt nebst einigen an-
„dern Unterpfändern Ihrer Liebe mit der Versiche-
„rung zurück, daß ich stets an Ihren Schicksa-
„len Theil nehmen, und mit vieler Hochachtung
„seyn werde

Ihre

dienstwillige Freundinn,
Eleonore von Darlach.

Als

Als George, der Sohn unſers Kommerzienraths, der nun ſeine einzige Freude und Stütze war, und in den beyden letzten akademiſchen Jahren ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen die Rechte ſtudirt hatte, von der Univerſität zurück kam, wunderte er ſich ſehr über ſeines Vaters Schickſal und über die Gleichgültigkeit, womit er ſeine Frau an einen andern für einen gewiſſen Preis abgetreten hatte. Der junge Menſch ließ ſich ſehr gut an; er blieb einige Monathe bey ſeinem Vater, theils, um ihm in der Einſamkeit, worinn er jetzt lebte, Geſellſchaft zu leiſten, theils, um ſeine Kollegia zu wiederhohlen, und ſich zu dem bevorſtehenden Examen vorzubereiten. Er ward bald darauf auf den Vorſchlag eines Regierungsraths, der mit ſeinem Vater in Verbindung ſtand, Sekretär bey einem angeſehenen Miniſter, der bey Hofe ſehr gelitten war, und dies bahnte ihm den Weg zu anderen und wichtigern Ehrenſtellen, denen er auch mit großem Ruhm und mit vieler Aktivität vorgeſtanden hat.

Lukretius hätte einige Tage nachher, als ſein Sohn ſeinen neuen Poſten angetreten hatte, das Unglück, in ſeinem einſamen Landhauſe zur Nachtzeit von einer Räuberbande, welcher die

Gerichte seit geraumer Zeit vergeblich nachgespürt hatten, überfallen und geplündert zu werden. Er war eben, weil er vor Alter und innerlicher Unruhe nicht schlafen konnte, aufgestanden, und wollte sich ein Licht anzünden. Hätten sie ihn schlafend gefunden, so hätte es ihn vielleicht das Leben gekostet. Als er sie hereinbrechen sahe, sagte er zu ihnen mit einem beherzten Ton: es ist alles zu Ihren Diensten, was Sie hier finden, nur lassen Sie mir das Leben! Weil sie nicht viel Zeit zu verlieren hatten, so knebelten sie ihn, nahmen, was sie in der Eil von Baarschaft und Silberzeug finden konnten, zogen dem halbtodten Kommerzienrath die goldne Uhr aus der Tasche, und liessen ihn, mit einer Menge von Betten und Kleidern bedeckt, auf dem Boden liegen.

Der Nachtwächter hatte das Geräusch vernommen, weil er aber kein Licht im Vorderhause sahe, meinte er, es wären des Verwalters Knechte, die etwan anspannen, und früh nach der Stadt fahren wollten. Endlich machte ihn das Gebelle der Hunde, welches immer stärker wurde, aufmerksam, er hörte von weiten ein Gepfeife, und machte Lerm im Hause. Indeß waren die Spitzbuben mit Auflassung der Hinterthür, durch welche

sie

sie eingebrochen waren, entwischt. Und man fand den Herrn des Hauses, jämmerlich wimmernd, und halb erstickt, auf dem Erdboden liegen. Man kam ihm aber noch zu rechter Zeit zu Hülfe. Glücklicherweise befand sich eben ein Wundarzt im Dorfe, der ihm zur Ader ließ, und den üblen Folgen, die der Schreck und die Mißhandlung der Räuber seinem Körper verursachen konnte, vorbauete.

Nun ward er auf einmal des einsamen Landlebens, da er ganz ohne Gesellschaft und Zeitvertreib war, überdrüßig, und machte Anstalten, sein Gut zu veräussern, um die noch übrigen Tage seines Lebens in irgend einer nahmhaften Stadt in Ruhe und Bequemlichkeit zu verleben. Das Andenken an seinen guten Freund in Warschau, der ihn verschiedentlich zu sich eingeladen hatte, brachte ihn zu dem Entschluß, sich dorthin zu begeben, um in dem frohen Anschauen und Mitempfinden stiller Familienfreuden sein gehabtes Hauskreutz zu vergessen.

Er schrieb indessen, ehe er sein Vorhaben ausführte, an seinen Sohn, er möchte ihm darüber seinen guten Rath mittheilen, er könnte es auf

dem

dem Lande nicht mehr aushalten, er wäre daher entschlossen, das Gut zu verkaufen, das daraus gelöſete Geld ſicher unterzubringen, und ſich alsdenn zu ſeinem guten Freunde nach Warſchau zu begeben. Dieſer antwortete ihm:

Mein lieber Vater,

„Ich ſehe es als einen neuen Beweis Ihrer väterlichen Liebe und Gewogenheit an, daß „Sie mich über eine Sache um Rath fragen, wobey Sie füglich nach eigenem Gefallen und Gutdünken zu Werke gehen könnten. Daß Ihnen „der Aufenthalt auf dem Lande gegenwärtig zur „Laſt fällt, wundert mich nicht. Aber das wundert mich, daß Sie ſich ſo weit von den Ihrigen entfernen, und Ihr Geld in einem fremden „Lande verzehren wollen. Indeſſen Sie haben „Ihren Willen. Ich widerrathe die Reiſe nach „Warſchau nicht. Sie werden ja ſehen, wie es „Ihnen dort gefallen wird.

„Ich ſehe es aus verſchiedenen Urſachen „nicht gern, daß Sie das Gut verkaufen wollen. „Ich bin ein Liebhaber des Landlebens, und wenn „ich in der Folge eine gute Bedienung erhalte, ſo „wäre das bey mühſamen Geſchäften ſo ein Er-

„hol-

„hohlungsort für mich. Ich dächte, Sie lieſſen „den Verkauf noch anſtehen. Unſer Verwalter „ſcheint mir ein ehrlicher Mann zu ſeyn, und ich „will ſchon in Ihrer Abweſenheit nach dem Rechten „ſehen. Ihre Abreiſe, wenn Sie bey Ihrem Ent„ſchluß verharren, bitte ich noch acht oder vierzehn „Tage aufzuſchieben, binnen welcher Zeit ich das „Vergnügen zu haben hoffe, Sie zu umarmen, „und das nöthige mit Ihnen zu verabreden. Ich „bin ꝛc.

Lukretius verpachtete alſo auf den Rath ſeines Sohnes ſein Gut auf ſechs Jahre an ſeinen bisherigen Verwalter, der ſich noch vor ſeiner Abreiſe mit der Tochter eines begüterten Förſters aus der dortigen Gegend verheurathete, und machte Anſtalten zu ſeiner Reiſe. Eine Unpäßlichkeit, welche ihm zuſtieß, nöthigte ihn, ſeine Abreiſe noch einige Wochen auszuſetzen. Als dieſe gehoben war, und er ſeinem Sohne die nöthigen Inſtruktionen wegen ſeiner ausſtehenden Kapitalien gegeben hatte, begab er ſich nach Warſchau, wo er von ſeinem Freunde und deſſen Gattinn mit offenen Armen empfangen wurde. Es gefiel ihm in Warſchau überaus wohl. Sein Freund beſaß ein ſchönes, geräumiges Haus, worinn er ihm einige Zimmer abtrat.

Man

Man hat oft angemerkt, daß Familien, die einmal durch oder ohne ihre Schuld zurückgekommen, und in Mangel und Dürftigkeit gerathen sind, selten wieder emporkommen, dahingegen andere, welche einmal das Glück, der Dummen Vormund, angelächelt hat, ohne ihr Verdienst und Zuthun Ehrenstellen erhalten, Schätze sammeln, und gleichsam im Schlaf reich werden. Unser Kommerzienrath, der in seinen jüngern Jahren so manche widrige Schicksale und Veränderungen erfahren hatte, wurde im Alter dafür getröstet. Man konnte ihm sein Alter nicht ansehen; er war noch immer munter, scherzhaft, und bey guten Kräften. Das gute Vernehmen, worinn sein Freund mit seiner Gattinn lebte, machte zuweilen das Andenken an die genossenen Freuden des Ehestands und den Wunsch bey ihm rege, daß er doch auch ein solches liebes Weib zur Pflegerinn in seinem Alter haben möchte. Er entdeckte sich seinem Busenfreunde, und dieser rieth ihm, ohne alle Umstände die fünfte, oder eigentlich die vierte Frau zu nehmen, denn mit der ersten war er, wie unsere Leser aus dem vorhergehenden sich erinnern werden, geschieden, und dann nach dem Tode seiner zweyten Frau wieder zusammengegeben worden.

Es befand ſich in der Familie ſeines Freundes eine reiche Wittwe von mittleren Jahren, die in ihrer Jugend Maitreſſe bey einem Staroſten geweſen, und folglich in der Kunſt, zu lieben, und Liebe zu erregen, oder auch nur, nach Beſchaffenheit der Umſtände, zu affektiren, geübt und erfahren war. An dieſe machte ſich unſer Lukretius. Er wurde um ſo viel eher von ihr eingenommen, weil ſie mit ſeiner erſten Gattinn viel Aehnlichkeit hatte. Die Heurath kam durch Vermittelung ſeines Freundes in kurzer Zeit zu Stande. Lukretius glaubte als ein Neuvermählter bis in den dritten Himmel entzückt zu ſeyn, und verjüngte ſich bey den ſanften Umarmungen ſeiner neuen Gattinn, wie ein Adler. Er kaufte ſich in Warſchau an, und ſie beſchloſſen gemeinſchaftlich, den Winter in Warſchau, und die Sommermonathe auf ſeinem Landgute in ſeinem Vaterlande zuzubringen. Er benachrichtigte ſeinen Sohn von ſeiner glücklichen Vermählung, der damit eben nicht zufrieden war, weil er glaubte, ſein Vater hätte den Reſt ſeiner Tage wohl ohne eine Frau zubringen können. Indeſſen wünſchte er ihm Glück dazu, und ſetzte zugleich ein ſehr galantes, mit einigen ſatyriſchen Zügen untermiſchtes Sendſchreiben auf, worinn er ſich der neuen Mama Gewo-

genheit empfohl, welche dadurch sehr begierig gemacht wurde, den Herrn Sohn kennen zu lernen.

Was noch in den Begebenheiten unsers Kommerzienraths und der mit ihm in Verbindung stehenden Personen erzählbares und merkwürdiges zurück ist, welches unsern Lesern zur Aufheiterung und zu einem unschuldigen Zeitvertreibe gereichen könnte, das wollen wir, weil uns vor der Hand die Nachrichten mangeln, wenn er einst vom Schauplatze der Vergänglichkeit abgetreten und nach vollendetem Tagewerk zu seinen Vätern versammelt seyn wird, in einem besondern Bande unter dem Titel: Nachlese zu der Geschichte des Manbias Lukretius mittheilen. Wir nehmen also bis auf glückliches Wiedersehen von unsern geneigten Lesern und Leserinnen einen freundlichen Abschied, und wünschen unserm Herrn Verleger guten Abgang.

Zugabe,

welche die Geſchichte

des

Fräuleins Wilhelmine von Wangenheim

enthält.

Geſchichte
des
Fräuleins Wilhelmine von Wangenheim.

Erſter Abſchnitt.

Wenn es in der Welt leider! etwas gewöhnliches iſt, die Handlungen der Menſchen, ſie mögen gut oder böſe ſeyn, nur nach ihrer Auſſenſeite, und nach dem erſten Eindruck, den ſie auf die Sinne machen, zu beurtheilen, und den Werth oder Unwerth eines Menſchen mehr nach dem, was er zu ſeyn ſcheinet, als nach dem, was er wirklich iſt, zu beurtheilen: ſo ſollten uns die häufigen Irrthümer, welche wir in dem Urtheilen über jemandes Tugenden oder Fehler, über Rechtſchaffenheit und Gewiſſenloſigkeit begehen, wenigſtens behutſam und beſcheiden ma-

chen, denn oft iſt derjenige, den ein anderer für einen Böſewicht erklärt, weniger Böſewicht, weniger verderbt, als der, der ein ſolches Urtheil der Verdammniß über ihn ausſpricht.

Lavater mag in ſeiner Phyſiognomik ſo viel nachgrübeln, und ſo viel von Menſchenantlitzen und Menſchengeberden ſchreiben, wie er will, ſo wird er doch nicht leugnen können, (denn die Erfahrung lehret es) daß in unzähligen Fällen unter dem Geſicht eines Spitzbuben und Meuchelmörders ein ehrliches, menſchenfreundliches Herz verſteckt iſt, und daß im Gegentheil eine fromme, ehrliche, wohlwollende Miene nicht ſelten einen Heuchler, einen Meiſter in allen Laſtern verbirgt. Die folgende Geſchichte eines Mädchens von Stande, deren Begebenheiten, wie ſie uns einer ihrer Anverwandten mitgetheilet hat, eben nicht unter die alltäglichen gehören, iſt ein Beytrag zur Antiphyſiognomik, und zugleich, aus einem gewiſſen Geſichtspunkt betrachtet, ein Beytrag zur Toleranz, wenn man dies Wort in einem etwas weitläuftigern Sinn nimmt, und es nicht blos auf Lehrmeinungen und theologiſche Zänkereyen einſchränkt.

Dies führt mich auf eine Anekdote, ehe ich die verſprochene Geſchichte anfange. Ein Civilprediger fragte einen Feldprediger, wie es in Oberſchleſien in Abſicht auf Litteratur und Gelehrſamkeit ausſähe? Er antwortete: vortrefflich! denn ſie üben da die Toleranz. Wie verſtehen Sie das, erwiederte der Civilprediger? Sie ertragen nach dem Beyſpiele der Korinther die Narren, weil ſie klug ſind, verſetzte der Feldprediger. „Das kann man nicht eigentlich Toleranz nennen.„ Es wäre aber doch gut, meinte dieſer, wenn man dem Worte eine weitere Bedeutung gäbe, und eben ſo tolerant in der Praxi wäre, als in der Theorie. — Iſt das nicht ein Geſchwätz von Toleranz? Geduld! wir wollen den Faden ſchon wieder anknüpfen, und gleich unſere Erzählung, dabey es doch ohne Einleitung nicht abgehen konnte, beginnen.

Wilhelmine von Wangenheim wurde in der Mitte des ſiebenjährigen Krieges zwiſchen Preuſſen, Rußland und Oeſterreich in den Niederlanden geboren, wo ihr Vater, der ehedem in franzöſiſchen Dienſten geſtanden, und ſeiner empfangenen Wunden wegen ſeine Dimißion genommen hatte, ein Landedelmann war. Ihre

Aeltern hatten bereits vier Kinder verloren, als Wilhelmine geboren wurde, und ihr Vater liebte sie um so viel mehr, da er sie in seinem Alter gezeugt hatte. Der alte Wangenheim hatte von der Natur nebst einem aufgeräumten Wesen und beständig heitern Gemüthe einen robusten Körper und eine dauerhafte Gesundheit bekommen, die er nie durch Weichlichkeit und wollüstiges Leben geschwächt hatte. Von Jugend auf an harte Kost, an Frost und Hitze und mancherley Beschwerden gewöhnt, konnte er sich in alle vorkommende Umstände schicken, und führte auch seine Kinder dazu an, vieles entbehren zu lernen und sich mit wenigem genügen zu lassen. Er besaß ein mittelmäßiges Vermögen, welches er durch seine Sparsamkeit von Zeit zu Zeit vergrößerte, und freute sich nur darum, es zu besitzen, um seine Tochter einst auf eine ihrem Stande gemäße Art an einen wackern Mann ausstatten zu können.

Anfänglich besorgte eine Französinn die Erziehung der jungen Wilhelmine, sobald sie der Amme und der Wärterinn entwachsen war. Da sie aber selbst ein sehr eiteles und wollüstiges Geschöpf war, so konnte es nicht fehlen, daß das

Fräu-

Fräulein die Geſinnungen ihrer Gouvernantinn, die immer ein ſehr gefälliges, ſchmeichelhaftes Weſen affektirte, annehmen muſte. Der alte Wangenheim war daher darauf bedacht, weil dieſes Erziehungsweſen ſo ganz wider ſeine Grundſätze war, die Franzöſinn zu entfernen. Seine Gemahlinn widerſetzte ſich aber, und er muſte es noch ein Jahr mit anſehen, bis er wegen einer Liebesintrigue, die zwiſchen der Franzöſinn und ſeinem Jäger vorgefallen war, Gelegenheit fand, ſie ihrer Dienſte zu entlaſſen.

Wangenheim ſchrieb hierauf an einen ihm bekannten Profeſſor nach Straßburg, wo er eine kurze Zeit die Rechte ſtudirt hatte, und bat ihn, ihm einen geſchickten Informator für ſein neunjähriges Fräulein zu ſchicken, es müſte aber ein Menſch von guter Bildung, feinen, artigen Sitten, und einem muntern, gefälligen Weſen im Umgange ſeyn; er müßte gut Franzöſiſch ſprechen, und etwas Muſik verſtehen; es käme eben nicht darauf an, ob er ein Theolog oder Juriſt wäre; er verſprach ihm übrigens 100 Thaler jährliches Gehalt und freye Station. Es verging beynahe ein Jahr, ehe der Profeſſor ein ſolches Subjekt, als Wangenheim verlangte, finden kon-

konnte. Denn wenn er einen hübſchen Jungen fand, der ſich durch ſeine Bildung zum Hofmeiſter in einem vornehmen Hauſe qualifizirte, ſo fehlte es dieſem wieder an der anderweitigen Geſchicklichkeit; und fand er einen geſchickten, ſo hatte dieſer etwas widriges in ſeinem Geſicht und in ſeinem Anſtande. Endlich gelung es ihm, einen mit allen erforderten Eigenſchaften verſehenen Informator für ſeinen Freund auszukundſchaften, dem dieſer Antrag ſehr willkommen war. Es war ein junger Theolog aus dem Brandenburgiſchen gebürtig, Namens Stiffelius, der wegen eines verliebten Streichs und weil er an einem luſtigen Abend dem Prorektor die Fenſter eingeworfen hatte, von der Univerſität H** relegirt worden war, und weil er ſich nicht nach Hauſe zu reiſen getraute, auf gut Glück mit einem gewiſſen Kaufmann, der ihm wohlwollte, nach Straßburg ging.

Der neue Informator, der auſſer ſeinen Talenten und erworbenen Geſchicklichkeiten auch die Gabe hatte, jedermann für ſich einzunehmen, und ſich in allerley Gemüther zu ſchicken, eine Gabe, die auch Leuten ohne Glück und Vermögen durch die Welt hilft, wurde in dem adelichen Hauſe mit

vielen Freudensbezeugungen empfangen. Der alte Wangenheim, der auf seinem offenen, heitern Gesicht seine ganze Brauchbarkeit und seinen ganzen Biedersinn zu lesen vermeinte, drückte ihm, als er ankam, treuherzig die Hand, und sagte, indem er ihm seine Tochter vorstellte: „Willkommen, lieber Herr Stiffelius! hier übergeb' ich Ihnen meine Tochter; es ist ein gutes, gelenksames Ding, zuweilen etwas eigensinnig und kurzköpficht, und das hat sie von ihrer Mutter; ich hoffe, sie wird Ihrem Unterricht und Ihrer Erziehung Ehre machen. Vor allen Dingen bringen Sie dem Mädchen Religion und Sittsamkeit bey; suchen Sie Ihr Herz vor der Eitelkeit und dem Stolz zu verwahren, und machen Sie das wieder gut, was ihre vorige Lehrmeisterinn (dies war eine Erznärrinn) verdorben hat. Mit meinen Bedienten und übrigem Gesinde machen Sie sich nicht gemein, am allerwenigsten mit dem kleinen Johann, den ich insonderheit zu Ihrer Aufwartung bestimmt habe, denn der ist im Stande, ganze Dörfer zusammenzuhetzen, und ist ein Neuigkeitsträger; für alles übrige lassen Sie mich sorgen, ich denke, wir werden mit einander zufrieden seyn. Meine Frau ist ein gutes Weib, aber sie hat Ihnen nichts zu befehlen.„

Stiffelius versicherte an seinem Theile den alten Wangenheim, er werde alles anwenden, er werde weder Mühe noch Fleiß spuren, um sich ihm gefällig zu machen, und dem gnädigen Fräulein, bey welchem er, ohne sie geprüft zu haben, große Fähigkeiten voraussetzte, durch seinen Unterricht nützlich zu werden. Er bat sichs von seinem neuen Prinzipal aus, er möchte ihm über die Art und Einrichtung des Unterrichts keine Vorschriften geben, sondern den Gang, den er mit ihr gehen würde, blos seiner Willkühr überlassen. Das kümmert mich nicht, sagte der alte Wangenheim, Sie müssens verstehen; aber zuhorchen will ich doch zuweilen, wie Sie es machen, und was Sie mit ihr vornehmen, vielleicht hör' ich auch noch manches, was ich noch nicht gewußt habe.

Wangenheim stellte seinem neuen Informator zu Ehren ein Gastmahl an, wozu er die benachbarten Edelleute, und den Herrn Pastor seines Kirchsprengels, einen gewissen Ehrn Peplänius einlud. Letzterer war nach dem Ausspruch eines großen Kirchenlehrers ein rechtes Schaf, war einmal auf den Kopf gefallen, und hatte, seitdem er ins Pfarramt gekommen war, nichts weiter gethan, als Zeitungen gelesen, seine Frau be-

beſchickt, und geſalbadert. Dieſer Mann beſaß einen großen Stolz, den er nie mehr, als gegen Kandidaten zu äuſſern pflegte *), und es verdroß ihn ſehr, daß dem jungen Stiffelius von dem adelichen Hauſe und von den verſammelten Gäſten mit ſo vieler Achtung begegnet wurde. Stiffelius merkte dem Paſtor bald ſeine ſchwache Seite ab, und machte ſich, weil er viel Witz und ſehr drollichte Einfälle hatte, auf ſeine Koſten luſtig. Der Paſtor hatte von der Natur eine gute Portion Phlegma bekommen; er ließ den Informator ſpötteln, aß deſto hurtiger, und verſchluckte ein Glas Wein nach dem andern, welches ihm des gehabten Verdruſſes ohngeachtet, überaus wohl bekam.

Wilhelmine war mit ihrem neuen Hauslehrer überaus wohl zufrieden, und weil ſie viel natürliche Fähigkeiten hatte, ſo that ſie in den Sprachen und Wiſſenſchaften, worinn er ſie unterrichtete, zum großen Vergnügen ihrer Aeltern ſchnelle Fort-

*) Von der Peterskirche zu P. lebt noch jetzt ein gewiſſer Archidiakonus dieſes Gelichters, der jedem Kandidaten des Predigtamts, ſonderlich, wenn er keines Predigers Sohn iſt, verächtlich begegnet, und den Grundſatz hat: ein Kandidat müſſe Holz auf ſich hacken laſſen. — Ueber den ſaubern Kirchenlehrer!

Fortschritte. Sie war eben nicht schön, aber es war in ihrem Gesicht, in ihrer Miene, in ihrem Anstande, und in ihrer Sprache ein gewisses Etwas, wodurch sie den Leuten, die mit ihr umgingen, ihr Zutrauen und ihre Gewogenheit abzwang. Ein Kenner des Menschenantlitzes und des Geheimnißvollen, was darum verborgen liegt, würde sie für rachsüchtig, für neidisch, für stolz, und wer weiß, für was sonst noch, gehalten haben, aber sie war in der That gutthätig, großmüthig, mitleidig, und menschenfreundlich. Sie war auch nicht arm an witzigen Einfällen. Einst erklärte ihr Stiffelius das dritte Gebot: Du sollst den Feyertag heiliger. Ich dächte, sagte sie, dies Gebot könnten wir übergehen, weil es nur die Geistlichen angeht.

Stiffelius war ohngefehr ein Jahr in dem adelichen Hause, als Wilhelmine von den Blattern heimgesucht wurde, und da gereute es den alten Wangenheim, daß er sie nicht hatte inokuliren lassen. Indem er mit diesen Gedanken umging, und sich wegen des unterlassenen Inokulirens Vorwürfe machte, kam er an einem Sonntage in die Kirche, wo der Prediger des Orts auf einmal seine Gewissensunruhe niederschlug, denn

er

er bewies in seiner Predigt, oder bemühete sich vielmehr, zu beweisen; daß das Einimpfen der Blattern eine teuflische Gewohnheit sey, wodurch man dem lieben Gott ins Amt fiele. Der Text zu dieser Predigt, von welcher die Bauern freylich wenig verstanden, und noch weniger brauchen konnten, war das Evangelium vom barmherzigen Samariter und dem Reisenden, der unter die Mörder fiel. Mit diesen Mördern verglich er die einimpfenden Aerzte, und die Aeltern, welche dergleichen widernatürliche Dinge mit ihren Kindern vornehmen lassen.

Stiefelius that während der Krankheit seiner Untergebenen mit Erlaubniß seines Prinzipals verschiedene kleine Reisen in die umliegende Gegend, und errichtete mancherley Bekanntschaften unter den Edelleuten und Geistlichen. Unter andern lernte er einen gewissen Pastor Herold kennen, einen Mann von nicht gemeinen Kenntnissen, der eine zahlreiche Familie, und unter derselben (die meisten Kinder waren Söhne) eine sehr wohlgebildete und wohlerzogene Tochter hatte, welche bey dem ersten Anblick die ganze Aufmerksamkeit unsers Kandidaten fesselte. Die möchtest du dir wohl zu Gemüthe führen, dachte er bey sich selbst,

denn

wenn du in der hiesigen Gegend eine anständige Versorgung erhalten könntest. Er ließ sichs einige Tage in dem geistlichen Hause gefallen, und hatte sich in dieser kurzen Zeit in der Gunst des alten Pastors und seiner Tochter so festgesetzt, daß er bey seiner Abreise dringend gebeten würde, bald wieder zu kommen.

Ein zärtlicher Händedruck, womit Stiffelius von Jakobinen (so hieß des Predigers Tochter) Abschied nahm, vollendete die angefangene Eroberung, und nun vertrieb die Liebe, und die damit zusammenhängenden Heuraths- und Versorgungsentwürfe aus dem Herzen des jungen Kandidaten alles Andenken an Dogmatik, Homiletik, und was dem anhängig ist. Voller Wonnegefühls und lauter sich einander drängende angenehme Scenen träumend, kehrte er endlich zu seinem Posten zurück, und fand Wilhelminen ziemlich wiederhergestellt, den alten Wangenheim aber in letzten Zügen.

Wangenheim konnte nur noch wenig sprechen, er versicherte ihn, er habe bereits dafür gesorgt, daß seine Frau ihn nach seinem Tode nicht abschaffen sollte, er möchte nur ferner bey der Erziehung sei-

ner Tochter seine Pflicht thun, und seine Stelle bey ihr vertreten; dafür, sagte er, würde ihm von dem Vater aller verwaisten Kinder eine wichtigere Belohnung zu Theil werden, als diejenige wäre, wodurch er, und künftig seine Gemahlinn, seine Bemühung zu vergelten vermöchte. Stiffelius konnte, weil er alles um sich herum weinen sahe, vor Betrübniß und Bewegung seines Herzens fast nichts herausbringen; es war ein rührender Auftritt. Der alte Wangenheim starb nach wenigen Minuten mit der ruhigen und beneidenswerthen Gelassenheit, mit welcher Menschen sterben, welche hinter sich ein wohlgeführtes, gemeinnütziges Leben, und jede überstandene irrdische Noth, und vor sich einen Himmel voll Lohn und Seligkeit erblicken. Er wurde, weil er es so verordnet hatte, in aller Stille in seinem Erbbegräbnisse beygesetzt. Es fanden sich nach seinem Tode unter seinen Papieren verschiedene Nachrichten, woraus man insonderheit seine Wohlthätigkeit gegen die Armen, wobey er ohne alles Geräusch zu Werke ging, abnehmen konnte.

Wilhelmine war durch die Blattern eben nicht entstellt worden, sie hatte nun das dreyzehnte Jahr zurückgelegt, und näherte sich mit ihrem

schnellen

schnellen Wachsthum (man würde sie für ein siebenzehnjähriges Frauenzimmer gehalten haben) demjenigen Alter, wo es die Mädchen lebhaft zu empfinden anfangen, daß sie nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern daß eine andere Gattung von Geschöpfen, mit denen sichs so ganz gut umgehen läßt, ihre Gesellschaft und ihre Sorgen fodert. Sie sahe ihren Informator, der die Lehrstunden, welche er ihr gab, für sie in Erholungsstunden zu verwandeln wußte, nunmehr mit andern, das ist: mit zärtlichen Augen an; seine Gesellschaft wurde ihr immer unentbehrlicher, und sie bildete sich ein, daß dasjenige, was sie für ihn fühlte, blos Gefälligkeit gegen sein freundschaftliches Wesen, und Erkenntlichkeit gegen die Mühe wäre, die er auf ihre Erziehung wandte, da es doch im Grunde Liebe, aufglimmende, herzliche Männerliebe war.

Wilhelminens Mutter, einer phlegmatischen, gutherzigen Frau, fehlte es an Scharfsinn und Weltklugheit, um den immer vertraulicher werdenden Umgang ihres Informators mit ihrer Tochter zu bemerken; sie freuete sich vielmehr, weil sie nichts schlimmes argwöhnte, daß der Lehrer und die Lernende so gut mit einander

stun-

ſtunden, und ſo viel aus einander machten, und ſie gab ſelbſt durch ihr öfteres Ausreiſen zu den benachbarten Edelleuten, wohin es Wilhelminen nicht allemal gelegen war, ſie zu begleiten, Gelegenheit, daß die gedachte Vertraulichkeit deſto tiefer und ungeſtörter wurzeln konnte. Stiffelius merkte gar bald die Neigung des Fräuleins zu ihm, es ſchmeichelte ſeinem Ehrgeize, ſich von einem Mädchen von ihrem Stande beliebäugelt zu ſehen, die mit allen körperlichen Reizen und Annehmlichkeiten des Umgangs, die einem jungen Frauenzimmer Verehrer verſchaffen können, einen durchdringenden Verſtand und das edelſte Herz verband; er ſuchte ſich daher bey ihr immer gefälliger, immer nothwendiger zu machen, und verlor über dieſer Neigung ſeine Jakobine aus dem Geſichte, die bald nachher an einen Acciſebedienten verheurathet wurde, dem ſie blos aus Verdruß, weil ſie erfuhr, daß Stiffelius das Fräulein heurathen würde, ihre Hand gab.

Geſchichte
des
Fräuleins Wilhelmine von Wangenheim.

Zweyter Abſchnitt.

Obgleich die Neigung des Informator Stiffelius durch mancherley für Liebende vortheilhafte Umſtände genährt, mit jedem Tage zunahm, und Wilhelminens aufbrauſende Leidenſchaft, ſo wie die dadurch verurſachte Zerſtreuung während der Lehrſtunden immer merklicher wurde: ſo dachte Stiffelius, durch Grundſätze der Vernunft und der Religion geleitet, doch wirklich zu edel, als daß er die weibliche Schwachheit hätte mißbrauchen, und Wilhelminens Unſchuld zum Opfer ſeiner Leidenſchaft machen ſollen. „Sie liebt dich, dachte er bey ſich ſelbſt, in dem

Grade

Grade liebt ſie dich, daß ſie mit dir in Wüſteneyen entfliehen, und um deinetwillen alles verlaſſen würde; und du ſollteſt ſie entehren, ſie unglücklich machen? Nein, der Schatten ihres verewigten Vaters, der ſie auf ſeinem Sterbebette deiner Sorgfalt anvertrauete, der vielleicht jetzt in dem Aufenthalte der Seligen für die Tugend und für das Glück ſeiner Tochter betet, dieſer Schatten (noch ſchwebt mir das Bild des ehrwürdigen Sterbenden vor dem Geſichte) würde dich unaufhörlich verfolgen, und dir ſtillſchweigend deine Undankbarkeit vorwerfen.

Je ſchwerer der Kampf der Vernunft und Leidenſchaft und die Ueberwindung der letzteren in der Blüthe unſers Lebens iſt, deſto rühmlicher und vortheilhafter iſt der Sieg, welchen gutgeartete Gemüther, die den Saamen des Guten nicht muthwillig bey ſich erſticken, nicht durch böſe Beyſpiele irre geführt werden, in ſolchen Stunden des Kampfs und der Anwandlung menſchlicher Schwachheit über ſich ſelbſt davon tragen. Unedel und unweiſe iſt es allemal für den denkenden Menſchen, ſich von niedrigen Leidenſchaften, deren Früchte ſo bitter ſind, beherrſchen zu laſſen. Ich habe einen Menſchen gekannt,

kannt, der ſich nicht ſcheute, öffentlich zu bekennen: es gereue ihn, daß er ſich ſeine Jugendjahren nicht beſſer zu Nutze gemacht, das heiſt: daß er ſie nicht mit unerlaubten Dingen zugebracht hätte. Dies iſt gewiß der höchſte Grad der Verdorbenheit, der ſich gedenken läßt.

Stiffelius machte allerley Entwürfe, um ſeine Neigung zu Wilhelminen auf eine erlaubte Art zu befriedigen, und mit ihr in eine nähere Verbindung zu kommen. Einſt ging er an einem ſchönen Frühlingsabend mit ihr im Garten ſpatzieren, und ſagte zu ihr: „Gnädiges Fräulein! Ich hab' Ihnen etwas Ernſthaftes zu ſagen. Die Zeit rückt immer näher heran, da ich aufhören werde, ihr Lehrer zu ſeyn, aber ich werde nie aufhören, (dies erlauben Sie mir doch?) Ihr Freund und Verehrer, und der aufrichtigſte Theilnehmer an allen Ihren Schickſalen zu ſeyn. Die Jahre, die ich in dem Hauſe Ihrer Aeltern und bey Ihrer Unterweiſung zugebracht habe, ſind mir, wie Tage, verſchwunden; angenehmere werd' ich vielleicht niemals wieder erleben, wohl aber viel traurige in der Entfernung von Ihnen.

Ich brauchs Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß ich Sie innigſt liebe und hochſchätze, und daß ich darinn mein höchſtes Glück ſetzen würde, wenn

wenn ich zu Ihrem Glück und Vergnügen etwas beytragen könnte. Aber der Eigensinn des Schicksals und der große Abstand meines Standes von dem Ihrigen erlaubt mir nicht, an eine Verbindung zu denken, welche mich zu dem glücklichsten unter allen Sterblichen machen würde. Ihre Frau Mutter besitzt überdies, wie Sie wissen, einen großen Stolz, und würde sich wahrscheinlich, wenn auch irgend ein Mittel, unsere Herzen auf immer zu vereinigen, ausfindig gemacht werden könnte, unsern Absichten und Wünschen aus allen Kräften widersetzen. Entdecken Sie mir hierüber Ihre Gesinnung, liebenswürdiges Fräulein! und lassen Sie mich aus Ihrem schönen Munde die Versicherung hören, daß Sie mir gewogen sind.„

Wilhelmine erwiederte ganz offenherzig: es würde thöricht seyn, wenn ich Ihnen, liebster Stiffelius! etwas verhehlen sollte, was Sie längst wissen und bemerkt haben; allerdings bin ich Ihnen gut, und ob ich gleich nicht mit vielen Mannspersonen Umgang gehabt habe, so muß ich doch gestehen, daß vielleicht unter hundert männlichen Geschöpfen keins die Kunst, weibliche Herzen zu erobern, so gut versteht, als Sie.

Noch gewogener aber würde ich Ihnen seyn, wenn Sie nur nicht ein Geistlicher werden wollten, denn man ist so eingeschränkt, so genirt in diesem Stande. Ich dächte, Sie sattelten um. Denken Sie wirklich auf eine ernsthafte Verbindung, wie ich denn in Ihre Ehrlichkeit kein Mißtrauen setze, so würde vielleicht, wenn Sie ein ansehnliches, bürgerliches Amt erhalten könnten, (und für Geld kann man ja alles) meine Mutter und übrige Familie eher zu bewegen seyn, ihre Einwilligung zu unserer Verheurathung zu geben. Ich will mich hinter meinen Onkle, den Hauptmann von B. stecken, er ist ein erfinderischer Geist, und der beständige Rathgeber meiner Mutter. Die künftige Woche kommt er zu uns. Ich werd' Ihnen, wenn ich mit ihm gesprochen habe, einen Wink geben, und alsdenn entdecken Sie sich ihm, ich werde Ihnen für meine Person keine Hudernisse entgegensetzen.„

Als der Hauptmann von B. Wilhelminens Mutterbruder, ankam, so fand er das adeliche Haus voller Freuden, und sahe eine Schaar geputzter Bedienten und Mägde hin und her laufen, als wenn es Hochzeit wäre. Wilhemine kam ihm mit offenen Armen entgegen, und sag-

te: Sie kommen eben zu rechter Zeit, lieber Onkle! ich feyre heute meinen Geburtstag; (sie war nun funfzehn Jahr alt) ich bin versichert, daß Sie an unserer unschuldigen Freude den wärmsten Antheil nehmen werden.„ Ich freue mich, meine gute Nichte! erwiederte der Hauptmann, in dem er sie umarmte, daß ich Sie so heranwachsen, und mit schnellen Schritten ihrem Glück entgegen eilen sehe. Möchten Sie noch viele dieser feyerlichen Tage sehen, und sie alle eben so vergnügt, eben so unbescholten zurücklegen, als den heutigen! Wir würden gewiß noch vergnügter seyn, wenn mein seliger Schwager, der gute Wangenheim, noch in unserer Mitte wäre; wie würde sich sein zärtliches Herz freuen, wenn er heute Ihre blühende Wange, die aufkeimende Hoffnung und Ehre seiner noch durch keinen Böswicht entehrten Familie sähe, wenn er — — bey diesen Worten schwieg er, und eine empfindsame Thräne, die auch Heldenaugen verschönert, entrollte den Wangen des wackern Soldaten, der eben so rechtschaffen und bieder, eben so sehr ein Freund der alten, deutschen Sitte und des ungekünstelten Wesens, wie der verstorbene Wangenheim, war.

Er hatte ſich nie verheurathet, weil er, wie er ſagte, wenn er eine gute Frau, ganz nach ſeinen Wünſchen geſchaffen, bekommen hätte, zu ſchwach geweſen ſeyn würde, ihren Verluſt zu ertragen, und weil ihm die Ruhe ſeines Lebens zu lieb geweſen wäre, als daß er ſie durch ein böſes Weib, welches ihm, ihrer engliſchen Geſtalt ungeachtet, zu Theil werden konnte, hätte verbittern, und ſich unglücklich machen ſollen.

Bey der Tafel redete der Hauptmann viel mit dem Informator Stiffelius, lobte ihn wegen der Erziehung, die er dem Fräulein gegeben hatte, und war mit ſeinem Betragen, mit ſeinen unterhaltenden Geſprächen und mit ſeinen übrigen Aeuſſerungen vollkommen zufrieden. Da er den Hauptmann bey guter Laune ſahe, und von ſeinen philoſophiſchen Grundſätzen in Anſehung des Unterſchieds der Stände überzeugt war, ſo trug er kein Bedenken, von ſeiner Neigung zu Wilhelminen und von den Schwierigkeiten, die er dabey vorausſahe, wenn ſein Wunſch befriedigt werden ſollte, etwas durchſchimmern zu laſſen, welches der Hauptmann gar nicht übel aufnahm. „Ich habe wohl eher, erwiederte er in allgemeinen Ausdrücken, einen Menſchen, der es verdiente,

diente, glücklich gemacht; wir wollen sehen.„ — Er sagte unter andern: „Es ist Schade, Herr Stiffelius, daß Sie ein Theolog geworden sind, denn was wirds nun seyn, wenn Sie auch ein Dorpfärrchen erwischen? Es ist selten, daß einer in diesem Stande ein ansehnliches Glück macht. Wären Sie aber ein Rechtsgelehrter, so könnte man Ihnen gerade bey dem muntern Wesen, welches Sie haben, und bey den Talenten, die Sie besitzen, zu einer ansehnlichen Civilbedienung verhelfen; das wäre eine ganz andere Sache.„ Stiffelius versicherte, daß er nicht abgeneigt wäre, diesen Schritt zu thun, und eine Lebensart, woran er ohnehin noch nicht gebunden wäre, mit einer andern, welche ihm ein weiteres Feld öffnete, zu vertauschen, wenn er Gewißheit davon erlangen könnte, daß ihn dies seinem Glücke näher bringen, und ihn insonderheit zur Erreichung seiner Absichten auf Wilhelminen (denn alles übrige sey ihm in dieser Hinsicht gleichgültig) behülflich seyn würde. Der Hauptmann drückte ihm freundschaftlich die Hand, und versprach ihm, daß er des folgenden Tages mit seiner Schwester und mit Wilhelminen über diesen Gegenstand sprechen, und alles für ihn thun wollte, was in seinem Vermögen stünde.

– Wilhelminens Mutter war, ob ſie ſich gleich ſonſt den Rath und die Anordnungen ihres Bruders, des Hauptmanns von B. gern gefallen ließ, ſehr ſchwer zu bewegen, ihre Einwilligung zu einer Verheurathung ihrer Tochter mit einem Bürgerlichen zu geben, da ſie ohnehin Vermögen genug hätte, eine ihrem Stande gemäſſe Parthie abzuwarten. Der Hauptmann ſtellete ihr indeſſen vor, Stiffelius hätte ſich um ſie und um ihr ganzes Haus verdient gemacht; ſchon die gute Erziehung, die er Wilhelminen gegeben, die edlen Grundſätze, die er ihr beygebracht, die Verſorgungsvorſchläge, die er ihr aufgeopfert hätte, machten ihn ihres Herzens würdig, und es könnte ja noch in der Folge, wenn er ſich der Rechtsgelehrſamkeit oder einem andern Studium widmen wollte, ein groſſer Mann aus ihm werden, der auch ohne Ahnen und Adelbrief ihrer Familie Ehre machen könnte.

Endlich lieſs ſie es ſich unter der Bedingung gefallen, wenn Stiffelius umſatteln, und ihr verſprechen wollte, ſich während der Zeit, die er auf ſein neues Studium verwenden müſte, mit keinem andern Frauenzimmer einzulaſſen. Stiffelius that es. Seine bisherige Prinzipalinn bewilligte

ihm zu einem zweyjährigen Aufenthalt auf der Universität eine Summe von 500 Thalern; der Hauptmann drang darauf, daß er sich vor seiner Abreise mit Wilhelminen verloben muste, und als die Verlobung geschehen war, ging Stiffelius voller süssen Hoffnungen nach Göttingen ab.

Einige Tage nach seiner Abreise hatte Wilhelmine, der ihr Geliebter immer vor Augen und in Gedanken war, einen ängstlichen Traum, den sie beym Frühstück ihrer Mutter erzählte. Es däuchte ihr im Schlaf, als wenn sie mit ihrem Verlobten auf einem großen Ball wäre, wo sich dieser unvermuthet von ihrer Seite verlöre, und eine andere ihr unbekannte Mannsperson mit einer frechen, wilden Miene auf sie zukäme, um sie zu umarmen. Sie wollte diesen Unbekannten zwar zurückstoßen, aber er küßte sie ihres Widerstandes ohngeachtet in aller Gegenwart, und über dem Gezänk und ängstlichem Gezerre mit diesem ungesitteten Menschen erwachte sie. Wilhelminens Mutter, welche sehr abergläubig war, ließ aus einer benachbarten Stadt eine berüchtigte Traumdeuterinn kommen, ohne ihrer Tochter etwas davon zu sagen, welche diesen nach ihrer Meynung merkwürdigen Traum auslegen sollte.

Die

Die Wahrſagerinn erſchien, legte die Karte, und ſagte: Wilhelmine hätte einen Liebſten, der abweſend wäre, dem ſtünde eine gefährliche Krankheit bevor, und Wilhelminen würde von einer gewiſſen hagern Mannsperſon, welche ſie ohngefehr bezeichnete, nachgeſtellt, ſie ſollte ſich in Acht nehmen, denn ihre Ehre hinge an einem ſeidenen Faden.

Die Frau von Wangenheim erzählte ihrer Tochter das Reſultat dieſer Traumdeutung, welche wirklich anfing, ihres Bräutigams wegen in Sorgen zu ſtehen, und es wurde ihm ſogleich ein Expreſſer nachgeſchickt, der ſich nach ſeinem Befinden erkundigen muſte. Wegen des Nachſtellens einer gewiſſen Mannsperſon aber verſicherte ſie, daß ihr kein dergleichen gefährlicher Menſch bekannt wäre, von dem ſie etwas zu befürchten hätte; das alte Weib, ſagte ſie, wäre mit ihrer ganzen Wahrſagerey eine Närrinn.

Der Bote, welchen Wilhelmine ihrem Buſenfreunde Stiffelius nachgeſchickt hatte, um ſich nach ſeinen Geſundheitsumſtänden zu erkundigen, hätte unterweges das Unglück, von einer Räuberbande überfallen zu werden, die aber in der

That

That nicht so gefährlich war, als sie sich anstellte. Einer von diesen Räubern, der ihn zuerst angriff, machte ihm das Kompliment, und sagte: „Mein Herr! Sie scheinen mir ein braver Kerl zu seyn, aber wir sinds auch; Großmuth und Menschenliebe sind die Gesetze, wodurch unsere Gesellschaft regieret wird. Wir wollen Ihren Geldbeutel, der Ihnen, wie ich merke, sehr schwer zu tragen wird, nur seines Ueberflusses entschütten, ich hoffe, Sie sollen mit uns zufrieden seyn.„ Hierauf bat er sich ganz höflich seinen Geldvorrath aus, überzählte ihn, (es waren ohngefehr zwanzig Thaler) gab ihm hierauf die Hälfte zurück, und wünschte ihm eine glückliche Reise.

Den Boten, welches ein herrschaftlicher Jäger war, machte diese sonderbare Begebenheit und die ungewöhnliche Großmuth des Räubers, dessen Gesichtszüge ihm etwas bekannt vorkamen, stutzen, es däuchte ihm, als wenn er diesen Kerl schon bey seiner Herrschaft gesehen hätte. Er setzte indessen verwunderungsvoll seine Reise fort. Stiffelius, der über das gute Andenken und über die zärtliche Besorgniß seiner Wilhelmine vor Freuden ausser sich war, ersetzte dem Boten nicht allein den erlittenen Verlust, sondern machte ihm

auch

auch noch ein Geſchenk, und dieſer kehrte mit der angenehmen Nachricht, daß Stiffelius ſich ganz wohl befände, und mit einem Handſchreiben folgendes Innhalts zurück:

Meine verehrungswürdige, liebſte, beſte Freundinn!

„Dank, herzlichen Dank für die Güte, womit Sie ſich meiner erinnern, und meiner Geſundheit wegen in Sorgen ſtehen. Gottlob! ich bin noch eben ſo friſch und heiter, als ich abgereiſet bin. Und wie ſollte ich es nicht ſeyn? Bewegung und gute Diät erhält mich geſund; und das Andenken an Sie — an Ihre Reitze — an Ihre gute, ſchöne Seele — an all' das Vergnügen, welches ich in Ihrem Umgange genoſſen habe, und noch künftig genieſſen werde, erheitert mich. Wär' ich auch ſterbenskrank, ſo würde mich der Gedanke an Sie und das Bewußtſeyn Ihrer Liebe von dem Rande des Grabes zurückrufen. Göttingen gefällt mir nicht, und es iſt hier ſehr theuer. Ich ſehne mich ſchon nach dem Ende meiner akademiſchen Laufbahn, denn die Juriſterey will mir nicht ſehr behagen. Neulich hab' ich hier in der Kirche ein Mädchen geſehen, die Ihnen überaus ähnlich iſt. Sie können denken, was ich für Augen machte,

te, und wie mir bey dem Anblick zu Muthe ward. Sie werden doch nicht eiferſüchtig? Sie haben nichts zu beſorgen. Vielmehr können Sie aus dieſer ungezwungenen Erzählung meine Offenherzigkeit wahrnehmen. Leben Sie recht wohl, meine Theuerſte! und laſſen Sie ſich in meiner Abweſenheit die Zeit nicht lang werden; es geht ja ein Monath nach dem andern hin, bis er erſcheint, der frohe, ſelige Tag (denn Liebe iſt Seligkeit,) unſerer näheren Verbindung. Kann auch irgend eine Ausſicht erfreulicher, irgend eine Erwartung beglückender ſeyn? Empfehlen Sie mich Ihrer geehrten Frau Mutter, und glauben Sie, daß ich auf immer von ganzem Herzen bin

Ihr

treuſter Verehrer,
Seiffelius.

Die Frau von Wangenheim hatte einen jüngeren Bruder, von dem ſie ſeit vielen Jahren nichts gehört hatte, denn er war als Volontaire in rußiſche Dienſte gegangen, ſie glaubte, daß er todt ſey. Als er das letzte mal vor ſeinem Eintritt in Kriegesdienſte ſeine Schweſter beſuchte, war Wilhelmine zwey Jahr alt. An einem heitern Sommerabend ging Wilhelmine mit ihrer Mutter im

Dor-

Dorfe ſpatzieren, und ſahe von ferne einen Mann auf ſie zugeritten kommen, der ihr unbekannt war. Eine geheime Ahndung erfüllte Wilhelminen mit Widerwillen gegen dieſen Unbekannten. Als er näher kam, entdeckte es ſich, daß dieſer Fremde der jüngſte Bruder der Frau von Wangenheim war, ein Mann von ohngefehr vierzig Jahren; er war ſehr wohl gebildet, und erweckte durch ſeine Ankunft bey ſeiner Schweſter große Freude. Er hatte ſeinen Abſchied genommen, und wollte ſich nun auf ſeinen Gütern zur Ruhe ſetzen.

Wilhelmine bewies ihm, als ihrem Oheim, alle Hochachtung, die aber doch mit einer gewiſſen Schüchternheit und Zurückhaltung verbunden war, welche endlich anfing, ihm befremdend zu werden. Er beklagte ſich darüber gegen ſeine Schweſter, und dieſe ſagte, ſie wiſſe ſelbſt nicht, warum ſich das Mädchen bisweilen ſo wunderlich geberde. In der That hatte er ſich während der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts bey ſeiner Schweſter in Wilhelminen verliebt, und es verdroß ihn ungemein, als er ſahe, daß alle ſeine Bemühungen, ihr ihre Gewogenheit und Vertraulichkeit abzugewinnen, vergeblich waren.

Beobachter deſſen, was in der Welt und in einzelnen Familien vorgeht, werden ſchon oft die Bemerkung gemacht haben, daß man nirgends eine größere Verſchiedenheit der Charaktere, Maximen, und Geſinnungen antrift, als unter Brüdern und Schweſtern. Dieſer Fall war auch hier. Der ältere Bruder der Frau von Wangenheim, der Hauptmann von B. welcher Wilhelminens Verlobung mit dem jungen Stuffelius befördern half, war, wie wir ſchon oben bemerkt haben, ein ſehr rechtſchaffener und gutdenkender Mann, der im Wohlthun und in jeder edlen That ſein gröſtes Vergnügen fand, und ein ſehr eingezogenes und mäßiges Leben führte. Der jüngere Bruder hingegen, der als Rittmeiſter ſeine Dimißion genommen hatte, und ſich auf einige Zeit bey ſeiner Schweſter aufhielt, widerlegte durch ſein Beyſpiel den von vielen angenommenen Grundſatz, daß in einem ſchönen Körper eine ſchöne Seele wohne. Er war neidiſch, rachſüchtig, geitzig, und wollüſtig im höchſten Grade. Mag doch wohl wahr ſeyn, daß ſehr viel auf die Erziehung ankommt, und daß es mit der ſogenannten Erbſünde nach einiger neueren Theologen Meynung nicht ſo recht richtig iſt. Dieſer Rittmeiſter war der Liebling ſeiner Aeltern und inſonderheit ſeiner Mutter ge-

weſen, und dieſe hatte ihn aus Furcht, das Knäblein möchte dadurch ungeſund werden, vor allem Unterricht und vor aller Bildung ſeines Herzens und Geiſtes ſorgfältig verwahret.

Wilhelmine ſahe es bald ein, daß die Zudringlichkeiten ihres Herrn Oheims, die ihr immer läſtiger wurden, etwas mehr, als Freundſchaft und Blutsverwandten-Liebe zum Grunde hatte, und das gute Mädchen gerieth über die Art und Weiſe, wie ſie, ohne ihn und ihre Mutter zu beleidigen, ſich ſeiner Liebkoſungen erwehren ſollte, in große Verlegenheit. Manche ſtille Thräne entfiel bey dem Andenken an ihren lieben Stiffelius ihrem Auge. Der Rittmeiſter ſuchte mancherley Anläſſe, um ſeinen Aufenthalt bey ſeiner Schweſter zu verlängern, und ſann indeß auf Mittel und Ränke, um ſeine Leidenſchaft zu befriedigen. Sein angebohrner Stolz machte ſeine Leidenſchaft noch heftiger. Ein Bürgerlicher, dachte er bey ſich ſelbſt, ſoll dieſe ſchöne Blume pflücken? Ein elender Poſtillen- oder Pandektenreuter? Nimmermehr. Weil er überzeugt war, daß er Wilhelminen durch ſeine Schmeicheleyen und Geſchenke, die ſie ſogleich an ihr Kammermädchen gab, nicht würde überreden können, ihre Tugend auf-

aufzuopfern, und ihrem Verlobten ungetreu zu werden, ſo faßte er den barbariſchen Entſchluß, ſie zu entführen, und ſich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, ſollte ſie auch darüber das Leben verlieren.

Um dieſen Endzweck zu erreichen, ſuchte er einen alten Bedienten der Frau von Wangenheim, welcher bey Wilhelminen ſehr gelitten war, durch Geld und Verſprechungen auf ſeine Seite zu ziehen, und dieſer war boshaft genug, ſich zur Ausführung ſeines Vorhabens brauchen zu laſſen. Wilhelmine pflegte zum öftern in Amazonenkleidern auszureuten, und ſie wählte zu ihrem Staffierritt gemeiniglich einen dicken Wald, der nahe an ihrem Dorf lag, und zu einem benachbarten Städtchen führte. Der Rittmeiſter hatte einen Franzoſen, der im Felde ſein Bedienter geweſen war, mitgebracht, einen ſehr verſchlagenen Kerl, und dieſer war ſeinem Herrn getreu genug, um ihm in allen Stücken, wär's auch die ſchwärzeſte That geweſen, zu Hülfe zu kommen. Sobald der Rittmeiſter erfuhr, daß das Fräulein ausreuten wollte, ſagte er zu ſeiner Schweſter, er hätte ſich vorgenommen, die benachbarten Edelleute zu beſuchen, und er würde in wenig Tagen zurückkommen. Indem er ihr dies ſagte, hatte er eine ge-

wisse zerstreute Miene, woraus Lavater, der große Physiognom, oder einer seiner Herren Kollegen würde gemuthmaßt und geweissagt haben, daß der Mensch mit Mördergedanken oder doch mit so was ähnlichem schwanger ginge.

Der Rittmeister von N. Wilhelminens Oheim, hatte seine Zeit so gut wahrgenommen, und war durch seine Spürhunde von dem Wege, welchen Wilhelmine bey ihrem Spatzierritt genommen hatte, so genau benachrichtiget worden, daß er sie mitten im Walde einhohlte. Er bat sie erstlich unter dem Vorwande, daß das Reuten für junge Damen nicht anständig, und ihrer Gesundheit nicht zuträglich sey, ihm in seinem Wagen Gesellschaft zu leisten, und ihn zu einem benachbarten Edelmann, den er zu besuchen gedächte, zu begleiten. Da sie aber sein gottloses Vorhaben merkte, und Miene machte, als wenn sie entfliehen wollte; so nöthigte er sie mit Gewalt, abzusitzen, und zog sie in seinen Wagen. Sein Bedienter mußte sich des Pferdes, worauf sie gesessen hatte, bemächtigen, und nebenher reuten. Seine Absicht war, mit ihr nach Wien zu gehen, und sich, wenn sie sich zur Befriedigung seiner Leidenschaft bequemen würde, mit ihr kopuliren zu lassen.

Der

Der Entführer hatte in wenigen Stunden vier Meilen zurückgelegt. Indeß war Wilhelmine, die durch diesen Vorfall vor Schrecken ganz ausser sich gesetzt wurde, in Ohnmacht gefallen. Als sie wieder zu sich selbst kam, befand sie sich in einem abgelegenen Gasthofe, welcher in einer dicken Haide lag. Der Rittmeister hatte mit Fleiß einen Umweg genommen, damit man ihn, wenn ihm etwan nachgesetzt würde, nicht einhohlen möchte. Der Gastwirth war ein niederträchtiger Kerl, dem für Geld alles feil war. Diesem entdeckte sich der Rittmeister, und gab ihm ein Stück Geld, damit er ihm in seinem Vorhaben nicht hinderlich seyn möchte.

Sobald sich Wilhelmine etwas erhohlt hatte, wurde sie wieder mit Gewalt in den Wagen geschleppt, und die Reise wurde mit der grösten Eilfertigkeit fortgesetzt. Wilhelmine faßte sich indessen, so gut sie konnte, und glaubte durch vernünftige Vorstellungen ihren Oheim von der Vollziehung seines schwarzen Vorhabens noch zurückhalten zu können. Der Rittmeister hatte mit ihr, als sie des Abends in einem Wirthshause zwölf Meilen von ihrem Geburtsorte eintrafen, folgende Unterredung: „Ich mein' es gewiß, sagte er, recht

„gut mit Ihnen, meine liebe Nichte! meine Liebe
„zu Ihnen iſt ſo groß, daß ich ihr nicht widerſte-
„hen kann. In Wien hab' ich einen Verwand-
„ten, der ein anſehnliches Vermögen beſitzt, und
„mich zu ſeinem Univerſalerben eingeſetzt hat.
„Wollen Sie mich dahin begleiten, und mir Ihre
„Hand geben, ſo will ich Sie gewiß glücklicher
„machen, als Sie es bey einem jungen Laffen, der
„noch erſt ſeine Verſorgung erwarten muß, und
„vielleicht mit einem Schreiberdienſt abgelohnt
„wird, ſeyn können. Daß ich dieſen Schritt ge-
„than habe, kann ich freylich durch nichts, als
„durch meine auſſerordentliche Liebe, und durch
„den patriotiſchen Entſchluß, eine Mésalliance, die
„unſerer Familie Schande machen würde, zu ver-
„hindern, entſchuldigen.„ Als er dies geſagt hat-
te, wollte er ſie umarmen. Wilhelmine ließ es
zwar geſchehen, antwortete ihm aber in einem ſehr
ernſthaften Ton folgendes: „Mein lieber Onkle!
„Eine ſolche Begegnung, ich muß es geſtehen, hät-
„te ich zwar von einem Manne, wie Sie ſind, der
„im geſellſchaftlichen Umgange ſo viel von Tugend
„und Religion ſpricht, und der noch oben drein
„mein Blutsverwandter iſt, nicht erwartet. Ich
„habe nur ein Herz, und dies klopft nur für einen
„Einzigen. Mein Geliebter hat mehr Verdienſt,

„und

„und ist mir unendlich mehr werth, als mancher, „der noch so viel Ahnen zählt. Sie können mir „eher das Leben nehmen, als mich in meinem ein„mal gefaßten Vorsatze wankend machen. Aber „um Gottes willen, um Ihrer eigenen Ruhe wil„len, bester Onkle! beschwöre ich Sie, schonen „Sie meiner Unschuld, bringen Sie mich zu mei„ner Mutter zurück, die gewiß meiner unerwarte„ten Entfernung wegen untröstlich ist, und lassen „Sie sich meine Thränen erweichen.„

Der Rittmeister war, was diesen Punkt betraf, unerbittlich. Er hofte immer noch durch falsche Vorspiegelungen, daß er sie zur Ehe nehmen, und sie zu einer großen Frau machen würde, ihr endlich ihre Gunst und Gegenliebe abzugewinnen. Wilhelmine sann ihrer Seits auf eine List, welche, als hätte sie ihr ein Gott eingegeben, den glücklichen Erfolg hatte, sie von ihrem Verführer zu befreyen. Die Frau von Wangenheim glaubte, als ihre Tochter Abends nicht zu Hause kam, es wäre ihr ein Unglück begegnet, sie schickte ihr einige Bediente und Arbeitsleute aus dem Dorfe nach, diese kamen aber mit der traurigen Nachricht zurück, daß sie in der ganzen umliegenden Gegend nicht anzutreffen wäre. Indeß schmeichelte sie

ſich, daß ſie vielleicht in ein benachbartes Dorf zu einem von ihren Bekannten gerathen wäre, und alſo des folgenden Tages zurückkommen würde.

Die Frau von Wangenheim wurde, als ihre Tochter des folgenden Tages nicht zurück kam, und alle ihrentwegen ausgeſchickte Boten ihr keine Nachricht geben konnten, wo ſie geblieben wäre, durch das Kammermädchen des Fräuleins in dem Argwohn beſtärkt, daß kein anderer, als ihr Bruder, ſie entführt haben müſte. Sie war anfänglich willens, ihm Steckbriefe nachzuſchicken, aber ihr älterer Bruder, der Hauptmann von B. bey dem ſie ſich dieſes Vorfalls wegen Raths erhohlte, widerrieth es ihr, weil ſolches, ſagte er, ein unauslöſchlicher Schimpf für die Familie ſeyn würde. Er verſprach ihr indeß, ſich alle erſinnliche Mühe zu geben, um ihren Aufenthalt auszukundſchaften.

Der Rittmeiſter war während dieſer Zeit mit ſeiner Beute in Prag angekommen. Eine ihm zugeſtoßene Unpäßlichkeit nöthigte ihn, einige Tage in dieſer Stadt zu verweilen. Dieſer Unpäßlichkeit ohngeachtet ſetzte er ihr gewaltig zu, ſie möchte ſich erklären, ob ſie ſeine Frau wer-

den

den wollte. Sie ſahe wohl ein, daß es, um ihre Unſchuld zu ſichern, nothwendig ſey, ſich zu verſtellen, und ihm einſtweilen, bis ſich eine Gelegenheit fände, zu entwiſchen, mit dem ſüßen Gedanken zu unterhalten, daß ſie, wenn ſie an Ort und Stelle wären, die Seinige werden wollte. Auf wiederhohltes Fragen, ob ſie ihn liebte, antwortete ſie: „Gnädiger Onkle! Die Liebe kömmt nicht auf einmal; wenn das Herz erſt anderswo engagirt iſt, ſo hält es ſchwer, ſich einem andern Gegenſtande zu ergeben. Indeß muß freylich der Verſtand über die Leidenſchaft ſiegen. Ich hab es überlegt, daß mich vielleicht die Verbindung mit einem jungen flatterhaften Menſchen, der nicht meines Standes und zur Zeit noch nicht verſorgt iſt, gereuen dürfte. Ich bin alſo willens, Ihnen meine Hand unter dieſen zwey Bedingungen zu geben, einmal, daß Sie Ihr Verſprechen, mich glücklich zu machen, erfüllen, und zweytens, daß Sie ſich ſo lange aller Zudringlichkeiten, welche die Verletzung meiner Ehre, die ich um keinen Preis verlieren mag, zur Abſicht haben, enthalten, bis es Zeit und erlaubt ſeyn wird, daß wir näher mit einander bekannt werden. Ueber beyde Punkte, Herr Onkle! geben Sie mir Ihr Ehrenwort, wenn

Ihnen anders an meiner Gemüthsruhe etwas gelegen iſt.„ Er verſicherte ſie, daß er ſeinem Verſprechen als ein Kavalier in aller Abſicht nachkommen würde. Die Krankheit des Rittmeiſters verſchlimmerte ſich indeſſen; er hatte erſt ein Flußfieber, dies verwandelte ſich in ein kaltes, dreytägiges Fieber, welches ihn ſehr abmattete, und dieſer Umſtand gab Wilhelminen Gelegenheit, Anſtalten zu ihrer heimlichen Entweichung zu machen. Sie durfte nicht von ſeinem Bette kommen, und überall wo ſie hinging, muſte ſie der Bediente, wie eine Gefangene, begleiten. Einſt wurde der Bediente nach der Apotheke geſchickt, um Arzneyen zu hohlen. Sie ſaß vor dem Bette ihres Onkles, und las ihm etwas aus der ſchwediſchen Gräfinn vor. Weil er einige Nächte nicht geſchlafen hatte, ſo ſchlummerte er ein. Sie ſchlich ſich heimlich aus dem Hauſe, und ging gerade zu dem erſten Geiſtlichen, welcher nicht weit von dem Gaſthofe wohnte, wo ſie eingekehrt waren. Dies war ein ſehr würdiger, menſchenfreundlicher Mann, der im Wohlthun und in Dienſtleiſtungen ſein gröſtes Vergnügen fand, und eben dieſe Geſinnungen auch unter den Gliedern ſeiner Gemeine zu verbreiten ſuchte. Ueber ſeiner Hausthür waren die Worte mit

gold-

goldnen Buchstaben geschrieben: Unter allerley Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Wilhelmine erzählte ihm mit kurzen Worten ihr seltsames Schicksal, und bat ihn, sich ihrer anzunehmen, und ihre Rückreise zu den Ihrigen zu befördern. Der Geistliche war gleich bereitwillig dazu, da ihm ihre Familie nicht unbekannt war, denn er hatte ehedem in der Gegend ihres Geburtsorts bey einem römischkatholischen Beamten konditionirt. Da sie nur wenig Baarschaft bey sich hatte, so schoß er ihr das erforderliche Reisegeld vor, und war der Meinung, daß sie, um allen fernern Nachstellungen zu entgehen, Mannskleider anziehen möchte, mit welchen er sie auch versorgte. Gegen Abend ging die Post nach Dresden, es war gerade noch ein Platz offen; sie gab sich für einen Studenten aus, der auf Reisen wäre, und entkam glücklich den Händen ihres Entführers, der einige Wochen darauf in Wien an einer häßlichen Krankheit starb. Der Prediger, den sie ihren Engel und Schutzgott nannte, begleitete sie auf die erste Station.

Stiffelius war durch einen guten Freund von der Entführung seiner Braut benachrichtiget worden, und sobald er diese Nachricht erhielt, setzte er sich auf die Post, um von ihrer Mutter dieses unerwarteten und für ihn äusserst schmerzhaften Vorfalls wegen nähere Erkundigung einzuziehen. Die Frau von Wangenheim zerfloß bey seiner Ankunft in Thränen. Von meinen Händen, sagte er, sollte er sterben, der Niederträchtige, wenn ich seiner habhaft werden könnte, der es wagt, die heiligsten Bande der Blutsfreundschaft zu zerreissen, und ein unschuldiges Mädchen, welches ihn gewiß verabscheut, zum Schlachtopfer seiner viehischen Leidenschaft zu machen. Die Frau von Wangenheim sagte: er möchte nicht so heftig und beleidigend in seinen Ausdrücken seyn, und sich erinnern, daß der Entführer ihr Bruder wäre, man müsse doch erst den Ausgang erwarten, der Hauptmann würde vermuthlich Kundschaft einziehen. Die Liebe, erwiederte Stiffelius, gnädige Frau! und zwar eine treue, uneigennützige, hochachtungsvolle Liebe, läßt nicht mit sich scherzen, und ein so schwarzes Laster, welches eine schwarze Seele voraussetzt, würde ich selbst an meinem Vater rächen. Mein Leben ist eine Kleinigkeit, wenn ich die

Ehre

Ehre meiner Geliebten dadurch retten, und einem Böſewicht, der ſeine Familie ſchändet, ſeinen verdienten Lohn geben kann.

Während dieſer Unterredung kam der Hauptmann von B. welcher den aufgebrachten und niedergeſchlägenen Liebling ſeiner Nichte, ſo gut er konnte, beſänftigte, und ihm Hoffnung machte, nächſtens Wilhelminens Aufenthalt zu entdecken, und ſie zurück in ſeine Arme zu führen. Er zeigte wirklich einen Brief vor, worinn ihn ein guter Freund benachrichtigte: der Rittmeiſter wäre mit einem jungen, wohlgebildeten Frauenzimmer durch Sachſen nach Prag gegangen, er gäbe ſie für ſeine Schweſter aus. Stiffelius entſchloß ſich alſo, mit dem Hauptmann von B. der an ſeiner Verlegenheit den ſichtbarſten Antheil nahm, die Reiſe nach Prag anzutreten, und dem Rittmeiſter ſeine Beute zu entreiſſen. Als ſie im Begriff waren, abzureiſen, erhielt die Frau von Wangenheim einen Brief, den Stiffelius, welcher ihn dem Boten abnahm, ſogleich für Wilhelminens Handſchrift erkannte, und vor Freuden einen lauten Schrey that. „Das iſt meines lieben Mädchens Hand, ſagte er, indem er ſich zu der Frau von Wangenheim wandte:

erlauben Sie, beſte Mutter, daß ich ihn entſiegele. Sie ließ es geſchehen, und Stiffelius las folgendes.

Liebſte Mutter!

„Gottlob! ich bin wieder frey; ich bin dem „Rachen des Löwen, der mich zu verſchlingen, „und meine ganze Lebensfreude zu zernichten „ſuchte, durch Beyhülfe eines würdigen Geiſtli„chen glücklich entronnen. Lohns ihm Gott, dem „guten Mann! Ich befinde mich jetzt auf der „Reiſe nach Göttingen, wo ich meinem lieben „Stiffelius eine unerwartete Freude machen, „und dann mit ihm nach Hauſe kommen will. „Wie würde er ſich nicht grämen, der arme Jun„ge! wenn er mein Schickſal wüßte. Und nun „ſoll mich auch, weil ich lebe, keine hölliſche „Macht und kein dummes Hohngelächter der „Ahnenſtolzen aus ſeinen Armen reiſſen. Ich bin „zwar durch die Reiſe und durch die Angſt, die „ich während derſelben empfunden habe, ſehr ab„gemattet und kraftlos geworden, aber das wird „ſich ſchon wieder geben, wenn ich erſt in Ruhe „bin. Den Onkle, wenn er anders noch dieſen „Namen verdient, hab' ich krank verlaſſen. „Gott gebe ihm Reue und Beſſerung. In der

„an-

„angenehmen Aussicht, Sie bald zu sehen, und „Ihnen mündlich einen ausführlichen Bericht von „meiner sonderbaren Geschichte zu geben, bin ich „mit kindlicher Hochachtung

Ihre

gehorsame Tochter,
Wilhelmine v. Wangenheim.

Nachschrift: „Suchen Sie meine Entführung, „so viel möglich, geheim zu halten. Es „wird ohnedies genug darüber gesprochen „und gemuthmaßt und gekannengiesserk „werden. Mags doch; wenn ich nur einen „so braven Jungen, als Stiffelius ist, „zum Gatten bekomme, und in seiner Ge„sellschaft, an seiner Seite die Freuden des „Lebens doppelt geniesse — was geht mich „das Gerede der Leute an?

Der Geistliche aus Prag, welcher Wilhelminens Flucht befördert, und sie bis auf die erste Station begleitet hatte, gab ihr beym Abschiednehmen eine Addresse an einen reichen Kaufmann in Dresden mit, welcher sie in den Stand setzte, nachdem sie ihm mit kurzen Worten ihre Geschichte erzählt hatte, ihre Reise nach Göttin-

gen

gen ungehindert fortzuſetzen. Auf dem Wege von Dresden nach Göttingen hatte Wilhelmine, die noch immer aus Furcht, entdeckt oder verfolgt zu werden, in Mannskleidern war, einen luſtigen Auftritt. Sie hatte zwar anfänglich Extrapoſt genommen, aber eine kleine Unpäßlichkeit, welche ſie unterweges anwandelte, nöthigte ſie, einen Tag ſtille zu liegen, und weil ſie im Gaſthofe einen artigen Kavalier fand, der auch nach Göttingen gehen wollte, ſo entſchloß ſie ſich, ihre Reiſe mit der ordinairen Poſt fortzuſetzen.

Die Reiſegeſellſchaft war zahlreich. Es befand ſich bey derſelben unter andern ein politiſcher Kannengieſſer, der ſeiner Religion nach römiſchkatholiſch, und ſeinem Handwerke nach ein Töpfer war. Dieſer Mann, deſſen gröſte Leidenſchaft Neugierde und Vergnügen an guten Leckerbiſſen war, fragte Wilhelminen, welche ihm auf der Poſt gegen über ſaß, und von ihrem bey ſich habenden Frühſtück etwas mitgetheilt hatte: Von was für einer Religion ſind Sie, mein Herr! mit Erlaubniß. Sie antwortete: Die Frage iſt drollicht genug. Was hat die Religion mit dem Poſtwagen und mit unſerer Reiſe zu thun? Sie ſind ſehr neugierig, mein Herr! „Aber erwieder-

wiederte der Töpfer, indem er eine verzerrte Miene machte, ich möcht's doch wohl wissen, zu welcher Sekte Sie gehören; Sie scheinen mir, nehmen Sie mir nichts vor ungut, ein Freygeist zu seyn.„ Ich bin ein Sozinianer, sagte Wilhelmine.

Jesus Maria, sagte der orthodoxe Töpfer, von dieser Religion hab' ich noch in meinem Leben nichts gehört; es muß gewiß eine von den vermaledeyeten Ketzereyen seyn, die im heiligen römischen Reiche nicht geduldet werden. Ein junger Kandidat, der neben dem politischen Kannengiesser saß, raunte ihm ins Ohr: die Sozinianer wären zwar auch Christen, hätten Nasen und Ohren, wie wir, es gäbe unter ihnen manche ehrliche Leute, bey ihnen wäre ein Wort, ein Wort, ein Mann, ein Mann, und sie befleißigten sich auch insgemein, um ihren Lehrsätzen Eingang zu verschaffen, eines unbescholtenen Lebenswandels; es wäre nur zu beklagen, daß sie in thesi nicht richtig wären; sie hielten Christum für einen bloßen Menschen und Tugendlehrer, sie verwürfen die Genugthuung, hielten den heiligen Geist blos für eine Kraft oder Wirkung Gottes, und glaubten keine Auferstehung der Gottlosen. Keine Auferste-

hung der Gottloſen? ſagte der Töpfer, und ſchlug ein Kreutz vor ſich her, das machen ſie gut; unſerer einer wird doch allenfalls noch einen Platz im Fegfeuer, oder, wenns nicht anders ſeyn kann, in der Hölle finden, woraus nach der Lehre der neueren Gottesgelehrten, wie ich letzthin von einem lutheriſchen Prädikanten gehört habe, eine Erlöſung iſt; aber die Ketzer, (und die Sozinianer, wie Ihr ſie nennt, ſind dreyfache Ketzer,) müſſen weder im Himmel, noch in der Hölle Raum finden. Der Kandidat wollte den Sozinianern eine Apologie halten, aber der orthodoxe Töpfer fuhr ihn an, und hieß ihn ſchweigen. Wilhelmine, welche dieſes Religionsgeſpräch und des Töpfers Eifer für die reine Lehre beluſtigt hatte, ließ ihm, als ſie in einem Wirthshauſe anlangten, eine Flaſche Wein geben, klopfte ihm freundſchaftlich auf die Achſeln, ermahnte ihr zur Toleranz — und die ſtreitenden Partheyen wurden wieder mit einander ausgeſöhnt.

Geſchichte des Fräuleins Wilhelmine von Wangenheim.

Dritter Abſchnitt.

Wilhelmine kam glücklich in Göttingen an, und quartierte ſich in einem Gaſthofe neben der Wohnung ihres Geliebten ein. Dieſer hatte ſeinen Bedienten zurückgelaſſen, welcher ſie benachrichtigte, daß ſein Herr wegen eines verdrießlichen Vorfalls, wovon er die näheren Umſtände nicht wuſte, plötzlich verreiſet wäre, daß er aber verſprochen hätte, in einigen Tagen zurückzukommen. Sie gab ſich in dem Hauſe, wo ſie abgetreten, und wo die Gaſtwirthinn inſonderheit ſehr neugierig war, für einen Stiefbruder des jungen Stiffelius aus, blieb auf ihrem Zimmer, und

hatte das Vergnügen, am zweyten Tage nach ihrer Ankunft in Göttingen ihren Freund, der ihren Umarmungen erwartungsvoll, mit vermischten Empfindungen von Angst und Freude, von Furcht und Hoffnung entgegenflog, von ihrem Gute zurückkommen zu sehen.

Sie hatte dem Bedienten eingebunden, daß er, sobald Stiffelius ankäme, sie davon benachrichtigen und ihm sagen möchte, daß ein guter Freund, der ihn nothwendig sprechen müßte, ihn in dem Gasthofe mit offenen Armen erwartete. Stiffelius ging, sobald er von der Post abgestiegen war, in die vornehmsten Wirthshäuser, und erkundigte sich, ob nicht ein Frauenzimmer von Stande, welche den Namen Wangenheim führte, angekommen wäre?

Niemand wuste ihm etwas von diesem Frauenzimmer zu sagen, weil Wilhelmine ihre aus Prag mitgenommenen Mannskleider noch nicht abgelegt, und sich einen andern Namen gegeben hatte. Als er eben im Begriff war, nach Hause zu gehen, begegnete ihm auf dem Markt sein Bedienter, welcher ihn von der Ankunft eines Fremden, der ihn zu sprechen verlangte, benachrich-

richtigte. Er ließ ſich hinbringen, voller Unruhe und Zerſtreuung über ſein mißlungenes Nachforſchen, ohne ſich träumen zu laſſen, daß er in dieſem Fremden ſeine Wilhelmine, die ihm wegen ihres edelmüthigen und ſtandhaften Widerſtands gegen die Verſuchungen ihres Oheims noch verehrungswürdiger geworden war, wiederfinden, und ſeine ihrentwegen gehabte Beſorgniß, die ſeinem guten Herzen Ehre machte, ſo glücklich gehoben ſehen würde.

„Engel in menſchlicher Geſtalt! ſagte er, als ſie im Taumel der Freude, da er in ihr Zimmer trat, ſeinen Umarmungen entgegen kam, ich ſehe Sie wieder, ich höre wieder den Silberton Ihrer Stimme, vernehme wieder die Verſicherung, daß Sie mir gut und treu ſind, und mein Glück iſt auf immer gemacht. Dem Barbaren, welcher ſie meinen Armen entreiſſen, meine ehrerbietige Liebe täuſchen, und Sie unglücklich machen wollte, wollen wir verzeihen; Gott verzeiht uns. — Wir wollen unſere Verbindung, um allen ferneren Chikanen und Verdrüßlichkeiten vorzubeugen, beſchleunigen, da ohnehin mein juriſtiſcher Kurſus beynahe geendigt iſt, und ich bey der zu hoffenden Unterſtützung und Empfeh

lung Ihrer Familie einer guten Bedienung, wobey Ehre und Brodt ist, entgegensehe. —

Um eben diese Zeit, da Stiffelius kaum angefangen hatte, sich seines günstigen Schicksals und seiner wiedergefundenen Geliebte zu freuen, erhielt er von einem reichen Anverwandten aus seinem Vaterlande, der ihn in der Hoffnung, er würde ein Prediger werden und ihm als solcher vielleicht eine höhere Stufe im Himmel erbitten helfen, zum Erben eingesetzt hatte, einen schwarzgesiegelten Brief folgenden Inhalts:

Lieber Herr Vetter,

„Es ist uns zu Ohren gekommen, daß Sie „um eines adelichen Mädchens willen Ihr theologi„sches Studium aufgegeben und sich der Rechtsge„lehrsamkeit gewidmet haben. Meine Schwe„ster, Ihre Mutter, hat sich über diese Nach„richt zu Tode gegrämt; ich habe sie vor einigen „Tagen beerdigen lassen. Ich fragte sie kurz vor „ihrem Hinscheiden, ob sie nicht Verlangen trü„ge, Sie zu sprechen, sie antwortete mir aber: „sie wollte von Ihnen nichts wissen. So gehts, „wenn die Kinder ihren Aeltern nicht folgen, und „sich den Teufel blenden lassen; da hängen sie

„sich

„ſich, eh' ihnen der Bart gewachſen iſt, an ein „Mädchen; — und verloren ſind alle guten An„ſchläge, die man ihrentwegen gefaßt hatte.

„Es iſt wahrlich Schade um Ihre „ſchönen Talente, der Juriſten iſt jetzt ſo viel, „wie Sand am Meer, und der Häuflein der „Diener Gottes wird von Tage zu Tage kleiner. „Nun Sie mögen ſehen, wie Sie zurecht kom„men. Ein jeder iſt ſeines Glücks Schmidt. „Denn daß Sie es nur wiſſen, mein junger „Herr! von mir haben Sie, ſolange Sie Juriſt „ſind, keine Unterſtützung mehr zu erwarten. „Sie wiſſen doch, daß ich Sie zum Erben meines „ganzen Vermögens einſetzen wollte, aber ich nehme „mein Wort zurück, es wird ſich ſchon ein ande„res Subjekt dazu finden. Noch iſt es Zeit, ſich „zu beſinnen, aber Sie müſſen es bald thun, „ehe ich in Anſehung meiner Verlaſſenſchaft meine „Maßregeln nehme. Folgen Sie meinem Rath, „laſſen Sie das Dorfmädchen und die juriſtiſchen „Grillen fahren. Suchen Sie ein geiſtliches „Amt, zu welchem Sie ſich lange genug vorbe„reitet haben, und welches Ihnen bey Ihrer Ge„ſchicklichkeit nicht entſtehen wird, und kommen „Sie bald in Ihr Vaterland, wo Sie von vie„len

„len Gönnern und Freunden gewünſcht und er„wartet werden, zurück, wenn Sie anders mein „Erbe ſeyn wollen, und wenn Ihnen etwas da„ran gelegen iſt, daß ich ferner ſey und verharre

Ihr

Sie aufrichtig liebender Onkle,

W. Z.

So nahe unſerm Stiffelius der Tod ſeiner Mutter ging: ſo ſehr ärgerte er ſich über die Zumuthung ſeines Oheims, daß er ſeine mit gutem Bedacht erwählte Lebensart verlaſſen und ſich von ſeiner lieben Wilhelmine trennen ſollte. „Nein, ſagte er bey ſich ſelbſt, um alle Reichthümer der Welt, und wenn ich von meinem Oheim Peru's Schätze zu erben hätte, vertauſch ich meine Geliebte nicht, er mag ſein Geld vermachen, wem er will.„

Er ſuchte den Innhalt dieſes Schreibens, welches er ganz kurz, gar nicht nach dem Sinn ſeines Vetters, beantwortete, vor ſeiner Wilhelmine zu verbergen, um ſie nicht vor der Zeit ohne Noth zu kränken; er gab die Erbſchaft, die er zu hoffen hatte, mit Vergnügen auf, weil er ſie um einen ſo hohen Preis erlangen ſollte, wur-

de

de durch den Anblick ſeines guten, gefühlvollen Mädchens und durch die Vorſtellung, dieſes Kleinod bald zu beſitzen, hinlänglich entſchädigt, und beharrte bey dem Vorſatz, es koſte, was es wolle, der Ihrige zu werden.

Wilhelmine hatte zwar etwas von dem Innhalt des an ihren Verlobten ergangenen Trauerbriefs errathen, und war anfänglich etwas unruhig darüber, aber ſie ſtellte ſich, als ob ſie nichts davon wüſte, weil ſie ihren Geliebten zufrieden, heiter und ſtandhaft, und voll ungeduldiger Erwartung des frohen Tages ſahe, der ſie auf immer vereinigen und das Glück ihrer Liebe krönen ſollte. —

Sobald hätten wir die Entwickelung des Knotens nicht vermuthet, denn die Geſchichte beginnt doch, wie man merkt, ſich ihrem Ende zu nähern, wird vielleicht bey dieſem Abſchnitt mancher unſerer Leſer ſagen. Aber wenns nun grade ſo, und nicht anders zugegangen iſt, wenns dem liebenden Paar nun ſo gut geworden iſt, daß es nicht nöthig gehabt hat, ſich lange auf dem Schauplatze, der eine entfernte oder nahe Ausſicht ins Ehebette giebt, herumzutummeln — was kann der Geſchicht-

ſchichtſchreiber dafür? Andere mögen dergleichen Liebesbegebenheiten durch mehrere Bände ausdehnen, und ihren Leſern Waſſer für Rheinwein verkaufen; uns behagt dieſe Weitläuftigkeit nicht. Kurz und gut, wir eilen zum Beſchluß, und vertröſten diejenigen, welchen dieſe Geſchichte en miniature (Geſchichtlein wollten wir nicht gern ſagen, denn wir haſſen die Diminutiva) gefallen hat, auf eine längere eiusdem argumenti, das iſt verdollmetſchet: eben des Innhalts. „Und zu welcher Zeit möchte die kommen? Antwort: Wenn wir leben und geſund ſind, zur Oſtermeſſe a. f. Nach dieſer kleinen Exkurſion fahren wir weiter *), und ſehen, was aus dem Stiffelius und der Wilhelmine geworden iſt.

Stiffelius bekam den Tag nach ſeiner Zurückkunft nach Göttingen ein Flußfieber, welches vielleicht eine Folge der heftigen Gemüthsbewegungen war, die ihn bey der Nachricht von der Entführung ſeiner Geliebten, und bey ihrem erfreulichen Wiederſehn wechſelsweiſe beſtürmt hatten. Denn ſo nahe iſt, ſo wenig ſich auch gründlich

*) Dies war der Lieblingsausdruck eines unſerer akademiſchen Lehrer bey dem Schluß ſeiner Vorleſungen, und er ſcheint uns ſehr naiv zu ſeyn.

lich über dieſe geheimnißvolle Vereinigung philoſophiren läſt, Seele und Leib mit einander verwandt, daß oft, wie die Erfahrung lehret, Unruhen und Wunden, oder auch plötzliche Erſchütterungen der Seele bey freudigen Begebenheiten Zufälle und Krankheiten des Körpers, ja ſelbſt den Tod nach ſich ziehen. Dies war das zweyte drohende Gewölk, welches den Himmel unſerer Liebenden trübte.

Wilhelmine, die ſeit ihrem letzten Unfall auch bey der entfernteſten Gefahr, die ihrer Liebe und ihrem Glück zu drohen ſchien, zitterte, ängſtigte ſich gewaltig, ohne ſichs merken zu laſſen, und beſchloß, noch ſo lange in Göttingen zu bleiben, bis die Krankheit ihres Freundes gehoben wäre. Sie ſchrieb deswegen an ihre Mutter, und entſchuldigte die Verzögerung ihrer Zurückkunft nach Hauſe. Das Uebel war indeß ſo gefährlich nicht, als Wilhelmine es anſahe, denn Liebende betrachten alles mit dem Vergröſſerungsglaſe. Stiffelius war mit Hülfe ſeiner guten Natur nach acht Tagen wiederhergeſtellt.

Da er nur noch einige Monathe zu ſtudiren hatte, ehe ſein juriſtiſcher Kurſus ganz geendigt war,

war, ſo riethen ihm die Profeſſoren, denen er ſich wegen des Glücks, welches ihm bevorſtand, entdeckt, und mit denen er einen genauern Umgang gepflogen hatte, er möchte ſich nicht geniren, er könnte ja, falls er eine Bedienung, wozu Juriſterey erfordert würde, bekommen ſollte, dasjenige, was ihm noch fehlte, nachhohlen, und ſeine Zuflucht zu todten Lehrmeiſtern nehmen. Stiffelius, der ſich den Tag ſeiner Verbindung mit Wilhelminen immer vergegenwärtigte, und ihn mit ſeinen Wünſchen herbey rief, ließ ſich den Rath ſeiner Lehrer, die ihm wohl wollten, und von ſeiner Geſchicklichkeit überzeugt waren, gefallen, nahm von der Univerſität Abſchied, und führte ſeine verlobte Braut gleichſam im Triumphe nach Hauſe.

Wilhelmine wurde von Alten und Jungen, von Hausgenoſſen und ſämmtlichen Unterthanen mit allgemeinen Freudenbezeugungen empfangen. Man ſtellte ihr zu Ehren ein ländliches Feſt an; der Pfarrer des Kirchſprengels hielt in Hoffnung der Belohnung (denn ſelten hat ein ehrwürdiger Herr etwas umſonſt gethan,) eine Dankpredigt nach Veranlaſſung des evangeliſchen Textes vom verlornen Schaf und Groſchen, wodurch er ſich aber bey dem adelichen Hauſe eben nicht inſi-

nuirte,

nuirte, weil er seine Predigt mit dem Stoßseufzer aus einem alten Bußliede anfing: „Bin ich gleich von dir gewichen, stell ich mich doch wieder ein, hat mich doch dein Sohn verglichen durch seine Angst und Todespein, ich verläugne nicht die Schuld, aber deine Gnad' und Huld ist viel gröſſer, als die Sünde, die ich jetzt in mir empfinde.„ Denn hieraus hätte man schlieſſen können, daß das Fräulein an ihrer Entführung Schuld gewesen wäre. Stiffelius nahms auch übel, und hatte deshalb mit dem Pfarrer, der ein anderer Sebaldus und durch eben die wunderbare und doch sehr natürliche Führung, als dieser, nämlich durch die Schürze ins Amt und zu Ehren gekommen war, einen heftigen Wortwechsel. Der Pfarrer hatte sehr verworrene und unrichtige Begriffe von der sogenannten Erbsünde, und meinte, der Satan wäre geschäftig, uns zu verblenden, wenn wir einen dummen Streich gemacht hätten, und es sey Pflicht, uns vor Gott schuldig zu finden, wenn wir gleich eben nichts Böses gethan, sondern andere uns verführt hätten. Indeß versprach er, das gnädige Fräulein kraft seines Binde- und Löseschlüssels bey der nächsten Beichtandacht völlig zu absolviren, und privatim zu versichern, daß er es gar nicht so böse gemeint hätte.

Die Wangenheimiſche Familie war nun mit allem Ernſt darauf bedacht, dem jungen Stiffelius eine anſtändige Bedienung zu verſchaffen. Am meiſten arbeitete der alte Hauptmann von B. der es unter allen am redlichſten meinte, an ſeiner Beförderung. Das Glück kam unſern Verlobten auf dem halben Wege entgegen. Er fand Gelegenheit, dem Landesherrn vorgeſtellt zu werden, der ein ſehr menſchenfreundlicher, herablaſſender Fürſt und ein groſſer Beſchützer der Gelehrten war. Dieſer, nachdem ihm Stiffelius auf die vorgelegten Fragen eine kurze, aber befriedigende Antwort gegeben, und er ſich von ſeinen Umſtänden näher informirt hatte, erhob unſern jungen Freyer in Betracht der Familie, mit der er ſich verbinden wollte, in den Adelſtand, gab ihm einen einträglichen Poſten bey ſeinem Hofſtaat, wohnte in eigener Perſon der Trauungszeremonie bey; Wilhelminens und ihres Geliebten Wünſche wurden früher, als ſie es erwartet hätten, erfüllt, und die Hochzeit ward auf dem adelichen Gute mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten vollzogen.

Nach-

Nacherinnerung.

Wir versprachen in dem ersten Theil der Geschichte des Matthias Lukretius, ein Rezept für die Kandidaten und Prediger, die ein schwaches Gedächtniß und keine Kanzelgaben besitzen, in dem zweyten derselben mitzutheilen. Weil es uns aber gegenwärtig an Zeit gebricht, und wir uns nicht gleich auf alle Ingredientien dieses gemeinnützigen Hülfsmittels für dürftige Prädikanten besinnen können, so müssen wir unsere Leser vor der Hand zur lieben Geduld und auf des Hrn. Doktor Joh. Friedr. Tellers Anekdoten für Prediger und Priester verweisen, die, wenn sie gleich den muthwilligen, oft ganz unüberlegt und auffallend partheyisch urtheilenden Rezensenten in der allgemeinen deutschen Bibliothek nicht behagen wollen, doch sehr viel gutes und wahres enthalten, welches für manchen theologischen und kritischen Stümper, deren es unter den genannten Bibliothekaren viele giebt, Balsam auf sein Haupt ist. Vielleicht entschliessen wir uns, bald ein dahin gehöriges Büchlein unter dem Titel: Repertorium homiletischer Rezepte, oder Krücken für Leute, die nicht gehen können und andern nachhinken, herauszugeben.

Freymüthige Beurtheilung

des neuen

Berlinischen

Gesangbuchs

welches

zum gottesdienstlichen Gebrauch

in allen Königlich-Preussischen Landen

bestimmt ist.

von

Christian Wilhelm Kindleben

der Weltweisheit Doktor und der freyen Künste

Magister.

Lasset Luthers Lieder ungeändert, und entkräftet den darin wohnenden Geist des Christenthums nicht. Anonymus vom studio nouaturiendi.

Frankfurt, Halle, und Leipzig,

1781.

Nº 2.

Hochgebohrner Freyherr, Gnädiger Herr,

Es gehört mit zu den angenehmen Erfahrungen meines Lebens, daß ich das Glück gehabt habe, **Sie** unter der Anführung des würdigen Director **Heinicke** im Churfürſtlichen Inſtitut zu **Leipzig** kennen zu lernen, und den Fortgang zu bemerken, welchen **Sie** in der deutſchen Sprache und in den zu **Ihrem** Stande erforderlichen Wiſſenſchaften gemacht haben.

Nehmen Sie, mein junger, theurer Freund, die Zueignung dieser Schrift als einen Beweis meiner Hochachtung und meiner eifrigsten Wünsche für Ihr dauerhaftes Wohlsein an, und rechnen Sie beständig auf die Theilnehmung und Werthschätzung meines Ihnen ergebenen Herzens.

Ich bin mit vielem Respekt

Ew. Hochgebohrnen

ganz ergebenster Diener

M. Kindleben.

Vorerinnerung.

Ich muß gleich bey dem Anfange dieſer freymüthigen Beurtheilung eines in dieſem Jahr zu Berlin herausgekommenen neuen Geſangbuchs, welches der Angabe nach zum gottesdienſtlichen Gebrauch in den Königlich-Preuſſiſchen Landen beſtimmt iſt, obgleich wohl nur wenige Gemeinen daſſelbe annehmen und einführen dürften, erklären, daß ich es hier gar nicht mit einzelnen Männern und mit ihren beſondern kirchlichen oder andern Verhältniſſen, auch nicht mit dem Departement der geiſtlichen Geſchäfte in Berlin, welches die Zuſammenſetzung und Herausgabe dieſes neumodiſchen Geſangbuchs gebilligt und einzuführen befohlen hat, zu thun habe; daß ich mich gar nicht darum

bekümmere, wer die Verfasser, Herausgeber und Beförderer desselben seyn mögen, ob sie ihre Weisheit und ihren Reformationstrieb aus Pommern, oder aus Sachsen, oder aus der Mittelmark und Priegnitz gehohlt haben, sondern daß ich vielmehr ohne alle Rücksicht auf Personen und Namen mit der Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe, welche die Leser meiner Schriften seit geraumer Zeit an mir gewohnt sind, sagen werde, was ich nach meiner Einsicht und Ueberzeugung von diesem Gesangbuche, von den darin vorgenommenen Veränderungen der alten Lieder und von dem ganzen Unternehmen denke, über welches doch wohl ein Gelehrter, der mit den Erfordernissen eines guten Lieds und eines guten Erbauungsbuchs bekannt, der nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen und aller, die es verstehen, selbst Dichter ist, sein Urtheil ungescheut sagen darf.

Wenn es gleich nicht an Mißdeutungen meiner guten Absicht und an Verunglimpfungen und Spöttereyen darüber, daß ich dieses schreibe, sonderlich von Seiten der Herren Berliner, meiner lieben Landsleute, die mir so gern, wenn sie könnten, ein ewiges Stillschweigen auflegen möchten, weil ich ihnen die Wahrheit sage, fehlen wird: so kann ich doch mit aller Aufrichtigkeit versichern, daß ich mich gern alles Schreibens über diesen Gegenstand enthalten und dem Dinge seinen

Lauf

Lauf lassen würde, wenn mir nicht die Sache der Religion, die ich öffentlich gelehret habe und noch lehre, am Herzen läge, und wenn nicht dieses neue Gesangbuch ein neuer, auffallender Beweis wäre, daß diese Herren, sie mögen nun vornehme oder geringe Geistliche heißen, mit nichts anders umgehen als, die wahre Christusreligion, welche ohne den Glauben an Christi Verdienst und Versöhnungstod ein Gewebe voller Ungereimtheiten, nicht viel besser, als eine heidnische Moral ist, zu verdrängen, das Christenthum, wie sie sich ausdrücken, immer mehr zu simplificiren, das heist, in Naturalismus zu verwandeln und ihren Gemeinen nach und nach, erst durch schönklingende moralische Predigten, worinn der Erlöser der Welt kaum im Vorbeygehen genannt wird, dann durch neue, verbesserte Gesangbücher und endlich wohl gar durch Zuschliessung der Kirchen oder Predigten unter freyem Himmel ihren anvertrauten Gemeinen den süßen Gift des Socinismus einzuflößen, womit sie selbst seit mehrern Jahren angesteckt sind.

Ich ließ mich selbst, da ich mitten unter diesen Herren lebte und für sie arbeitete, zu ihren exegetisch-theologischen Grundsätzen, welche ich damals für die richtigsten und plausibelsten hielt, hinreissen; nachdem ich aber aus dieser Verbindung heraus und zu mehrerem Nachdenken über die göttlichen Wahrheiten, zu mehrerer Einsicht in den Geist des

Christenthums gekommen und durch manche Prüfungen und Widerwärtigkeiten, die mich aufs Wort merken lehrten, hindurch gegangen war, wurde ich überzeugt, daß ich durch die Befolgung jener Grundsätze weder mich selbst beruhigen und bessern, noch denen, die mich hören würden, Trost und Kraft zum Guten einflößen könnte. Ich lasse dem unbeschadet den Irrlehrer Socin und alle seine neueren Anhänger im Predigerorden in ihren Würden; ich verdamme und lästere sie nicht; ich entrüste mich nicht darüber, daß sie für ihre Person von der Gottheit Christi, von seinem Versöhnungstode, von den Wirkungen des heiligen Geistes u. s. f. verkleinerlich denken und das ganze Christenthum darauf einschränken: daß man ein guter, ehrbarer Mensch sey. Aber daß öffentliche Lehrer der christlichen Religion und der evangelisch-lutherischen Kirche, ihrer Verpflichtung auf die symbolischen Bücher ganz uneingedenk, dergleichen sozinisch-naturalistische Meinungen wo nicht geradezu, doch auf eine versteckte Art vortragen und geflissentlich verbreiten: das kann ich der daraus entstehenden wichtigen Folgen wegen nicht ungerügt lassen, sollte auch die ganze Schaar dieser Reformatoren ein Auto da fe wider mich errichten und wünschen, daß ich nie gebohren wäre.

Die Sache ist viel zu ernsthaft, als daß ich die Herausgeber des allerneuesten Berlinischen

nischen Gesangbuchs durch Witz und launigte Einfälle, woran ich sonst eben nicht arm bin, widerlegen sollte; (und Widerlegung, die mit Gründen, die zur Beförderung der Wahrheit geschicht, müssen sich die grösten Gelehrten gefallen lassen) ich werde vielmehr mit aller einem Liebhaber und Vertheidiger der Wahrheit zukommenden Anständigkeit sowohl, als auch mit vieler Kaltblütigkeit durch Vergleichung des alten und neuen Gesangbuchs, wovon ich das erste bereits in einer andern Schrift *) als eine sehr brauchbare Sammlung guter, erbaulicher Kirchenlieder empfohlen habe, deutlich und umständlich zeigen, was die Herausgeber des sogenannten allgemeinen Gesangbuchs eigentlich geleistet und was sie entweder verbessert oder verdorben haben.

Ich werde mich dabey nicht blos nach meinem eignen Urtheil und Empfindung und nach der Denkungsart der Gelehrten, sondern auch nach dem Urtheil und Gefühl des gemeinen Mannes richten, für den die Frage: Verstehest du auch, was du liesest, betest, oder singest? allerdings sehr wichtig seyn muß und auf den bey dieser Streitfrage: sind die neuen Lieder den alten vorzuziehen, sind die

*) Gedanken über das Berlinische neue Gesangbuch und dessen vermeinten Vorzug vor dem Porstischen, von einem lutherischen Geistlichen an seine rechtgläubigen Brüder, Frankfurt und Leipzig 1773.

die ersten oder letztern erbaulicher? allerdings viel ankommt.

Ich bitte Gott, der mit seinem ewigen Sohn die Welt und die Kirche regieret und bey allem Entgegenstreben des menschlichen Dünkels und der menschlichen Verdorbenheit doch am Ende sein Werk herrlich hinaus führet, daß er diese wenigen Blätter, in welchen ich für eine gute Sache streite, zur Ehre seines Namens und zur Beförderung wahrer Gottseligkeit auch durch zweckmäßige und glaubensvolle Kirchengesänge bey allen, die sie lesen werden, gesegnet seyn lasse. Halle, den 15 Februar, 1781.

Freymüthige Beurtheilung
des neuen
Berliniſchen Geſangbuchs
welches
zum gottesdienſtlichen Gebrauch
in den Königl. Preuſſiſchen Landen
beſtimmt iſt.

Zwo Hauptmaterien, die mit einander keinen andern nähern Zuſammenhang haben, als daß die eine ein Nahrungs- und Erquickungsmittel des Leibes und die andere eine Seelenſpeiſe iſt, ſind jetzt der Gegenſtand der meiſten Geſpräche in großen und kleinen, vornehmen und geringen Geſellſchaften, der Kaffee und das neue in Berlin herausgekommene Geſangbuch. Wir wollen die Klagen über den erhöhten Preis des erſteren und die Erfindung neuer Getränke, welche die Stelle dieſer ausländiſchen Frucht zum Vortheil des Hausweſens und zur Erſparung des Gel-

Geldes dem Frauenzimmer, welches dabey am meiſten intereſſirt iſt, und am liebſten Kaffee trinkt, überlaſſen, und zur Unterhaltung unſerer Leſer, denen wir gern mit recht lokalen, der Zeit und den Umſtänden, worin wir leben, angemeſſenen und folglich auch gemeinnützigen Betrachtungen aufwarten möchten, ein Wörtchen von dem letztern, nämlich von dem neuen in Berlin herausgekommenen Geſangbuche ſagen, welches bereits ſo viel Bewegungen, ſo viel gute und widrige Urtheile veranlaſſet hat.

Der Herausgeber dieſer Wochenſchrift, in welcher Bemerkungen, die öffentliche Erbauung betreffend, gewiß nicht am unrechten Orte ſtehen, iſt über dieſen Aufſatz mit einigen der Sache kundigen Männern, die mit keinem Vorurtheil eingenommen und weder iner noch aner, weder Orthodoxen, noch Heterodoxen ſind, zu Rathe gegangen, und er ſchmeichelt ſich, daß Leute, die der Sache kundig ſind und ſich durch den Poſaunenton gewiſſer Zeitungsnachrichten und Rezenſionen, welche entweder für baar Geld, oder aus kriechender Schmeicheley abgefaßt und dem gemeinen Mann, der dieſen Ton nicht verſteht, ins Maul geſchmiert wurden, nicht irre führen laſſen, dieſen Aufſatz ihres Beyfalls würdig finden werden.

„Es iſt ſehr rühmlich und löblich, daß zeit„her in vielen Kirchen (des proteſtantiſchen Deutſch„lands) eine ſolche gemeine Reviſion der Geſang„bücher vorgenommen wird, wie ſelbſt die römi„ſche Kirche ſchon lange in manchen groſſen Län„dern hat nachgeben müſſen, — nur muß doch

gleich-

„gleichwohl ſehr viel Vorſichtigkeit dabey ſtatt „finden, um nicht durch ganz unnöthige „Veränderung oder Vertilgung mancher „Lieder viele gute Chriſten unruhig und „unzufrieden zu machen, deren wahre, feſte „Erbauung oft auf einem ſolchen alten Liede oder „Verſe gegründet iſt. Denn es iſt unleugbar, „daß ein jeder (auch der gemeine Chriſt) einen „eigenen Gang ſeiner Andacht ganz frey behalten „muß. S. J. S. Semlers Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt abgefaßt. Th. I. S. 207. von welchem Buch eine Anzeige und Beurtheilung im 36 Stück dieſer Wochenſchrift enthalten iſt.

Daß die Einführung eines neuen Geſangbuchs und die Beſchaffenheit oder Einrichtung deſſelben eine Sache von nicht geringer Wichtigkeit ſey, weil nicht nur die öffentliche Religion und deren öffentliches Bekenntniß, ſondern auch der Privatglaube und die Privaterbauung gemeiner Chriſten damit zuſammenhängt, dieſes werde ich in der Folge zu beweiſen ſuchen. Die Sache iſt viel zu ernſthaft, als daß ich die Herausgeber und Zuſammenſetzer des allerneueſten Berliniſchen Geſangbuchs durch Witz und launigte Einfälle widerlegen ſollte; (und Widerlegung die mit Gründen, die zur Beförderung der Wahrheit geſchieht, müſſen ſich die gröſten Gelehrten gefallen laſſen) ich werde vielmehr mit aller einem Liebhaber und Vertheidiger der Wahrheit zukommenden Anſtändigkeit ſowohl, als auch mit vieler Kaltblütigkeit, durch Vergleichung des

alten

alten und neuen Gesangbuchs, wovon ich das erste, das Porstische, bereits in einer andern Schrift *) als eine sehr brauchbare, obgleich in vielen Stücken der Verbesserung fähige und bedürftige Sammlung, guter, erbaulicher Kirchenlieder empfohlen habe, deutlich und umständlich zeigen, was die Herausgeber des sogenannten allgemeinen Gesangbuchs eigentlich geleistet, und was sie entweder verbessert, oder verböſert verdorben haben. Uebrigens glaube ich bey dieser Beurtheilung den Werth eines öffentlichen Gesangbuchs betreffend die aus Erfahrung abstrahirte Regel voraussetzen zu können, daß man sich bey solchem Urtheil und bey der Einführung neuer, verbesserter Kirchengesänge nicht blos nach seiner eigenen Einsicht und Empfindung und nach der verfeinerten Denkungsart der Gelehrten und Vorahnen, sondern auch und hauptsächlich nach dem Urtheil und Gefühl des gemeinen Mannes richten müsse, für den die Frage: Verstehest du auch, was du liesest, betest oder singest, allerdings sehr wichtig seyn muß, und auf den bey dieser Streitfrage: sind die neuen Lieder den alten vorzuziehen, sind die ersten oder die letztern erbaulicher? allerdings sehr viel ankommt. Ich will meine Leser zuerst mit der Einrichtung und den Hauptrubriken dieses neuen Gesangbuchs bekannt machen

*) Gedanken über das Berlinische neue Gesangbuch und dessen vermeinten Vorzug vor dem Porstischen, von einem lutherischen Geistlichen an seine rechtgläubigen Brüder. Frankfurt und Leipzig, 1779.

machen und alsdann sowohl über das Ganze, als auch über einzelne Theile desselben in Vergleichung mit dem alten Gesangbuche, meine unvorgreifliche Meinung sagen.

Ehe ich mich aber auf die Beurtheilung dieses Gesangbuchs selbst einlasse, muß ich zuvor eine kleine in Berlin herausgekommene Schrift, welche darauf Bezug hat meinen Lesern bekannt machen. Denn ich will zwar nicht Oehl ins Feuer gießen, aber ich will auch, so lange ich athme, ohne ein Auto da fe von den Toleranzpredigern, die sich unter mancherley Gestalten verstecken, zu befürchten, sagen, was wahr und recht ist, weil der große König, unter dessen Schutz ich lebe und wirke, mir's erlaubt, und ich ohnedies ein Recht habe, in dieser Sache meine Stimme zu geben.

Bey Gelegenheit des neuen allgemeinen Gesangbuchs hat der Herr Probst Teller in Berlin eine kleine Brochüre bey Unger dem jüngern, drucken lassen, welche den Titel führt: Kurze wahrhafte Geschichte der ältesten Kirchengesänge, besonders von D. Martin Luther, zur heilsamen Anwendung auf das für die Königl. Preussisch. Lande bestimmte allgemeine Gesangbuch. Es ist dem Zweck und Innhalt dieser Blätter sehr gemäß, daß ich auch über diese Erscheinung eines Produkts, welches nach seiner Absicht die Einführung des neuen Gesangbuchs erleichtern soll, mit kurzen Worten meine Meinung sage. Nach dem Titel zu urtheilen, hätte man wirklich ganz

was anders vermuthen sollen, als in diesen zwey und einem halben Bogen angetroffen wird. Wie könnte aber auch die Geschichte der ältesten Kirchengesänge in der protestantischen Kirche auf ein Paar Bogen zusammengepreßt werden? Ein quid pro quo, oder eine Rhapsodie über einige alte Kirchengesänge hätte der Titel heissen sollen, ohngefähr so, wie Spaldings Friedenspredigt 1779 nicht Predigt, sondern eine Rhapsodie guter, frommer Gedanken oder ein erbauliches Gespräch war.*) Eben so verhält sichs auch mit dieser seynsollenden Geschichte, worin der Verfasser, nachdem er im Eingange die alte Wahrheit, daß nichts neues unter der Sonne geschieht, aufgewärmt und zur Empfehlung des neuen Gesangbuchs heilsamlich, wie er sich ausdrückt, angewandt hat, unter andern behauptet: „es sey ein gar zu trauriges Geschäft, die Register von menschlichen Schwachheiten oder Unarten aufzuschlagen und abzuschreiben.„ Und darin hat er sehr Recht, zumal, weil die Erfahrung lehret, daß diese menschlichen Schwachheiten und Unarten den neuern sich dafür ausgebenden Verbesserern unsers Glaubens und unserer öffentlichen Erbauungsbücher eben so sehr ankleben, als sie unsern Urältervätern immer beywohnen mochten. Mir fiel dabey Luthers weiser Rath aus seinem kleinen Katechismus ein, den ich bey den Subtilitäten der Schultheologie noch

*) S. D. Johann Friedrich Tellers Anekdoten für Prediger und Priester, zur Unterhaltung. Fünfter Band.

noch nicht vergessen habe: daß doch ein jeder in seinen eigenen Busen greifen und zusehen möchte, wie er gestaltet sey.

Der Herr Probst gesteht zwar ein, um es mit den ächten Lutheranern nicht ganz zu verderben, daß Luther große Verdienste um den Kirchengesang in deutscher Sprache hat; aber doch, meint er, hätte Luther seine geistlichen Lieder blos in (aus) Nachahmung des ehrlichen Johann Huß gedichtet, und durch diese Behauptung, die er ganz ohne Beweis hinschreibt, raubt er dem ehrlichen Luther seine in allem was er that und schrieb, so sichtbare Originalität, die auch nicht einer der neuen Reformatoren schwerlich kopiren wird.

Aus der Vorrede einer alten böhmischen Liedersammlung vom Jahr 1535, die ein gewisser Pfarrer Michael Weiß ins Deutsche übersetzt hat, ist zur Beherzigung heilsbegieriger Leser, die das neue Gesangbuch noch nicht verdauen können, eine Stelle abgedruckt, die allen denen, welche die neuen Lieder nicht singen, nicht annehmen wollen, zur Zurechtweisung dienen soll. Auch ein lieber vortreflicher Kollege des Verf. Herr Büsching, hat sein Scherflein zu dieser kleinen Schrift beygetragen, indem er ihm ein altes lutherisches Lied aus dem 16 Jahrhundert, welches Herr T. muthwillig schilt, ins Gedächtniß gebracht hat: Nun treiben wir den Pabst heraus, aus Christi Kirch und Gotteshaus ꝛc. Wenn dies muthwillig heißt, was für ein Prädikat werden denn diejenigen verdienen,

die uns auf gut naturalistisch unsre geistreichsten, erbaulichsten Lieder vor der Nase wegnehmen, nichts, als wässerigte, gedankenleere Reime an ihre Stelle setzen und überhaupt das Kind mit dem Bade ausschütten. Das ist nicht nur Muthwillen, sondern eine angemaßte Herrschaft über die Gewissen und ein sträflicher Misbrauch der christlichen Freyheit, womit diese Herren, wie mit einer Puppe spielen und sie nach ihren Absichten drehen, wie's ihnen gut deucht, ohne daran zu denken, daß unser weiser König in seinen Landen niemandes Gewissen bindet, sondern einem jeden erlaubt, zu glauben, und zu singen, was er will.

Und warum redet Herr T. da er doch einmal eine konzentrirte Geschichte der alten protestantischen Kirchengesänge schreiben wollte, nur von Luthers Liedern? Warum schweigt er von den Liedern seiner Zeitverwandten und Nachfolger, die in seinem Geist geschrieben und gedichtet, die ihn, was gute, reine Versifikation und ächte Liedersprache betrift, oft übertroffen haben; gänzlich? Aber dies war so eine Schanze, wohinter man sich verbergen konnte, um sich nur nicht ein dementi zu geben. Luthers Lieder, wenn wir das einzige; Ein' veste Burg ist unser Gott, ein Meisterstück in seiner Art, ausnehmen, haben allerdings Mängel, denn Luther nahm sich nicht die Mühe, seine geistlichen Gedichte zu feilen, und er hatte auch bey der Reformation mehr zu thun, als Lieder für den öffentlichen Gottesdienst zu machen. Aber Paul Gerhard — Simon Dach — Rist — Selnecker — Schmidt (ehedem Pre-

Prediger bey der Nikolaikirche in Berlin —) lauter alte, trefliche Liederdichter, auf denen Luthers Geiſt ruhete; von allen dieſen iſt in dieſer Brochüre altum ſilentium. (ein tiefes Stillſchweigen.)

Die ganze Schrift iſt alſo weiter nichts, als ein blauer Dunſt, welchen der Verfaſſer dem Publikum vormachen will, um der neuen Waare, woran unſre Gaumen noch nicht gewöhnt ſind, Eingang zu verſchaffen. Denn, ums Himmels willen! wie unendlich verſchieden ſind unſre Zeiten von jenen Zeiten der Finſterniß, wo Luther, um dem äuſſerſten Bedürfniß des armen Volks, welches kein Latein verſtund, abzuhelfen, einige deutſche Kirchengeſänge zuſammenſetzte und die etwa ſchon vorhandenen, die gewiß in geringer Anzahl waren, hier und da verbeſſerte, damit ſie fürs erſte doch nur etwas haben möchten, woran ſie ſich halten konnten. Aber hatte denn Gott das ganze Maaß ſeines Geiſtes über Luthern ausgeſchüttet? Sollte er denn allein der Welt Reformator und Deutſchlands Liederdichter ſeyn? Hat es nicht vielmehr die folgende Zeit gelehret, daß andere würdige Männer, angeflammt von demſelbigen Geiſte, auf der Bahn, die er ſo glücklich brach, fortgewandelt und auch im Liederdichten unſre Muſter geworden, aber nicht nur geworden, ſondern auch bis jetzt geblieben ſind?

Den meiſten Raum in dieſen 2½ Bogen nehmen einige uralte Lieder ein, die wir im Porſtiſchen Geſangbuch und andern gleichzeitigen Sammlungen freylich viel beſſer haben, und zur

Geſchichte der alten Kirchgeſänge wär's genug geweſen, eins derſelben oder einige Verſe daraus anzuführen.

Ueberhaupt ſpricht der Herr Probſt T. in dieſer Schrift in einem ſehr hohen, und entſcheidenden Tone, ſpricht grade ſo, als wenn die ganze proteſtantiſche Kirche in der Churmark und in allen Preuſſiſchen Landen es ihm eigentlich aufgetragen hätte, ihr bisheriges Geſangbuch zu verbeſſern, und dazu müſte er doch billig erſt ſein Kreditif aufweiſen, welches die proteſtantiſche evangeliſch-lutheriſche Kirche dem Herrn Probſt T. ſchwerlich ertheilen wird. Damit ich dieſen entſcheidenden unſanften Ton, den dieſer Verfaſſer in der angeregten Schrift annimmt, beweiſe, will ich nur die Stelle S. 33. 34. und 35 anführen, wo er ſagt: „Ich bitte ihn, (den ſchwachen Bruder) ſo ſehr es geſchehen kann, ſich doch ja nichts irren zu laſſen, was ihm von Entkräftung, Verſtümmelung, Verhunzung der alten Lieder in dem neuen Geſangbuche vorgeſchwatzt wird, da er aus dieſer Erzählung ſieht, daß ſolche Geſangsveränderungen ſtets nöthig erachtet ꝛc. — dieß iſt hiſtoriſch unwahr; ſollte heiſſen: äußerſt ſelten, nur zu gewiſſen Zeiten, beym Anfange und bald nach der Reformation, nöthig erachtet ꝛc. „Alſo, heiſt es ferner, verachtet ſolch Geſchwätz der Unwiſſenden, Uebeldenkenden, und durch beyde Betrogenen. Folglich ſind alle die, welche die erweislichen Fehler des neuen Geſangbuchs wägen und das alte gern beybehalten wol-

wollen, worunter es viel geſchickte und rechtſchaffene Prediger und andere gute Menſchen giebt, Ignoranten? ſchlechte Leute? Irrlehrer? — „Ich danke Gott ſagt der Verfaſſer zuletzt, daß unſre **Petrigemeine** von ſolchen frey iſt: (geht ganz natürlich zu, weil der Verleger dieſes neuen Geſangbuchs im **Petri**-Kirchſprengel wohnt, der es ſeines Vortheils wegen zu empfehlen nicht unterlaſſen wird,) daß ich hoffen kann, ſie werde bey der willigen Annehmung des neuen Geſangbuchs (**willigen**, iſt wohl zu viel geſagt) ferner beharren, und daß es für mich nicht nöthig ſeyn wird, einen Schritt zu thun, den ich ſonſt ohne Anſtand der Wahrheit und dem Guten zum Dienſt thun würde.„ Was dies für ein Schritt ſey, das läßt uns der Verfaſſer nur errathen. Kurz, dieſes alles, was ich bisher ausgezeichnet habe, iſt, daß ich mich eines ſehr beliebten Modeworts der **allgemeinen deutſchen Bibliotheck** bediene, nichts mehr und nichts weniger, als — Perſifflage.

Dieſes vorausgeſetzt wende ich mich nun zu dem neuen Geſangbuche ſelbſt, welches aus 447. Liedern nebſt einem zwiefachen Regiſter beſteht und, um ganz neumodiſch zu ſeyn, keine Vorrede hat, worinn man eine gründliche Auseinanderſetzung der Urſachen, welche die Herausgabe deſſelben nothwendig und zu einem Zeitbedürfniß für unſer Jahrzehend machten, hätte erwarten können. Voran ſteht der Inhalt: **Erſte Hauptabtheilung: Lob Gottes, allgemeines, beſonders.** Unter dieſer Rubrike iſt

beynahe die ganze christliche Glaubenslehre zusammengedrängt. Zweyte Hauptabtheilung, (dieser Theil ist mehr moralisch und begreift Lieder über besondere Christenpflichten und Bedürfnisse) enthält Bitten zu Gott, allgemeine und besondere. Wider diese Eintheilung hätt' ich nun weiter nichts einzuwenden, wenn nur die unter der letzten Rubrike vorkommenden Lieder nicht mehr geistliche oft sehr trockne Lehrgedichte und Selbstermunterungen als eigentliche Bitten wären. Indessen scheint es, die Verfasser haben sich auch bey der allgemeinen Darstellung des Innhalts dieses Gesangbuchs der Kürze befleißigen wollen, und darinn würd' ich ihnen gern beypflichten, weil die übertriebene Länge aller gottesdienstlichen Uebungen und dahin einschlagenden Schriften der wahren Erbauung hinderlich ist, wenn nur ihre neuen, verbesserten, abgekürzten Lieder, gegen die alten abgewogen, mehr innern Werth, mehr von dem Geist und Glauben hätten, der die großen Liederdichter der vergangenen Zeiten beseelte, wodurch sie noch jetzt allen frommen Christen, die ihr Heil lieben, so erwecklich sind. Dieses wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Man erwarte' nicht von mir, daß ich alle einzelnen Lieder dieses neuen katholischen (allgemeinen) Gesangbuchs, welches nicht allein der verkappte Weltmann in Berlin, der seine alte, orthodoxe Tante zur Annehmung desselben geneigt machte, sondern auch ein partheyischer Rezensent der hiesigen gelehrten Zeitung über allen Ausdruck vor-

vortreflich fand, durchgehe und beurtheile. Dies würde in der That eine undankbare Arbeit seyn, weil in denjenigen Gesängen, welche die Herausgeber, ausser den aus dem **Bremischen** und andern neuen Gesangbüchern entlehnten, selbst fabrizirt haben, auch nicht ein Lüftgen vom dichterischen Geiste wehet, wohl aber die neumodische **allgemeine Gottesverehrung**, die wir Christen mit Türken, Heiden, Naturalisten ꝛc. gemein haben, in den meisten dieser Gesänge unverkennbar ist. Ich werde mich hauptsächlich bey denen Liedern aufhalten, welche die Herausgeber aus dem alten Gesangbuche in diese Sammlung aufgenommen und theils verändert, theils abgekürzt haben.

Gleich im ersten Liede: **Allein Gott in der Höh sey Ehr**, welches hier in einer ganz veränderten Gestalt erscheint, ist der Ausdruck: **und Dank sey seiner Gnade**, wider allen poetischen Wohlklang. Welcher Kenner und Liebhaber der Dichtkunst kann das: sey seiner, vertragen? Dafür heist es im alten Liede weit besser: **und Dank für seine Gnade!** Das alte Lied, **Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir** ꝛc. ist ebenfalls durchgängig verändert, und ob gleich diese Veränderung, sofern man mehr auf den polirten Ausdruck und Versbau des neuen, als auf den kraftvollen und herzerhebenden Innhalt des alten Liedes sieht, nicht zu verwerfen ist: so begreif ich doch nicht, warum man den starken, **biblischen** Ausdruck

des dritten Verſes: Du König der Ehren, Jeſu Chriſt, Gott Vaters ewger Sohn du biſt, weggeworfen und dafür im neuen Liede das ungleich ſchwächere: Du Herr der Ehren, Jeſu Chriſt, der du der Sünder Heiland biſt, geſetzt hat. Denn Herr der Ehren iſt weder deutſch, noch bibliſch. Und ſo bin ich auch überzeugt, daß der gemeine Chriſt den 4 Vers dieſes Liedes in ſeinem alten Geſangbuche mit ungleich mehr Rührung und Erbauung ſingen wird, als eben dieſen Vers im neuen Buche. Ich will, damit der Leſer vergleichen und urtheilen könne, beyde Verſe herſetzen.

Im alten Geſangbuche heiſt es:

Nun hilf uns Herr, den Dienern dein,
Die mit deinem theuren Blut erlöſet ſeyn,
Laß uns im Himmel haben Theil
Mit den Heiligen im ewigen Heil.
Hilf deinem Volk, Herr Jeſu Chriſt,
Und ſegne, was dein Erbtheil iſt,
Wart und pfleg ihr zu aller Zeit,
Und heb ſie hoch in Ewigkeit.

Dafür leſen wir im neuen Geſangbuche folgendes:

So hilf uns denn dir dankbar ſeyn,
Dir folgen und uns deiner freun.
Einſt ſey im Himmel ewiges (ew'ges) Heil
Mit allen Frommen unſer Theil.
Hilf deinem Volk Herr Jeſu Chriſt,
Und ſegne was dein Erbtheil iſt,
Leit uns durch unſre Prüfungszeit
Bis zu der frohen Ewigkeit.

Das Lied: Hallelujah, Lob, Preis und Ehr ꝛc. welches ſich im neuen Geſangbuche anhebt; Lobſinget Gott! Dank, Preis und Ehr ſey unſerm Gott je mehr und mehr u. ſ. w. hat zwar bey der Veränderung gewonnen;

nen; aber doch scheint das geflissentliche Weglassen und Umschmelzen solcher reinbiblischen Redarten, dergleichen diese im alten Liede sind: Hallelujah, **Preis Ehr und Macht sey auch dem Gotteslamm gebracht, in dem wir sind erwählet, das uns mit seinem Blut erkauft, damit besprenget und getauft und sich mit uns vermählet** ꝛc. das System der Herausgeber des neuen Gesangbuchs zu verrathen, welche das ganze theure Versöhnungswerk Jesu in der Bekanntmachung seiner Lehre und in seinem heiligen Wandel setzen, und eben deswegen alle solche Ausdrücke, welche in der Sprache der Bibel von der **Erlösung durch sein Blut reden**, wegstreichen. Das Lied: **Nun danket alle Gott** ꝛc. ist weniger, am meisten aber im dritten Verse geändert, weil man den im alten Gesangbuche befindlichen Ausdruck: **dem dreyeinigen Gott, als er im Anfang war**, vielleicht unschicklich und für eine neue, unsern aufgeklärten Zeiten angemessene Liedersammlung zu altfränkisch fand. Das zehnte Lied im neuen Gesangbuche: **Unsern Gott, den Gott der Ehre** ꝛc. ist zwar ein sehr gutes Lied, wird aber durch die Zeile im ersten Verse: **Ein dankbares Gelall ist ihm ein süßer Schall**, einigermaßen verunstaltet, denn dieses ist nichts weiter, als Reimerey, und man sagt nicht das Gelall, sondern: **das Lallen.**

Bey dem 13 Liede: **Schwingt, heilige Gedanken, euch von der Erde los** ꝛc. welches schon in dem vor einigen Jahren auf Veranstal-

anſtaltung des Herrn Oberkonſiſtorialrath Diecerich herausgekommenen Anhang zum Porſtiſchen Geſangbuche: Lieder für den öffentlichen Gottesdienſt betitelt, enthalten und hier wieder verändert iſt, haben ſich die Herausgeber, wie ich merke, meiner Kritik in der vorhin angeführten Schrift: Gedanken über das Berliniſche neue Geſangbuch ꝛc. zu Nutze gemacht. Denn ſie haben den Vers welcher ſich anfängt: Das preißt der Engel, ſinge du meine Seel', ihm auch, auch du, (frohlocke, ſinge,) biſt ſeines Odems Hauch ꝛc. den ich als einen Beweis ihrer jämmerlichen Reimerey anführte, ganz weggelaſſen und darin muß ich ſie loben. Nur wünſchte ich, daß ſie eben ſo die Anmerkung des Herrn Doctor Teller in Zeitz über den Anfang dieſes Liedes benutzt hätten. Denn der Ausdruck: Schwingt, heilige Gedanken, euch von der Erde los, iſt ganz undeutſch. Man ſagt wohl: ſich von etwas loswinden, aber nicht losſchwingen, ſich von der Erde aufſchwingen iſt der rechte Ausdruck, aber dann wäre freylich die Zeile, die ſich auf los reimt; — iſt unausſprechlich groß, verloren gegangen. Die Tautologie im fünften Verſe: Er hat Unſterblichkeit und Seeligkeit und Leben, will ich nicht einmal rügen, obgleich ſolche gleichbedeutende Redarten und Flickreime in dieſem Geſangbuche häufig vorkommen. Wenn das folgende 14 Lied: Unermeßlich, ewig iſt ꝛc. ein Schüler, ein Anfänger in der geiſtlichen Dichtkunſt gemacht hätte, ſo ließ ichs noch hingehen, denn es iſt in der

That

That unter der Kritik und ein gutes Lied, vor Schlafengehen zu ſingen. Nur einen Vers daraus zur Probe:

Du nur bleibeſt, wie du biſt;
Was dein weiſer Rath beſchließt,
Iſt unwandelbar, wie du,
Gut, und heilig ſtets, wie du.

Eben dieſer kalte, einſchläfernde Ton herrſcht im 16 Liede: Gott du biſt von Ewigkeit! Beweis hiervon iſt unter andern der 5 Vers:

Immer iſt dirs eine Luſt,
Menſchenkinder zu beglücken.
Wohl dem der ſich auch mit Luſt
Lernt in deine Ordnung ſchicken.
Der, der geht auf ſichern Wegen
Deinen Seegnungen entgegen.

Von gleicher zur herzerhebenden Erbauung untauglichen Beſchaffenheit ſind die meiſten folgenden Lieder über Gottes Weſen und Eigenſchaften, welche alle zuſammengenommen das einzige alte Lied: Du biſt ein Menſch, das weiſt du wohl ꝛc. nicht aufwiegen. Inſonderheit hab ich gegründete Urſache, mit der Abänderung des vortreflichen alten Liedes: Ich ſinge dir mit Herz und Mund ꝛc. unzufrieden zu ſeyn. Wir wollen vergleichen und urtheilen. Der alte Liederdichter ſagt: Ich ſing' und mach' der Erden kund; dafür ſetzt der neue Verbeſſerer: Ich ſing und mach auch andern kund, als ob das erſte nicht viel ſtärker, poetiſcher und bibliſcher wäre. Ferner heißt es im alten Buche: Ich weiß, daß du der Brunn der Gnad' und ew'ge Quelle ſeyſt,

dar-

daraus uns allen früh und ſpat viel Heil und Seegen fleußt. Wie hart klingt es dagegen im neuen: Ich weiß, Gott, groß von Macht und Rath, daß du die Quelle biſt, daraus uns allen früh und ſpat viel Heil und Gutes fließt. Nur noch ein Beyſpiel, denn das ganze Lied iſt im neuen Geſangbuche voll von ſolchen verunglückten Verbeſſerungen: Du füllſt des Lebens Mangel aus, (einer der beſten Verſe im alten Liede!) mit dem, was ewig ſteht, und führſt uns in des Himmels Haus, wenn uns die Erd' entgeht. Dafür leſen wir im neuen: Du füllſt des Lebens Mangel aus mit Gütern, die beſtehn, (mit Gütern die beſtehn, iſt in dieſem Sinn und Zuſammenhange wieder geradebrecht Deutſch, dahingegen: mit dem, was ewig ſteht, viel beſſer, nachdrücklicher geſagt iſt) wenn dieſes Leibes irrdiſch Haus einſt wird zu Trümmern gehn. Den Ausdruck: dieſes Leibes irrdiſch Haus, würd' ich in keinem neuen Liede, welches ſich durch Richtigkeit der Verſifikation empfehlen ſollte, gebrauchen. Das alte Lied: Man lobt dich in der Stille ꝛc. das 30 in dieſer Sammlung, iſt ſo gut verſifizirt, daß es gar keiner Abänderung bedurfte, weil es im neuen Buche eher verloren, als gewonnen hat. Eben dieſes muß ich auch von dem Liede: O daß ich tauſend Zungen hätte ꝛc. ſagen, deſſen ganze originelle Kraft in dem neuen Kleide, welches man ihm gegeben hat, verdunſtet iſt. Das folgende Lied: Sey Lob

und

und Ehr dem höchſten Gut ꝛc. konnte nicht minder ungeändert bleiben. Ob der geänderte Ausdruck des 5 Verſes: Gott iſt uns nah und niemals nicht von ſeinem Volk geſchieden ꝛc. beſſer iſt als der: Der Herr iſt nah und nimmer nicht von ſeinem Volk geſchieden, kann ein jeder Leſer ohne mein Erinnern beurtheilen. Eigentlich iſt beydes unrecht, denn zwey Negationen: nimmer nicht, können im Deutſchen nicht beyſammen ſtehen, weil es an einer genug iſt, und das hätten doch die Herren Verbeſſerer, weils ihnen einmal ums Korrigiren zu thun war, wiſſen ſollen.

Wie ungeſchickt das Lied: Sollt ich meinem Gott nicht ſingen ꝛc. in dieſem neuen Geſangbuche verändert ſey, will ich nur an einem einzigen, am ſiebenten Verſe beweiſen. Dieſer heiſt im alten Geſangbuche, wie folgt:

Wenn ich ſchlafe, wacht ſein Sorgen
Und ermuntert mein Gemüth,
Daß ich alle liebe Morgen
Schaue neue Lieb und Güt.
Wäre mein Gott nicht geweſen,
Hätte mich ſein Angeſicht
Nicht geleitet, wär ich nicht
Aus ſo mancher Angſt geneſen,
Alles Ding währt ſeine Zeit.

Dafür heißt es im neuen Geſangbuche:

Wenn Betrübniß meine Seele,
Schwachheit meinen Leib umgiebt,
Dann, dann bet ich und verheele
Nichts vor dir, der mich doch liebt.
Wärſt du nicht mein Gott geweſen,
Hätte mich dein Angeſicht
Nicht erquickt, ſo wär ich nicht
Aus ſo mancher Noth geneſen,

Nur allein von dir bewacht,
Sieng ich durch die dunkle Nacht.

Wer dieſe Abänderung beſſer, als das alte findet, der muß wirklich keinen Sinn und keinen richtigen Begriff von Erbauung und von der Sprache des Herzens haben, wodurch der alte Liederdichter, da er ſich zum vertraulichen Umgange mit ſeinem Gott erhob, ſich auszeichnet. Das 39 Lied: Voll Freud und frommer Dankbegier, erheb ich meinen Geiſt zu dir ꝛc. iſt ſo elend und in einem ſolchen mattherzigen Leyerton abgefaßt, daß es Lyſius weiland poete imaginaire in Halle, nicht ſchlechter hätte machen können. Wie ſehr kontraſtiren dagegen die beyden folgenden Lieder des ſeel. Gellerts: Gott iſt mein Lied! er iſt der Gott der Stärke ꝛc. und: Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht ꝛc. Aus dieſen leuchtet der fromme, körnichte Dichter, aus jenen der ſchläfrige Reimer hervor, der ſich kaum über das Mittelmäßige zu erheben oder nur ans Mittelmäßige zu reichen vermag. Die Verbeſſerung des alten Lieds: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren, welches das 50. im neuen Geſangbuche iſt, verdient Beyfall, was den erſten und letzten Vers betrift:

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehre!
Stimme frohlockend mit ein in die himmliſchen Chöre!

Seele, dein Dank
Schalle mit frohem Geſang,
Deinem Erhalter zur Ehre.

Aber

Aber das übrige dieſes Liedes iſt im alten Geſangbuche viel beſſer und poetiſcher, als im neuen und konnte ungeändert bleiben. Die Veränderung des darauf folgenden Liedes: **Meine Hoffnung ſtehet feſte** ꝛc. kann ich auch nicht billigen, weil das alte bey angeſtellter Vergleichung den Vorzug behält. Die Lieder von dem **Erlöſer** und der **Erlöſung** gröſtentheils von **Gellert** und **Klopſtock** empfehlen ſich ſelbſt, auch iſt die Veränderung des alten Liedes: **Wie ſchön leuchtet** (wie heerlich ſtrahlt) **der Morgenſtern** ꝛc. ganz gut gerathen.

Unter den Liedern von der **Sendung** und **Geburt Jeſu** hat der alte lutheriſche Geſang: **Gelobet ſeyſt du Jeſu Chriſt**, der 68ſte im neuen Buche eine ganz andere Geſtalt bekommen; es herrſcht aber im alten Liede eine gewiſſe Herzlichkeit, die ich im neuen vermiſſe, weshalb ich es lieber ganz beybehalten, und nur das dem gemeinen Mann unverſtändliche **Kyrieleis** mit dem: **Gelobt ſey Gott** vertauſcht zu ſehn gewünſcht hätte. Das Lied: **Gott ſey Dank durch alle Welt** ꝛc. bedurfte zwar hin und wieder einer kleinen Verbeſſerung des Ausdrucks; aber doch iſt es unſtreitig, daß der Anfang des ſiebenten Verſes: **Tröſte, tröſte meinen Sinn, wenn ich ſchwach und blöde bin**, wie es im alten Liede heiſt, beſſer iſt, als das damit verwechſelte: **Tröſte kräftig meinen Sinn, wenn ich voller Kummer bin.** Das ganz umgeſchmolzene gute Lied: **Frölich ſoll mein Herze ſpringen**, welches ſich im neuen Geſangbuche anfängt:

Laßt uns unſerm Gott lobſingen ꝛc. No. 74 hat bey der Aenderung ſeinen ganzen geiſtvollen Nachdruck verloren. Nur eine Probe davon! Der neunte Vers heißt im alten Liede:

Die ihr ſchwebt in großen Leiden,
Sehet, hier iſt die Thür zu den wahren Freuden,
Faßt ihn wohl, er wird euch führen
An den Ort, da hinfort
Euch kein Kreuz wird rühren.

Dies iſt jedermann verſtändlich und doch gut geſagt. Wozu alſo eine Aenderung? Hier iſt ſie:

Drückt euch hier ſo manche Plage;
Euren Schmerz fühlt ſein Herz,
Kein Erlöſter zage.
Bringet ihm an ſeinem Feſte
Preis und Ehr, wiſſet, er
Wählt für euch das Beſte.

Preis und Ehr, wiſſet Er ꝛc. was iſt das für ein Gereime, und wie holpricht klingt die letzte Hälfte dieſes Verſes!

Das ebenfalls geänderte Lied: **Lobt Gott, ihr Chriſten, allzugleich** (Freut euch!) iſt etwas beſſer gerathen, obgleich der umgearbeitete 4te Vers eines richtigern Ausdrucks fähig geweſen wäre, denn ein **Königreich von einem Augenblick** iſt ein Unding, eine Chimäre. Nichts aber hätte ich mehr gewünſcht, als daß die Herausgeber des neuen Geſangbuches das in ſeiner Art ganz vortrefliche, recht gut und leicht verſifizirte Lied: **Wie ſoll ich dich empfangen?** No. 78. unangetaſtet gelaſſen hätten. Es verdrießt mich, etwas davon abzuſchreiben, denn es iſt im neuen Geſangbuch durch und durch verwäſ-

wässert. Gleich der erste Vers, wie matt ist er gegen das Alte.

Wie soll ich dich empfangen,
Heil aller Sterblichen.
Du Freude, du Verlangen
Der Trostbedürftigen!
Gib selbst mir zu erkennen,
Wie, deiner Güte voll,
Dich meine Seele nennen,
Dich würdig preisen soll.

Dafür singen wir in unserm alten Gesangbuch:

Wie soll ich dich empfangen,
Und wie begegn' ich dir,
Du, aller Welt Verlangen,
Du meiner Seele Zier!
O Jesu, Jesu, setze
Mir selbst die Fackel bey,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wissend sey.

Die Abtheilung im neuen Gesangbuche **vom Leiden und Tode Jesu** enthält zwar manches gute Lied, aber auch viel schlechte, derjenigen, welche aus dem alten Gesangbuche ohne Noth theils abgekürzt, theils verändert sind, nicht zu gedenken. Die schlechtesten darunter, ganz im einschläfernden Leyerton gestimmt, sind ohnstreitig Num. 84. **Erlöser, der im Staube einst lag mit Angstschweiß bedecket** ꝛc. nach der Melodie: O Lamm Gottes unschuldig, und N. 85. **Erniedrigt hatte sich bereits** ꝛc. Das alte Lied: **Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen**, ist stark verändert; bey den meisten Versen ist die angebrachte Veränderung gut, aber am wenigsten gefällt mir der umgearbeitete

12te Vers im alten Gesangbuche, so wie er im neuen abgedruckt ist:

Zu deiner Ehre will ich alles wagen,
Kein Drohen achten, keine Schmach noch Plagen;
Mich sollen auch des bängsten Todesleiden
Nicht von dir scheiden.

Dafür heißt es im alten Liede:

Ich werde dir zu Ehren alles wagen,
Kein Kreutz nicht achten,
Keine Schmach noch Plagen,
Nichts von Verfolgung, nichts von Todesschmerzen
Nehmen zu Herzen.

Aus dem Halberstädtischen Gesangbuche haben die Herausgeber das kurze sehr erweckliche Lied in diese Sammlung eingerückt: Ich danke dir für deinen Tod, mein Jesu, und die Schmerzen, die du in deiner letzten Noth empfandst in deinem Herzen; laß die Verdienste solcher Pein ein Labsal meiner Seele seyn, wenn mir die Augen brechen. Dieses Lied ist ganz ohne Noth geändert, und der erste Vers heißt im neuen Gesangbuche also:

Ich danke dir für deinen Tod
Und die gehäuften Plagen,
Die du, mein Heiland, mich aus Noth
Zu retten, hast ertragen.
Laß das Verdienst von deiner Pein
Ein Trost für meine Seele seyn,
Wenn mich die Sünden kränken.

Wer sieht nicht, daß das erste besser, stärker und rührender gesagt ist, als das letzte.

Von dem vortreflichen Passionsliede: O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc. sind nur die drey letzten Verse: Ich danke dir von Her-

Herzen, o Jeſu, liebſter Freund, ꝛc. beybehalten, bey welchen die Herausgeber, welches ich zum Ruhm ihrer Folgſamkeit und ihrer berichtigten Einſichten ſagen muß, von meinen Anmerkungen über die in dem neuen Anhange zum Porſtiſchen Geſangbuche enthaltene Aenderung dieſer Strophen Gebrauch gemacht haben. * Die Umarbeitung des Liedes: Jeſu, deine tiefe Wunden ꝛc. No. 92 iſt ein Beweis, daß die Herausgeber des neuen Geſangbuchs keinen Teufel glauben, weil ſie alle in den alten Liedern vom Satan vorkommenden Ausdrücke wegwerfen, und dafür etwas anderes ſetzen. Das Lied: O Welt ſieh hier dein Leben will ich lieber nach dem alten Buche, als nach dem neuen ſingen, weil ich es für meine Erbauung, und für die Erbauung des gemeinen Mannes viel bequemer finde und die willkührlichen Veränderungen dieſes Liedes im neuen Geſangbuche ganz unnöthig und unbedeutend ſind. Das neue Lied No. 102: Zur Grabesruh entſchliefeſt du ꝛc. hätte man füglich entbehren können, denn es iſt Stümperwerk. Der Lieder von der Auferſtehung Jeſu ſind acht, worunter etwa zwey vom ſeligen Gellert die beſten ſind, und woben ich die beſten Lieder des alten Geſangbuches über dieſe Materie: Auf, auf mein Herz mit Freuden ꝛc. Laſſet uns den Herren preiſen, o ihr Chriſten, überall ꝛc. Jeſus

* S. die vorhin angeführte Schrift: Gedanken über das Berliniſche neue Geſangbuch und deſſen vermeinten Vorzug vor dem Porſtiſchen.

meine Zuversicht ꝛc. Wach auf mein Herz die Nacht ist hin ꝛc. ungern vermißt habe. Dieses letztere: Jesus meine Zuversicht ꝛc. steht zwar im neuen Gesangbuche in der zweyten Hauptabtheilung unter der Rubrik: die zukünftige Seligkeit; aber in den meisten Versen nicht zum Besten verändert. Ich will zum Beweise davon zwey Verse anführen. Im alten Liede heißt es, nach meinem Urtheil, vortreflich, also:

Was hier kränket (kränkelt) seufzt und fleht,
Wird dort frisch und herrlich gehen,
Irrdisch werd ich ausgesät,
Himmlisch werd ich auferstehen,
Hier geh ich natürlich ein,
Nachmals werd ich geistlich seyn.

Seyd getrost und hoch erfreut,
Jesus trägt euch, meine Glieder,
Gebt nicht statt der Traurigkeit,
Sterbt ihr, Jesus ruft euch wieder,
Wenn das Feldgeschrey erklingt,
Das auch durch die Gräber dringt.

Diese beyden Verse enthalten lauter gute, biblische, richtig versifizirte Gedanken, und doch wollten sie dem Gaumen der Berlinischen Liederverbesserer nicht behagen, denn sie setzen dafür im neuen Gesangbuche folgendes:

Mich, der hier noch seufzt und fleht
Wird er herrlich dort erhöhen;
Irrdisch wird mein Leib gesät,
Himmlisch wird er auferstehen;
Zum Verwesen fällt er ein,
Dort wird er unsterblich seyn.

Ich muß hierbey eine Anmerkung machen, um zu zeigen, daß der Ausdruck im alten Liede: Was hier kränkelt, seufzt und fleht, wird

dort

dort frisch und herrlich gehen u. s. w. weit besser, biblischer und fruchtbarer ist, als der im neuen damit verwechselte: Mich, der hier noch seufzt und flieht u. s. w. denn nicht blos ich, mein Individuum, auch nicht blos die ganze zahllose Schaar meiner Mitmenschen, sondern der ganze Inbegriff aller lebenden, unter dem Druck der Unvollkommenheit und des täglichen Hinsterbens seufzenden Geschöpfe, die ganze neubelebte Natur wird dort, in jenem Leben, nach dem Ausdrucke des alten Liederdichters, frisch und herrlich gehen, wird immer mehr vervollkommnet werden. Wenigstens scheint mir unter vielen Sprüchen der Bibel die Stelle Röm. 8. vom Seufzen der Kreatur, worauf der alte Liederdichter wahrscheinlich, als er den angeführten Vers dichtete, Rücksicht genommen hat, für diese Behauptung sehr beweisend, und zur Rechtfertigung der Strophe: Was hier kränket, seufzt und flieht ꝛc. gegen die neue Abänderung hinreichend zu seyn. Der achte Vers heißt im neuen Gesangbuche also;

Seyd getrost und hoch erfreut,
Jesus kennt euch, seine Glieder

Warum nicht: trägt euch, wie es im alten Liede heißt, da dieser Ausdruck biblisch ist? Und träget alle Dinge mit seinem kräftigen Wort. Ebr. 1, 2.

Christen, wehrt der Traurigkeit,
Sterbt ihr, Jesus ruft euch wieder,
Wenn einst die Posaun erklingt,
Die durch alle Gräber dringt.

Ob dieſer veränderte Vers nun beſſer, kräftiger als der im alten Liede ſey, wird ein jeder uneingenommener Leſer ohne mein Erinnern beurtheilen können. Eben ſolche unnöthige und unſchickliche Aenderungen findet man auch in den folgenden Verſen dieſes herrlichen Liedes, für welches jeder gute Chriſt, der es oft beym öffentlichen Gottesdienſt und bey ſeiner Privatandacht mit wahrer Erhebung und Beruhigung des Herzens ſang, dem geiſtreichen Verfaſſer deſſelben innigſt danken wird.

Unter den Liedern von der Himmelfahrt Jeſu iſt auch nicht eins, welches beſſer, erbaulicher und gedankenreicher, als die Lieder von dieſer Materie im alten Geſangbuche wäre. Das einzige alte Lied: Du Lebensfürſt Herr Jeſu Chriſt ꝛc. iſt mir mehr werth, als alle vier Himmelfahrtsgeſänge im neuen Buche, worunter ich dasjenige, welches ſich anfängt: Ueber aller Himmel Heere ꝛc. am ſchlechteſten und kraftloſeſten gefunden habe. Hier iſt der zweyte Vers als eine Probe davon.

Deines Vaters Gnadenwillen
Auf Erden völlig zu erfüllen,
Warſt du gehorſam bis zum Tod.
Sitze, Sohn, auf meinem Throne!
Dir geb ich meine Welt zum Lohne
Und meine Herrlichkeit, ſprach Gott.

(Wie ungeſchickt kommt hier dieſes: ſprach Gott, welches ſich auf Tod reimen ſoll, nachgeſchleppt.)

Wie herrlich iſt dein Lohn!
Erhöhter! Gottes Sohn!
Ihr, ihr Frommen,

(Ihr,

(Ihr, ihr, wieder ein müſſiges Flickwort!)

Folgt treu ihm nach
Durch Streit und Schmach!
Gott, dem ihr dient, belohnt als Gott.

Iſt das letzte nicht offenbar bloßes leeres Geſchwätz und elende Reimerey, wodurch ſich gewiß niemand erbauen wird? Den Ausdruck im Anfange des fünften Verſes dieſes Liedes: **Welch ein Jubel wird es werden!** hätt' ich auch lieber mit einem andern: **welche Wonne wird es werden**, vertauſcht geſehen, weil dem erſten, ſonderlich in der Sprache der Studenten, gewiſſe Nebenideen anhängen, welche ihn für ein geiſtliches Lied etwas unbequem machen.

Die Lieder im neuen Geſangbuche, welche die Ueberſchrift führen: **Geiſt und Wort Gottes** ſind außer dem No. 122. **Gott iſt mein Hort, und auf ſein Wort** ꝛc. und dem darauf folgenden abgeänderten alten Liede: **Wir Menſchen ſind zu dem, o Gott** ꝛc. in welchem des heiligen Geiſtes, den wir ſonſt im ganzen neuen Geſangbuche vermiſſen, allein Erwähnung geſchieht, kaum leſens-geſchweige denn ſingenswerth. Die zwey Lieder **von der Taufe** können eben ſo wenig als gute Kirchengeſänge empfohlen werden; weil ſie nichts, als ſchläfrige Reime enthalten, und die Herausgeber hätten beſſer gethan, wenn ſie aus den ſchon vorhandenen Sammlungen neuer Lieder etwas zu dieſem Behuf entlehnet hätten. Unter den Liedern vom **Abendmahl** ſind die erſten beyden No. 126 und 127 die ſchlechteſten und inkorrekteſten. Die Herausgeber des neuen Geſang-

buchs haben viel mit Jubel zu thun. Denn in dem ganz veränderten alten Liede: Schmücke dich, o liebe Seele, welches sich anhebt: Schicke dich, erlöste Seele, heißt der 7te Vers:

Du, dem die verklärten Schaaren,
Die, wie ich, auch Schwache waren,
Ewig Dank und Jubel singen,
Daß sie hier dein Heil empfingen;
Laß auch mich einst dahin kommen,
Daß ich mich mit allen Frommen
Ewig deiner Huld erfreue,
Und dir meine Jubel weihe.

Wer fühlt nicht das Harte in den auf einander folgenden Worten: Laß auch mich, ꝛc. daß ich mich ꝛc. und welcher Kenner seiner Sprache muß nicht eingestehen, daß der letzte Ausdruck: Und dir meine Jubel weihe, ganz undeutsch ist. Wenn denn einmal gejubelt seyn soll, so muß es der Jubel, mein Jubel, und nicht die Jubel oder meine Jubel heißen. Dafür will ich, wenn ich zum Abendmahl gehe, doch lieber den alten Vers singen und beten: Jesu, wahres Brod des Lebens u. s. w.

Unter den neuen Liedern, beym Jahreswechsel zu singen, steht manches gute Lied, welches auch schon im Anhang zum Porstischen Gesangbuch stand, z. B. No. 141. Gott ruft der Sonn' und schafft den Mond ꝛc. und No. 143. Herr, der du mir das Leben ꝛc. Aber bey dem alten Neujahrsliede: Nun laßt uns gehn und treten ꝛc. haben die Verfasser wieder ihre Verbesserungskunst bewiesen, und sind, wie man leicht denken, und aus den bisher gegebenen

Pro-

Proben beurtheilen kann, durchgefallen. Wir wollen doch sehen. Der zweyte Vers heißt im alten Buche:

Wir gehn dahin und wandern
Von einem Jahr zum andern,
Wir leben und gedeihen
Vom alten bis zum neuen.

Dafür setzen die Herausgeber des neuen Gesangbuchs:

Wir Erdenpilger wandern
Von einem Jahr zum andern;
Die schnelle Flucht der Stunden
Wird kaum von uns empfunden.

Erdenpilger! welch ein unschicklicher, ich möchte schier sagen: komischer Ausdruck; denn im Himmel giebts keine Pilgrimme, folglich ist der Beysatz: **Erden-Pilger** ganz unnütz, und ich wollte darauf wetten, daß gemeine, unstudirte Leute, wenn sie dieses singen sollen, nicht wissen, was **Erdenpilger** für ein Ding ist. Verständlicher wärs ihnen noch, wenn man gesetzt hätte: Wir **Erdenklöße** wandern. ꝛc. Noch ein Beyspiel der verunglückten Verbesserung sehen wir am 10ten Verse. Dieser heißt im alten Liede:

Schleuß zu die Jammerpforten
Und laß an allen Orten
Nach so viel Blutvergießen
Die Freudenströme fließen.

Dafür singt die werthe **Petrigemeinde** in **Berlin**, nachdem sie von ihrem treufleissigen Seelenhirten an das neue Gesangbuch gewöhnt und ihr dasselbe eingepredigt worden, am Neujahrstage, wie folget:

Herr,

Herr, wehre du den Kriegen,
Laß Menſchenliebe ſiegen,
Und nach den Thränengüſſen
Die Freudenſtröme fließen.

Eine ähnliche unnöthige und unſchickliche Aenderung findet man im 13ten Verſe, wo ſtatt des guten körnichten Ausdrucks im alten Liede: gieb, fröhliche Gedanken den hochbetrübten Seelen, im neuen geleſen wird: den kummervollen Seelen.

Der folgende 14te Vers iſt gleichfalls beſſer und gedankenreicher im alten, als in dem geänderten neuen Liede:

Und endlich, (ſo heiſt es im alten) was das meiſte,
Füll uns mit deinem Geiſte,
Der uns hier herrlich ziere
Und dort zum Himmel führe.

Dafür lieſt und ſingt man im neuen:

Vor allem, Herr, verleihe
Uns deinen Geiſt aufs neue,
Der uns mit Tugend ziere
Und ſo zum Himmel führe

Aber die Herren Berliner bedürfen vielleicht nicht ein ſolches volles Maaß des heiligen Geiſtes zu einem gottgefälligen chriſtlichen Wandel, als ſich der alte Liededichter in großer Erkenntniß ſeiner Schwäche und ſeines Unvermögens in dieſem Verſe von Gott erfleht; ſie ſingen lieber ganz kaltſinnig, weil ſie ſich fromm und weiſe genug dünken: Vor allem, Herr, verleihe uns deinen Geiſt aufs neue u. ſ. w. Ueber das Lied No.

145:

145: Tauſend Jahre ſind vor dir ꝛc. ſteht: in bekannter Melodie; ich glaube aber, daß man eine ſehr gute Bekanntſchaft mit alten Kirchengeſängen und ihren Melodien haben müſſe, wenn man nach der Leſung dieſes Liedes, welches auch wegbleiben konnte, es herausbringen will, daß ſolches nach der Melodie: Mitten wir im Leben ſind ꝛc. geſungen werden ſoll. Warum will man nun die Leute erſt rathen und ſich den Kopf zerbrechen laſſen, welche Melodie es ſeyn mag?

Unter den Morgenliedern ſtehen zwey Gellertſche, welche unter den neuen Geſängen dieſer Rubrik die beſten ſind. Zwey aus dem alten Geſangbuche: Gott des Himmels und der Erden ꝛc. und: Wach auf, mein Herz, und ſinge ꝛc. ſind beybehalten, aber ſehr verändert worden, und obgleich das letzte Lied, inſonderheit in manchen Stellen, einer Verbeſſerung bedurfte, ſo iſt doch die damit vorgenommene Veränderung nicht zum beſten ausgefallen. Das letzte Morgenlied im neuen Geſangbuche, No. 159 fängt ſich an: Wenn ſich in ſtiller Majeſtät die Sonn am Horizont erhöht ꝛc. Ob denn die Bauerngemeinde in der Mark, welche nach dem Berichte des wohlmeritirten Tantenbekehrers in Berlin, der die Briefe an einen Landgeiſtlichen das neue Geſangbuch betreffend geſchrieben hat, um ſich bey den Herausgebern deſſelben zu inſinuiren, den Ausdruck: Horizont, auch verſtehen mag, oder ſind dieſe Bauern etwa gelehrter,

ter, als andere? Das vortrefliche Abendlied im alten Geſangbuche: Nun ſich der Tag geen- det hat, iſt im neuen jämmerlich verhunzt und verunſtaltet worden. Ich will zum Beweiſe die 3 letzten Verſe herſetzen. Im alten heißt es:

Weicht, nichtige Gedanken, hin,
Wo ihr habt euren Lauf,
Ich baue jetzt in meinem Sinn
Gott einen Tempel auf.

(Ein herrlicher, unverbeſſerlicher Gedanke!

Soll dieſe Nacht die letzte ſeyn
In dieſem Jammerthal,
So nimm mich, Herr, in Himmel ein,
Zur Auserwählten Zahl.

Und alſo leb und ſterb ich dir,
Du ſtarker Zebaoth,
Im Tod und Leben hilf du mir
Aus aller Angſt und Noth.

Dafür heißt es im neuen Geſangbuche:

Flieht, finſtre Sorgen, weit von mir,
Herr Jeſu, du allein
Sey mein Gedanke, weihe dir
Mein Herz zum Tempel ein.

Iſt dies vielleicht die letzte Nacht
In meiner Prüfungszeit;
So führe mich durch deine Macht
Zum Licht der Ewigkeit.

Ich lebe dir, ich ſterbe dir,
Dein bin ich auch im Tod!
Du, mein Erretter, biſt bey mir,
Und hilfſt aus aller Noth.

Unter

Unter den Liedern der zweyten Hauptabtheilung, welche allgemeine und besondere Bitten zu Gott enthalten, fällt mir zuerst das alte, hier veränderte Lied: **Dir, dir, Jehovah, will ich singen** ꝛc. No. 181. in die Augen, welches zwar verändert, aber, wie ich bey der Vergleichung finde, nicht verbessert, und um einen Vers kürzer geworden ist. Eben solche ganz unnütze und übel ausgefallene Veränderung findet sich bey dem nicht minder schönen Liede: **O Gott du frommer Gott** ꝛc. No. 186. z. B. im 4ten Verse:

Findt sich Gefährlichkeit,
So laß mich nicht verzagen,
Gib einen Heldenmuth,
Das Kreutz hilf selber tragen,
Gib, daß ich meinen Feind
Mit Sanftmuth überwind,
Und wenn ich Rathe bedarf,
Auch guten Rath ertheil.

So heißt es im alten Liede. Dafür im neuen:

Findt sich Gefährlichkeit,
So laß mich nicht verzagen,
Gib einen frohen Muth
Und Trost in Leidenstagen,
Durch Sanftmuth lehre mich
Bewegen meinen Feind,
Und wenn ich Rath bedarf,
Gib einen weisen Freund.

Mich dünkt: es fällt in die Augen, daß das alte besser, als das neue ist, und daß die Abänderung des Ausdrucks füglich unterbleiben konnte.

Von

Von der mit dem alten Liede: Ach, höchster Gott, verleihe mir ꝛc. welches im neuen Gesangb. No. 192. unter der Rubrik: wahres Christenthum steht, vorgenommenen Veränderung will ich nur den 9ten Vers zur Probe anführen, und dann meine unpartheyischen Leser drüber urtheilen lassen, ob das neue, oder das alte Vorzug verdient? Im alten Liede heißt es:

Gib, daß ich ja den Müßiggang
Sammt aller Trägheit hasse,
Dagegen, Herr, mein Lebenlang
Mein' Arbeit so verfasse,
Daß ich zur Noth
Mein täglich Brod
Mit Ehren mög erwerben,
Und wenn ich soll,
Fein sanft und wohl
In dir, Herr Jesu sterben.

Erkennt man hierinn nicht die Sprache und Empfindung des arbeitsamen und genügsamen, mit seinem ihm beschiedenen Theil zufriedenen Christen, dem alles daran gelegen ist, ehrlich durch die Welt zu gehen, und dereinst, nach vollbrachtem mühsamen Tagewerk ehrlich zu sterben? Aber wo bleibe diese Sprache und Empfindung stiller Genügsamkeit im neuen Liede? Verdunkelt ist sie, verbannt durch wässerigte Reime. Man höre, und urtheile!

Gib, daß ich stets den Müßiggang
Sammt aller Trägheit fliehe,
Daß ich der Welt mein Lebenlang
Zu nützen mich bemühe,
Laß meinen Fleiß

Zu

Zu deinem Preis,
O Gott, mir wohl gelingen,
Und ſegneſt du
Das, was ich thu,
So laß mich dir lobſingen.

Laß! Laß! welch eine ſeltſame Wendung! Der liebe Gott wirds freylich nicht wehren, ſondern gern geſchehen laſſen, wenn wir ihm aus der Fülle des Herzens lobſingen. Ich kanns daher nicht vertragen, wenn ich Prediger in ihren öffentlichen Vorträgen ſo oft beten höre: **laß uns** dir vertrauen, laß uns dir gehorſam ſeyn, u. ſ. w. welches eben ſo viel iſt, als erlaube uns, nimms doch nicht übel, lieber Gott, wenn wir dir gehorſam ſind. Warum nicht lieber, gib, daß wir dir vertrauen? da er doch alles Gute und alle Kraft zum Guten geben muß. Ich habe dieſe Anmerkung vor mehrern Jahren dem Herrn Probſt **Teller** in **Berlin** mitgetheilt, und er war damals völlig meiner Meinung; es kann aber ſeyn, daß er ſich auch hierin geändert und bey der Herausgabe der neuen Liederſammlung nicht darauf Acht gegeben hat. In dem neuen Liede: No. 195. **Erfüll, mein Gott, mit Zuverſicht** ꝛc. welches nicht beſſer, als die übrigen iſt, finde ich gleich im erſten Verſe den Ausdruck: **Laß mich Erhörung ſehen** ꝛc. welches ganz undeutſch iſt, denn wie kann ich einen Ton, einen Schall ſehen? **ich habe mich erhört geſehen**, ginge noch eher an, als: **ich habe Erhörung geſehen.** Das alte Lied: **Ich ruf zu dir, Herr Jeſu Chriſt** ꝛc. welches im neuen Geſangb. No. 197

ſteht und ſich anfängt: Herr, mein Erlöſer, nur von dir ꝛc. iſt durch und durch verändert, und hat, wie ein jeder bey der Vergleichung des alten und neuen finden wird, ungemein verloren. Die bey dem alten Liede: Herr Jeſu, Gnadenſonne ꝛc. No. 199 angebrachten Veränderungen ſind nicht zu verachten, obgleich die beyden letzten Verſe ungeändert bleiben konnten. Das trefliche Lied: Mir nach, ſpricht Chriſtus unſer Held ꝛc. iſt im neuen Geſangbuche ſehr gemißhandelt und ohne Noth ganz verändert worden. Ich will zum Beweiſe nur den 5ten Vers anführen, wie er im alten Geſangbuche lautet:

Fällts euch zu ſchwer, ich geh voran,
Ich ſteh euch an der Seite,
Ich kämpfe ſelbſt, ich brech die Bahn,
Bin alles in dem Streite,
Ein böſer Knecht, der ſtill darf ſtehn,
Wenn er den Feldherrn ſieht angehn.

Dieſer Vers iſt im neuen Buche alſo verändert.

Du gingſt als Führer einſt voran,
Stehſt mir auch noch zur Seite;
Du kämpfteſt ſelbſt, du brachſt die Bahn,
Stärkſt nun auch mich im Streite,
Wie könnt ich denn noch zaghaft ſeyn,
Und mich, dir nachzufolgen, ſcheun?

Gewiß eine ſchlechte Verbeſſerung, deren wir ganz entrathen konnten.

Der

Der Ausdruck im letzten Verse des 216ten Liedes im neuen Gesangbuche; welches sich anfängt: **Was hilft es mir, ein Christ zu seyn** ꝛc. **in jener Ewigkeit** ist unschicklich und undeutsch, wenn er gleich von manchen Predigern gebraucht wird, **in der Ewigkeit**, schlechtweg, muß es heißen, denn es giebt nur **eine** Ewigkeit. Das schöne, treffliche Lied des alten Gesangbuchs: **Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun** ꝛc. ist im neuen abgekürzt und verändert, konnte auch füglich ohne diese Aenderung bleiben. Die beyden vorzüglich guten Verse, der 6te und 7te: **Drum, lieber Vater, der du Kron** ꝛc. sind ganz weggelassen worden, ohne daß man sagen kann, warum?

Einige sehr gute Pfingstlieder des alten **porstischen** Gesangbuchs haben auch die Mißhandlung der Herausgeber des neuen Gesangbuchs erfahren müssen, z. B. **Komm, o komm du Geist des Lebens** ꝛc. und **O heil'ger Geist kehr bey uns ein.** Die Abänderung des ersten insonderheit beweist mehr, als zu deutlich, daß die Herausgeber den Artikel von der **Gottheit des heiligen Geistes** und von dem innerlichen, mit besondern Empfindungen der Gnadengegenwart Gottes verbundenen Zeugniß des heiligen Geistes aus ihrer Dogmatik längst proskribirt haben. Denn der erste Vers fängt sich an: **Komm, o komm du Geist des Lebens, hilf uns Schwachen mächtig auf, weil ihnen das: wahrer**

Gott von Ewigkeit, vermuthlich anſtößig war, und weil ſie vermuthlich, um einen ihrer Kollegen, der einſt über den Werth der Gefühle im Chriſtenthum ſchrieb, nicht vor den Kopf zu ſtoßen, den Ausdruck des 5ten Verſes: Laß uns ſtets dein Zeugniß fühlen, daß wir Gottes Kinder ſind ꝛc. nicht leiden konnten. Kurz, dieſe Herren verſchreyen überall in Schriften, die für die öffentliche Erbauung beſtimmt ſind, die Syſtemſprache und gleichwohl kann man auf allen Seiten ihrer neuen Geſangbücher und übrigen theologiſchen Schriften, ohne blind zu ſeyn, ihr modernes Syſtem, worinn alles ſo hübſch natürlich zugeht, wo Enthaltung von groben Laſtern und bürgerliche Ehrbarkeit vor der Welt chriſtliche Tugend heißt, nicht verkennen. Das Lied: O heil'ger Geiſt kehr bey uns ein ꝛc. kann man im neuen Geſangbuche, wo es ganz verändert iſt, nicht ohne Unwillen über den elenden Stümper leſen, der ſeine müßige Stunden auf eine ſo ſchlechte Art zugebracht und dieſes ganze Lied verſtümmelt und entkräftet hat. Um von der ſchülermäßigen Reimerey dieſes armſeligen Stümpers eine kleine Probe zu geben, will ich nur den 3ten Vers anführen, dieſer heißt im alten Geſangbuche alſo:

Steh uns ſtets bey mit deinem Rath,
Und führ uns ſelbſt den rechten Pfad,
Die wir den Weg nicht wiſſen,
Gib uns Beſtändigkeit, daß wir,

Getreu

Getreu dir bleiben für und für,
Wenn wir uns leiden müſſen,
Schaue, baue, was zerriſſen
Und geflifſen, dich zu ſchauen,
Und auf deinen Troſt zu bauen.

Steh uns ſtets bey mit deinem Rath,
Und führ uns auf den rechten Pfad
Des Heils, den wir nicht wiſſen,
Verleih uns Willigkeit, daß wir
Dir treulich folgen, wenn wir hier
Auch darum leiden müſſen.
Drückt Laſt uns faſt
Muthlos nieder, laß uns wieder
Troſt empfinden, und die Trübſal überwinden.

Drückt Laſt uns faſt ꝛc. ſchlechter hätte Lyſius wahrlich nicht reimen können, denn dieſer reimte einſt auf des Herrn Doktor Nöſſelts Hochzeit, als er ihm ein darauf verfertigtes Gedicht überreichte: **An den hochwürdigen Herrn Doktor Nöſſelt, der ſo lange mit der Liebe hat gekeſſelt.** Dieſes Lyſius Geiſt ruhte gewiß auf dem neuen Liederverbeſſerer, als er dieſes zu Papiere brachte.

Ich will die meiſten von den folgenden Liedern überſchlagen, weil ich ſonſt zu weitläuftig werden, und in der That mit der Beleuchtung aller einzelnen Produkte, die im Ganzen ſo ſchlecht gerathen ſind, die Zeit verderben würde. Alſo nur noch

eine und die andere Anmerkung über das, was mir beym Durchblättern aufſtößt, denn es iſt in der That eine langwierige und verdrießliche Arbeit, eine Kritik über ein ſolches neumodiſches Geſangbuch zu ſchreiben, welches ſeines modernen Tons und Anſehns ohngeachtet ſo viel ſichtbare, auffallende und der Erbauung nachtheilige Mängel hat.

Das alte, gute Lied: **Aus tiefer Noth ſchrey ich zu dir** ꝛc. iſt merklich verändert und inſonderheit der 4te Vers: **Und ob es währt bis in die Nacht und wieder an den Morgen, ſoll doch mein Herz an Gottes Macht verzweifeln nicht noch ſorgen** ꝛc. ganz weggelaſſen worden; warum? das werden die Herausgeber, die ſo ganz nach Willkühr und pro auctoritate zu handeln gewohnt ſind, vielleicht ſelbſt, nicht wiſſen. Das Bußlied: **Wo ſoll ich fliehen hin** ꝛc. iſt im neuen Geſangbuche ganz verwäſſert und unkräftig gemacht worden, denn, wenn ich gleich zugebe, daß in dieſem alten Liede, ſonderlich im neunten Verſe manche überſpannte zu ſinnliche Vorſtellungen vom Blute Chriſti vorkommen, ſo glaub ich doch, daß der gemeine Chriſt dieſes Lied im alten Geſangbuche bisher mit mehrerer Erbauung und Zueignung auf ſein Herz geſungen hat, als er es im neuen ſingen wird.

An dem Liede: **Herzlich lieb, hab ich dich, o Herr** ꝛc. deſſen zweyten Vers inſonderheit

heit der seel. Gellert so hochschätzte, wenn er ihn gleich nicht ganz sprachrichtig fand, haben die Herausgeber auch ihre unnütze Verbesserungskunst bewiesen, wie es auch mit dem darauf folgenden: **Hier ist mein Herz, Herr, nimm es hin** ꝛc. geschehen ist, bey dessen Vergleichung mit dem alten man sich nicht enthalten kann, zu urtheilen, daß es ihnen blos darum zu thun war, **etwas neues im Lande zu schaffen**, ob sie gleich, wenn sie nicht ganz vom Eigendünkel verblendet waren, einsehen musten, daß die alten Lieder viel besser und zur Erbauung bequemer waren, als der neumodische Schnickschnack, den sie an ihre Stelle setzten. Aus dem Liede: **Wer ist wohl wie du** ꝛc. No. 292. will ich blos die beyden lezten Verse hersetzen, um zu zeigen, daß die Herren Berliner mit ihrer Veränderung hätten zu Hause bleiben und dafür etwas gescheiteres thun können. Im alten Liede heist es v. 13 und 14.

Einen Heldenmuth,
Der da Gut und Blut
Gern um deinetwillen lasse,
Und des Fleisches Lüste hasse,
Gib mir, höchstes Gut
Durch dein theures Blut.

Solls zum Sterben gehn,
Wollst du bey mir stehn,
Mich durchs Todesthal begleiten
Und zur Herrlichkeit bereiten,

Daß ich einſt mag ſehn
Mich zur Rechten ſtehn.

Dieſe beyden Verſe haben die Herausgeber des neuen Geſangbuchs auf folgende Art umgeſchmolzen und ſich durch dieſe Umſchmelzung bey allen Sachverſtändigen lächerlich gemacht.

Einen edlen Muth,
Daß ich irrdiſch Gut
Willig, ja mein eigen Leben
Mag ums Guten willen geben,
Solchen weiſen Muth
Gib mir, höchſtes Gut.

Solls zum Sterben gehn,
Laß mich auf dich ſehn,
Bleib mir hülfreich dann zur Seiten,
Mich durchs Todesthal zu leiten,
Bis ich einſt dich ſeh,
Dir zur Rechten ſteh.

Das Gerhardſche Lied: Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt, iſt ebenfalls ganz verunſtaltet und ſchülermäßig verändert, und es hat ſchon ein anderer Rezenſent in Berlin ganz richtig angemerkt, daß der Ausdruck des alten Liedes: und was dein Herze kränkt, beſſer und richtiger iſt, als der im neuen Buche damit verwechſelte: und was dich, Seele, kränkt, weil das Herz der Siz der Empfindungen, der Leidenſchaften, der Kränkungen, die Seele aber eigent-

gentlich das in uns denkende und ſchlieſſende Weſen iſt. Alle Erhebung der Seele, alles innige, herzliche Vertrauen auf Gott, kurz alle die Empfindungen der Andacht und des Siegs über allen Zweifelmuth, wozu freylich ein chriſtliches Herz gehört, ſind in dem neuen, aus dem alten Geſangbuche aufgenommenen Liede weggefallen und es iſt nichts, als matte, gereimte Proſe übrig geblieben.

Bey dem ebenfalls ſehr veränderten Liede: Ich hab in Gottes Herz und Sinn ꝛc. No. 319. hab ich verſchiedenes zu erinnern, weil ich dies in der That für eins der beſten Lieder im alten Geſangbuche halte. Es iſt im neuen Geſangbuche um zwey Verſe kürzer geworden, und daran wäre nun im Grunde nichts verſehen, wenn nur die angebrachte Veränderung und Abkürzung nicht ſo ſchlecht ausgefallen wäre. „Und wer erhält mit Allgewalt, heißt es im Anfange des 4ten Verſes. Allgewalt iſt ein neumodiſcher Ausdruck, der noch keinen Sprachgebrauch und keine Autorität bewährter klaſſiſcher Schriftſteller für ſich hat. Inſonderheit ſind die drey letzten Verſe ganz ungeſchickt verändert worden. Ich mag ſie nicht abſchreiben; am meiſten aber fiel es mir auf, daß die Herausgeber des n. G. ſtatt der Worte im 11ten Verſe des alten Liedes: Solls aber Kreuz und Trübſal ſeyn ꝛc. geſetzt haben: ſolls aber Nacht der Trübſal ſeyn; Nacht der Trübſal, welch

ein ſonderbarer, undeutſcher Ausdruck: **Was Kreuz und Trübſal iſt**, verſteht auch der Bauer; aber **Nacht der Trübſal** wird er ohne Auslegung ſeines Seelenhirten ſchwerlich verſtehen können.

Gleichen Muthwillen haben die neuen Liederfabrikanten an dem Liede: **Was Gott thut, das iſt wohlgethan**, No. 329. bewieſen, und ich wundre mich, daß ſie es nicht lieber gar herausgelaſſen und anderes fades, wäſſerichtes Zeug an deſſen Stelle geſetzt haben, damit der gemeine Chriſt doch ja aller der Hülfsmittel, wodurch er bisher ſeine Andacht erweckte und wobey er ſich ohne Grübeley beruhigte, beraubt würde.

Das Lied: **Eins iſt noth, ach Herr, dies eine** ꝛc. welches ſo ganz evangeliſch und eigentlich chriſtlich iſt, haben die Herausgeber, vermuthlich, weil ihnen die darin vorkommenden ſtarken und rührenden Ausdrücke von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, von dem freudigen und völligen Genuß der göttlichen Gnade und von der Zueignung des theuren Verdienſtes Jeſu nicht behagen wollten, ganz umgeſchmolzen und nach ihrer Manier moderniſirt, ſondern ſie haben auch dem Liede eine neue Melodie gegeben: **Du, der Menſchen Heil und Leben**, welche ſie uns erſt vorſingen müſſen, weil ſie gar nicht bekannt iſt. Das Lied von der **Liebe des Nächſten** im neuen Geſang-

ſangbuche No. 354. welches ſich anfängt: **Gib, Gott voll Lieb und Güte** ꝛc. iſt das jämmerlichſte, welches ich je von geiſtlichen Gedichten geſehen habe, und man muß ſich über die Dreiſtigkeit wundern, daß ſolche elende Reimer, als der Verfaſſer dieſes Liedes iſt, ſich unterwinden, Lieder für den öffentlichen Gottesdienſt zu machen und herauszugeben, welche die alten ungleich beſſern Lieder verdrängen ſollen. Man höre nur! Der zweyte Vers heiſt:

Auf andrer Wohlergehen
Mit Wohlgefallen ſehen,
Gefällt ja dir, mein Gott,
Durch ſchadenfrohes Lachen
Dem Nächſten Kränkung machen
Iſt teufeliſcher Hohn und Spott.

Soll man über ſolche Reimerey lachen oder weinen? Es kommt noch beſſer: Hier iſt der achte Vers:

Ich, Thor, ich ſelber quäle
Mit Unmuth meine Seele,
Herrſcht Neid in meiner Bruſt,
Herr mache mir dies Laſter
Je mehr und mehr verhaſſter,
Auch andrer Glück ſey meine Luſt.

Iſt das nicht ein Gereime, wodurch einem das Liederſingen vereckelt werden könnte? **Herr mache mir dies Laſter, je mehr und mehr verhaß-**

haßter. Der Verfaſſer muß wirklich bey dem verſtorbenen gekrönten und gelorbeerten Poeten Lyſius in Halle in die Schule gegangen ſeyn. Dies kommt mir eben ſo vor, wie ein gewiſſer ſonderbarer Reim in einem Schauſpiel: der poetiſche Dorfjunker beritelt, dieſer wird von jemanden gefragt: ob er einen Reim auf das Wort Jungfer wüſte: Er bejaht es und reimt:

O meine liebe Jungfer,
Wollen Sie mir nicht einen Trunk verkaufen u. ſ. w.

Das alte Lied: Herr Jeſu Chriſt, wahr'r Menſch und Gott ꝛc. iſt mit vielen Veränderungen im neuen Geſangbuche beybehalten worden, die nun wohl nicht jedermann gefallen dürften. Vielmehr wird jeder Liederfreund folgenden Vers, der im neuen Geſangbuche ausgelaſſen iſt, ungern vermiſſen und wünſchen, die Herausgeber hätten das alte Kleid nicht durch neue Flecken verunſtaltet. Es iſt der ſiebente Vers:

Sondern ich will mit ſtarker Hand
Ihn reißen aus des Todes Band,
Und zu mir nehmen in mein Reich,
Da ſoll er dann mit mir zugleich
In Freuden leben ewiglich,
Dazu hilf uns ja gnädiglich.

Noch auffallender iſt die Veränderung und wirkliche Verſchlimmerung des ganz vortreflichen

Ster-

Sterbeliedes: Ich bin ja, Herr, in deiner Macht, welches im neuen Geſangbuche No. 388. ſteht. Ich will der Vergleichung wegen nur den zweyten Vers herſetzen, wie er im alten Geſangbuche ſteht:

Wen hab ich ſonſt, als dich allein
Der mir in meiner letzten Pein
Mit Troſt und Rath weiß beyzuſpringen,
Wer nimmt ſich meiner Seelen an,
Wenn nun mein Leben nichts mehr kann,
Und ich muß mit dem Tode ringen?
Wenn aller Sinnen Kraft gebricht?
Thuſt du es, Gott, mein Heiland, nicht?

Dieſen ſchönen Vers haben die Herren Berliner ſo verändert.

Wen hab ich in der letzten Pein?
Wer kann mir Rath und Troſt verleihn,
Mit neuer Hofnung mich beleben?
Wer blickt voll Huld mich Schwachen an,
Wenn mir kein Menſch mehr helfen kann,
Und ich der Welt muß Abſchied geben?
Wer ſchaft der trüben Seele Licht?
Thuſt du es, o mein Heiland, nicht?

Wozu nun dieſe Veränderung? Der Augenſchein gibt es, daß das erſte beſſer und ſtärker geſagt iſt, als das letzte. Wer Luſt hat, die folgenden Verſe dieſes Liedes im alten und neuen Geſangbuche miteinander zu vergleichen, wird ſich von dem Vorzuge des alten, ungeänderten Liedes noch

mehr

mehr überzeugen können. Das vortreffliche Lied, deſſen Verfaſſer, wo ich nicht irre, der verewigte Canitz iſt: Wie ungewiß iſt, Herr, das Ziel ꝛc. welches in den Liedern für den öffentlichen Gottesdienſt, als einem Anhang zum Porſtiſchen Geſangbuche ſteht, hätte billig in dieſe neue Liederſammlung unter der Rubrik: heilſame Betrachtung des Todes ꝛc. aufgenommen werden ſollen. Das Lied: Jeſu meine Freude iſt auch ſtark verändert, und, wie mans ſchon an dieſen Liederverbeſſerern gewohnt iſt, in vielen Stellen verſchlimmert und entkräftet worden. Nur den fünften Vers zur Probe! Im alten Liede heißt er:

Gute Nacht, o Weſen, das die Welt erleſen,
Mir gefällſt du nicht,
Gute Nacht, ihr Sünden,
Bleibet weit dahinden,
Kommt nicht mehr ans Licht,
Gute Nacht, du Stolz und Pracht,
Dir ſey ganz, du Laſterleben,
Gute Nacht gegeben.

Dafür heißt es im neuen:

Lockt nur, Gold und Schätze!
Ehre ſey der Götze
Der betrognen Welt!
Mich ſollt ihr nicht blenden,
Nicht von dem mich wenden,
Der mich treu erhält,

Elend,

Elend, Noth, Kreuz, Schmach und Tod
Soll mich, ob ich viel muß leiden,
Nicht von Jesu scheiden.

In dem Liede No. 413. welches sich anfängt: **Vater, den mein Herz verehret** ꝛc. finde ich im zweyten Verse einen sehr unschicklichen Ausdruck: **Und die Seele rennt sich müde nach dem Blendwerk dieser Zeit**; denn die Seele kann nicht rennen, welches eine körperliche Handlung ist. **Und die Seele strebt sich müde**, wäre wohl besser gewesen. Das Lied: **Warum sollt ich mich denn grämen?** ist mit einigen wenigen Veränderungen beybehalten worden. Unter der Rubrik: **Die zukünftige Seligkeit**, finde ich No. 420. ein sehr gutes Lied, welches sich anfängt: **Der letzte meiner Tage ist mir vielleicht nicht fern** ꝛc. dieses ist eins der besten im ganzen neuen Gesangbuche, worinn man sonst, wie ich bisher gezeigt habe, so viel Mittelgut und so viel schlechtes antrifft. Die mit dem alten Liede: **O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen** ꝛc. No. 438. vorgenommenen Veränderungen sind nicht zum Besten ausgefallen, und das alte Lied behält seinen Werth. Das Lied: **Herr deine Treue ist so groß** ꝛc. ist aus dem alten Gesangbuche in das neue unter der Rubik: **Allgemeine Landesbedürfnisse**, aufgenommen aber ganz verändert und abgekürzt worden, wie sehr es bey dieser Umschmelzung verlohren habe, kann man aus den vorhin gegebenen Proben leicht abnehmen.

Ich

Ich glaube genug Lieder und Verse aus dem neuen Gesangbuche ausgezeichnet und durch Gegeneinanderhaltung derselben mit den Versen und Liedern des alten, sonderlich Porstischen Gesangbuchs einleuchtend gezeigt zu haben, daß diese neue Liedersammlung, im Ganzen genommen, viel schlechter als die alte und des übertriebenen Lobes gar nicht würdig ist, welches sie von einigen mit Vorurtheilen eingenommenen Rezensenten in gelehrten Zeitungen und öffentlichen Blättern bereits erhalten hat. Ich will also nur noch, da ich zum Beschluß dieser freymüthigen Beurtheilung eile, ein Paar Worte über einige kleine, größtentheils unbedeutende Schriften sagen, welche bey Gelegenheit dieses neuen Gesangbuchs sonderlich in Berlin herausgekommen sind, wo der Reformationsgeist, der sich über alle individuelle Erbauung und über alles, was nach dem Innhalt der symbolischen Bücher unsrer Kirche schmeckt, hinwegzusetzen und alle Einwendungen gegen neologische Träume und Anmaßungen kühn zu verachten scheint.

Die kleine Schrift des Herrn Probst Tellers zur Empfehlung des neuen Gesangbuchs geschrieben, hab ich schon oben gemustert und die Schwächen derselben aufgedeckt. Ohngefähr zu gleicher Zeit erschienen die Briefe an einen Landgeistlichen, das neue Gesangbuch betreffend, von einem Weltmann in Berlin, für deren Verfasser von einigen Herr Nicolai, ein gelehr-

lehrter Buchhändler in Berlin gehalten wird. Der Verfaſſer dieſer wenigen Bogen, wer er auch ſeyn mag, hohlt ſehr weit aus, macht ſtarke Sprünge und nimmt ſeine alte, liebe Tante, eine ehrbare Matrone, der reinen Lehre zugethan, zum Vorwande, um den Publikum das alte, porſtiſche Geſangbuch verächtlich zu machen und das neue aufzuſchwatzen. Er hebt zu dem Ende, indem er uns gelegentlich mit ſeiner häuslichen Einrichtung, mit ſeinem frugalen Abendeſſen, mit ſeinem Gynäceum u. ſ. w. bekannt macht, ein paar myſtiſche Lieder aus, welches freylich die ſchlechteſten im Porſtiſchen Geſangbuche ſind, die aber zu der Zeit, da ſie gedichtet wurden, gewiß ohne Anſtoß geſungen werden konnten, und bey deren Verfertigung ihre frommen Verfaſſer gewiß die unreinen und niedrigen Gedanken nicht gehabt haben, die ihm und, wie er ſagt, auch ſeiner züchtigen Tante dabey eingefallen ſind. Daß der Schluß: im alten Geſangbuche ſtehen einige zu ſinnliche und für unſere Zeiten nicht paſſende Lieder, folglich taugt das ganze Geſangbuch nichts, folglich müſſen wir uns nach einem neuen umſehen, ſehr übereilt, daß es mit kurzen Worten ein falſcher Schluß ſey, das ſieht ein jeder, der nur etwas weniges von natürlicher Logik hat. Wenn die meiſten Lieder in einem bisher üblich geweſenen Geſangbuche (wie der Fall bey dem Porſtiſchen zutrifft) gut, erbaulich, in ihrer Art vortreflich und gewiſſermaßen unnachahmlich ſind, ſo braucht man ſich bey den wenigen ſchlechten nicht aufzu-

halten und ihrentwegen das ganze Gesangbuch zu verwerfen. Diese konnte man ja bey einer neuen Auflage herauslassen und andere von bewährten neuern Liederdichtern an ihre Stelle setzen. Die besten Lieder im alten Gesangbuche; z. B. Ist Gott für mich, so trete ꝛc. Gott, Vater sende deinen Geist ꝛc. Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen ꝛc. Warum willst du doch für morgen ꝛc. Gott der wirds wohl machen ꝛc. und viele andere mehr hat man im neuen Gesangbuche weggelassen und ungleich schlechtere, in denen weder Stärke der Gedanken noch Richtigkeit des Stils und des Versbaues ist, dessen sich doch die Herausgeber rühmen, an ihre Stelle gesetzt, alles in der gewissen Erwartung, daß die ganze Christenheit auf Erden (zu Pferde hatte jener gesungen) dem neuen Gesangbuche huldigen und den lieben Männern die Hände küssen werde, die unsern alten Katechismus, unser altes Gesangbuch und einen großen Theil unsrer Bibel geradehin wegwerfen und uns ihre Privatmeinungen, sie mögen nun deistisch, oder naturalistisch, oder sozinisch heißen, bald in diese, bald in jene Form gegossen, aufdringen wollen. Viel Proselyten wird der verkappte Weltmann in Berlin mit seinen Briefen an den Landgeistlichen wohl nicht machen. Herr Cranz, Verfasser einiger periodischen Schriften in Berlin, hat sich schon dagegen geregt in einer kleinen Brochüre, welche den Titel führt: Supplement zum ersten Stück der berlinischen Chronik an den Ver-

Verfaſſer der Briefe an einen Landgeiſtlichen, wohlmeritirten Tantenbekehrer in Berlin. Und ich muß frey geſtehen, daß mir dieſe kleine Schrift wegen der guten, triftigen Gründe, welche Herr C. den Anpreiſern und Herausgebern des neuen Geſangbuches zum Vortheil des Porſtiſchen entgegenſetzt, ſehr gefallen hat, ſo wenig ich ſonſt mit dem gar zu freyen und ſpöttiſchen Ton, der in ſeinen übrigen Schriften in Anſehung der Religion angetroffen wird, zufrieden bin.

Ferner iſt in Berlin nach der Bekanntmachung des neuen Geſangbuchs ein ſo genanntes Geſpräch zwiſchen zwey Berliner Bürgern, Herrn Klug und Herrn Ehrlich zum Vorſchein gekommen, deſſen Verfaſſer ſich durch ſeinen Stil und durch die kriechende Schmeicheley, wodurch er den neologiſchen Predigern und Conſiſtorialräthen in Berlin, welche das einfältige Volk mit Gewalt klug machen und das neue Geſangbuch durchaus einführen wollen, hofirt, kenntlich genug macht. Der Wiſch koſtet zwey Groſchen, iſt aber in der That nicht einen Heller werth und am beſten auf dem geheimen Gemach zu gebrauchen, weil das Papier ziemlich weich iſt, nach einem beliebten Modeausdruck der allgemeinen deutſchen Bibliothek.

Endlich ſteht zu erwarten, ob die Stimme des unbeſtochenen Publikums nach vorhergegangener Prüfung für oder wider das neue Geſangbuch entſcheiden, und ob die Verſammlung der

Liederverbeſſerer in Berlin, deren eigentliche Abſichten nicht ſchwer zu errathen ſind, ihren Zweck erreichen wird. Indeß kann man dieſem Geſangbuche, ohne eben Prophet zu ſeyn, vorläufig ſein Prognoſtikon ſtellen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es im kurzen, weil es ſo wenig innern Werth und ſo viel auffallende Fehler hat, vergeſſen ſeyn, und daß das alte ſich bey ſeinem Anſehen erhalten wird, von welchem allenfalls eine neue, verbeſſerte Auflage, worin die guten Lieder beybehalten und die ganz ſchlechten ausgemerzt werden müſten, zu veranſtalten, nicht undienlich wäre. Ich ſehe es übrigens vorher, daß die Herren Berliner dieſe Kritik über ihr neues Geſangbuch nicht unangetaſtet laſſen werden; ſie mögen mir aber, wenn ihnen die in dieſen Blättern geredete Wahrheit unleidlich iſt, Gründe, nicht Sophiſmen, Scheltwörter und andern Rezenſentenunfug entgegenſetzen, denn die Orakelſprüche der allgemeinen deutſchen Bibliothek, welche nun einmal für und wider gewiſſe Perſonen zum Vortheil oder Nachtheil ihrer Schriften Parthey genommen hat, haben bey mir und vielen andern Gelehrten, zu deren Richtern ihre Verfaſſer ſich aufwerfen, keine Autorität.

Da ich eben über Berliner Geſangbücher und zwar über das neueſte im Berliniſchen Liederweſen geſchrieben habe, ſo wird mans mir hoffentlich nicht verübeln, daß ich mich in den folgenden Anhange wider einen hämiſchen Angriff eines berliniſchen Rezenſenten, der zu der Zahl der

Hete-

Heterodoxen und der Neologen gehört, vertheidigt habe. Wenn er an dieſer Doſe nicht genug hat, oder ihn ſein muthwilliger Kitzel zu ähnlichen Ungezogenheiten leiten ſollte, ſo will ich ihn bey der erſten Gelegenheit noch auf eine nachdrücklichere Art zurecht weiſen und ein neugieriges Publikum mit dem Namen und Charakter dieſes Helden in der Rezenſirkunſt, deſſen geringſter Fehler Uebermuth und Naſeweisheit iſt, bekannt machen. Der hintenſtehende Epilog iſt nicht aus meiner, ſondern aus einer fremden Feder, aus der Feder eines Mannes gefloſſen, der mit vielen andern Biedermännern die Greuel und auffallenden Impertinenzen der **Nikolaiten** verabſcheut.

Der Verfaſſer der muthwilligen, mit perſönlichen Beleidigungen und Bitterkeiten angefüllten Rezenſion meiner Schrift: **Gedanken über das Berliniſche neue Geſangbuch und deſſen vermeinten Vorzug vor dem Dorfiſchen**, welche in des **vierzigſten** Bandes erſtem Stück der **allgem. deutſchen Bibliothek** S. 73. ſub no. 4. enthalten iſt, muß entweder ein grober Ignorant, oder ein Böſewicht ſeyn, ſollte ihm auch ſein Amt die Präſumtion der Gelehrſamkeit, und ſeine Kleidung den Geruch und das Anſehen der Heiligkeit geben, und ich ſehe mich ſowohl zu meiner Rechtfertigung wider einen boshaften Angriff, als auch zur Belehrung des Publikums genöthigt, von dieſer auffallend partheyiſchen, mit lauter Machtſprüchen, dergleichen man an dieſen ſaubern Herren gewohnt iſt, angefüll-

ten und dagegen von allen Gründen entblößten Rezenſion ein Paar Worte zu ſagen. Der Menſch, (ein Lieblingsausdruck dieſes ungezogenen Rezenſenten, wenn er einen ſeiner Brüder herabwürdigen und verächtlich darſtellen will!) der mit unverſchämter Stirn mir vorwerfen kann, daß ich ein Menſch wäre, der dieſe Brochüre ums Brodts willen geſchrieben hätte, dem Wahrheit und Lügen um ein Morgenbrodt gleich feil wären, der ſich durch die angezeigte Schrift von einem angeſehenen Freunde der alten Rechtglaubigkeit ſein Patrocinium habe erbetteln wollen (erbetteln, ein Ausdruck, woran ich dieſen Zeiſig von Rezenſenten aus alter, perſönlicher Bekanntſchaft, wie den Vogel an ſeinen Federn erkenne) — dieſer Menſch darf doch wohl bey der billig urtheilenden Welt auf keine Güte des Herzens und auf keinen rechtſchaffenen, menſchenfreundlichen Charakter Anſpruch machen.

Seine Ignoranz und grobe Ungeſchicklichkeit in Würdigung dichteriſcher Producte, ſonderlich ſolcher, die zur Erbauung und für den öffentlichen Gottesdienſt beſtimmt ſind, leuchtet aus allen Zeilen dieſes Monſtrums der Rezenſirkunſt hervor, und ſeine Bosheit, ſeine Herzenstücke erhellet deutlich genug daraus, weil er ſich kein Gewiſſen daraus macht, zu ſchreiben: ich hätte in meiner Schrift behauptet: die im Porſtiſchen Geſangbuche befindlichen Lieder von der geiſtlichen Vermählung enthielten den Kern

des

des christlichen Glaubens, welches durchaus wider die Wahrheit und wider den Augenschein ist. Ich habe bloß einige derselben, z. B. das: O wie selig sind die Seelen, ꝛc. nicht sowohl seines Innhalts, als vielmehr der darin herrschenden reinen, fließenden Versifikation und poetischen Sprache wegen wider einige naseweise Liederverbesserer der neuern Zeit in Schuß genommen und mit Recht behauptet, daß ein Lied von Paul Gerhard und andern Glaubenshelden seiner Zeit, wegen des darin athmenden Geistes die meisten Lieder des neuen berlinischen Gesangbuches aufwiegt. Doch das Publikum mag selbst zusehen, vergleichen und richten, wer von uns beyden Recht hat.

Was übrigens die von dem Rezensenten, der sich Fb. unterzeichnet, mir angeschuldigten Bemühung, mir das Patrocinium des Herrn Hauptpastor Götze in Hamburg, dem meine Schrift zugeeignet ist, zu erbetteln, anbetrifft, so kann ich ihn versichern, daß mir dergleichen nie in den Sinn gekommen, und daß es überhaupt nie meine Sache gewesen ist, so ängstlich und kriechend, wie mancher, der jetzt hohe Würden bekleidet, nach Menschengunst zu streben. Ich ehre und schäße den Herrn Hauptpastor Götze ohne alle eigennüßige Absichten, und es ist mir genug, zu wissen, daß er meine Schrift mit Beyfall aufgenommen hat, und daß es selbst in Berlin große und würdige Männer in geistlichen und weltlichen Aemtern giebt, die mir ihre Zufriedenheit mit

den von dem Rezenſenten ſo ſehr gemißhandelten Gedanken über das Berliniſche neue Geſangbuch bezeugt, und dies Unternehmen gebilligt haben, worunter ich, um dieſen tadelſüchtigen und unerträglich ſtolzen Kunſtrichter zu beſchämen, einen Silberſchlag mit wahrer Hochachtung nenne.

Halle,
d. 8. April 1781.

Chriſtian Wilhelm Kindleben
der Weltweißheit Doktor und der freyen Künſte Magiſter.

Ein

ſogenannter Appendix

Dem Herrn

Director Heinicke

in Leipzig

freundſchaftlich gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Ihnen, liebſter Freund und Gönner, iſt es bekannt genug, wie die Herren Berliner, meine lieben Landsleute, mir mitgeſpielt, wie ſie mich inſonderheit bey der Anzeige meiner neueſten Schriften in ihrer berüchtigten Bibliothek heruntergemacht, und mit welcher unverantwortlichen Frechheit die geiſtlichen Proceres in B. wenigſtens einige derſelben, geradehin behauptet haben; ich wäre ein

Menſch,

Mensch, dem gar nicht zu helfen stünde. *

Da diese Herren sammt und sonders weder infallibel, noch engelrein sind; da sie sich, als Gelehrte betrachtet, sie mögen wollen oder nicht, dem freymüthigen Urtheil anderer Gelehrten unterwerfen und die Entscheidung des aufgeklärten und unbestochnen Publikums über ihre Arbeiten, Predigten, Gesangbücher et sic porro abwarten müssen: so hab ich es in puncto des allerneuesten berlinischen Gesangbuchs für meine Pflicht und für meinen Beruf gehalten, bey so vielen partheyischen Stimmen pro meine unpartheyische Stimme contra zu geben, und mit möglichster Deutlichkeit zu zeigen

* S. Wilhelm von Blumenthal, oder das Kind der Natur, zweyten Theil.

gen, daß, wenn gleich der eine, um dieſes neue Geſangbuch von heiliger Stätte zu empfehlen, oder vielmehr ſeinen Gemeingliedern aufzudringen und ſie in Kontribution zu ſetzen, mit großer Simplicität mehrere Predigten am lieben Weihnachtsfeſte über den engliſchen Lobgeſang hält, und ein andrer Elias mit ſeiner bekannten Wohlredenheit von Aufklärung des menſchlichen Verſtandes in Beziehung auf dieſes neue Geſangbuch ein langes und ein breites daherſchwatzt, dieſe Liederſammlung keinen ſolchen innern Werth und Vorzug vor andern Liederſammlungen hat, als von den Herausgebern vorgegeben wird.

Da nehmen Sie nun, mein guter Herr Direktor, dies Büchlein hin, deſſen Zweck und Inhalt ich gegen jedermann ver-

vertheidigen kann, und bey erfolgtem Widerſpruch, er mag grob oder fein ſeyn, vertheidigen werde, und laſſen Sie ſich die Zueignung deſſelben in Geſellſchaft Ihres guten, lernbegierigen Zöglings, die weder Eigennutz, noch ſonſt eine unedle Abſicht zur Quelle hat, als einen Beweis meiner fortdauernden Liebe und Ergebenheit biedermänniſch gefallen.

Gott befohlen, mein Guter!

Geſchrieben zu Kosmopolis unſern Byzanz in der Mitte des Herbſtmonds, 1781.

Kindleben.

Briefe

eines Layen

an ſeinen Freund E.

über

Herrn Zollikofers

Predigten,

geſammlet,

und

zum gemeinen Beſten

herausgegeben

von D.

1781.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden.

Allen

treufleiſſigen Zuhörern,

und

auch denen, die es nicht ſind,

jenen zu ihrer Erbauung,

dieſen zu ihrer Bekehrung

widmet

in tiefſter Ehrfurcht,

und mit

herzlicher Anwünſchung alles Guten,

dieſe

Briefe,

der Herausgeber

V.

Erſter Brief.

Wertheſter Herr!

Iſt es möglich, daß Sie mich fragen können, welche Kirche in Leipzig am ſtärkſten beſucht würde? und Sie wohnen nur vier Meilen von hier. Sie müſſen ſich wenig um das, was in der Welt vorgehet, bekümmern. Gewiß, ich muß es Ihnen gleich ſagen, alles muß ich Ihnen ausführlich ſchreiben, Sie machen eine große Entdeckung, die Ihnen von vielen Seiten ſehr nützlich werden kan.

Unter denen vielen Kirchen, die ſich in Leipzig finden, hat man der reformirten den Vorzug zugeſtanden. Die ganze Zunft der wohlriechenden Herren und Damen,

hat sie einstimmig zum Orte ihrer Andacht gewählet. Der Geschmack bestimmt den Werth derselben. Es ist leicht geschehen, von andern für einen Menschen ohne Geschmack angesehen zu werden, wenn man Zollikofers Predigten nicht hört, noch von denselben raisonnirt. So mühsam es auch ist, Ihnen alle das Schöne, so sich da findet, zu sagen, so will ich doch über mich Herr seyn. Glaubten Sie wohl, daß hier der Ort wäre, da Jeder nach seinem Alter und Umständen Nahrung fände? Bey meiner Ehre, der Denker findet da Stoff zum Denken, und der Nichtdenker Gelegenheit zu süßen Träumen, und zu angenehmer Zerstreuung. Ich kenne Sie, Sie würden nicht von einem Orte bleiben, wo man Nahrung für Seele und Leib findet. Die heilige Einfalt meines Vaters sagte mir oft, ich sollte nie die heiligen Versammlungen der Unsern versäumen, und Fremder besuchen. Aber der

gute Mann richtete seine Ermahnung nach seinen Einsichten ein. Es ist Wahrheit, Perlen hebt man auf, wo man sie findet. Leipzig sagt es, und das ist mir genug, daß der reformirte Gottesdienst der schönste und vortreflichste sey. Glauben Sie nicht, daß ich ohne Gründe handle, ich würde offenbar ein Verächter des Geschmacks, und des Schönen seyn, wenn ich mich den Zollikoferischen Predigten entziehen wollte. Ich kenne Niemanden, dem es so natürlich ist, nichts, ausser nur Gutes und Schönes zu sagen, als Herr Zollikofer. Er ist beynahe der einzige, der die hohe philosophische Sprache ganz in seiner Gewalt hat. Doch davon sage ich Ihnen heute nichts mehr. Andre Dinge will ich Ihnen zuvor erzählen, die diesem Bethause einen großen Beyfall verschaffen. Es ist klein und ziemlich regelmäßig, auch der trübäugige Coridon kan seine Doris ohne Mühe erkennen. Es ist kaum möglich,

daß die Garderobe des Kayſers von Feß und Marocco einen ſchönern Proſpekt geben kan, als das hieſige Parterre. Denken Sie ſich die unter einander ſpielenden Farben von Kleidern, die auf den Köpfen ſchwankenden Federn, die blißenden Edelſteine, die ſüß aufſteigenden Düfte, die oft bis zum Erſticken ſtark ſind. Denken Sie ſich die Einfaſſung von Pagoden, (*) die an der Wand herumſtehen. Alles ſind dieſem Hauſe ganz eigne Vollkommenheiten. Eine der vornehmſten Schönheiten iſt auch dieſe: die alten Scheuerfrauen und ähnliches Geſindel, erdreuſten ſich hier nicht, wie bey bey uns, einen Siß neben einer Dame einzunehmen, und ſie durch ihre Runzeln zu beſchatten, oder ihr mit unangenehmen Ausdünſtungen beſchwerlich zu

(*) Heißt ein Männchen aus Gips ꝛc. das man aufs Camin ſetzt. Es wird hier in einer metaphoriſchen Bedeutung genommen.

zu fallen. Aber, beſter Freund! endlich der Ausgang, (*) der iſt den armen Mädchens, die unter dem Joch der Mutter ſeufzen, der vortheilhafteſte. Es iſt hier Mode, daß die Herren die Damen, und die Herrichens die Mädchen nach Hauſe begleiten. Ich mag nicht weitläuftig ſeyn, da könnte ich Ihnen viel erzählen. Jeder haſcht da nach ſeiner Phillis, und ſeine Augen reden die Empfindungen, mit den er ſie in ſeine Armen faſſet. Aber iſt das der Ort, werden Sie mir antworten? Mich dünkt, beſter Herr! ſchicklich und unſchicklich, anſtändig und unanſtändig, alles iſt willkührlich, und wird nur durch die Geſinnungen der Menſchen beſtimmt. Unſere Väter hielten vieles für unanſtändig, darüber wir jetzo lachen. Das iſt doch gewiß, die Welt iſt jetzo weit klüger, als ſie

(*) Das Bethaus iſt eine Treppe hoch, und weil dieſe etwas enge, ſo brauchts lange Zeit, ehe alle herunter kommen.

zu unsrer Urväter Zeiten war. Ist das wahr, man muß alles thun, um vergnügt zu leben; so wird ihr eignes Gefühl ihnen das Bekenntniß abzwingen, diese Gewohnheit ist vortreflich. Ist das aber nicht wahr, so ist doch dieser Gebrauch eine Nahrung vor den Leib, und die Sinne. Von Ihnen erwarte ich nicht eher ein Urtheil, bis Sie das Ganze kennen. Ich bin u. s. w.

Zweyter Brief.

Theuerſter Freund!

Es iſt in der That ein groſſes Glück für Leipzig, einen Zollikofer in ſeinen Mauern zu haben. An ihm findet es den Mann, der recht nach Aller Herzens Wunſche iſt. Es würde allen Bürgern dieſer Stadt nachtheilig ſeyn, wenn ſie mehr auf die äuſſerlichen Vorzüge des reformirten Bethauſes ſähen, als auf die reellen Vollkommenheiten, die ihm dieſer tiefgelehrte Mann giebt. Der Narre müßte den im Leibe ſitzen, der ihn nicht für den größten Redner Deutſchlands erkennen wollte. Nicht Jeruſalem, nicht Spalding, allein Zollikofer iſt ein Muſter der Kanzelberedſamkeit. Wahnſinnig müßte der ſeyn, der an Zollikofern nicht alle die lobenswürdigen Eigenſchaften finden wollte, die eine groſſe Seele ausmachen. Der erſte Blick, den man auf ihn thut, lehret gleich das Gute,

und die erhabnen Vollkommenheiten ſeines Geiſtes. Der würdige Mann, was er redet und thut, iſt voller Geſchmack und Weisheit. Ich bezeuge es Ihnen bey meinem Gewiſſen, und alle, die Freunde der Wahrheit ſind, noch bis jetzt hat er nicht aufgehört, der toleranteſte Mann zu ſeyn. Er lebt frey von aller Anhänglichkeit an irgend ein Syſtem. Er denket ſelbſt, und prüfet alles nach dem Maas ſeiner Vernunft. Ich glaube, er verdient Achtung, weil er nicht auf dem alten Wege fortgehet, und gerade zu ſaget, was Andre ſagen. Ich habe eine wahre Freude darüber, und vielleicht werden Sie auch nicht ganz gleichgültig ſeyn. Zollikofer, wie ich glaube, lehrt uns nun im achtzehnten Jahrhundert, was wahrer und vernünftiger Gottesdienſt iſt. Er ſagt uns, wie wir die Bibel annehmen und verſtehen müſſen. Dieſer rechtſchaffene Lehrer der Kirche, welcher ſo weiſe als fürſichtig iſt, kan ſich niemals in

ſeinen

seinen Aussprüchen betrügen. Was wollen wir mehr Zeugniß, selbst der gelehrte Verfasser (*) des Kirchen- und Ketzeralmanachs, fand ihn, da er alle die Probe passiren ließ, bewährt. Alles, was er von ihm sagen konnte war, οἱ ἑκατὸν πρωτοι. Erlauben Sie mir, bester Freund! daß ich Ihnen diese Worte erkläre. Zollikofer, der in spätern Zeiten lebt, siehet weiter als alle, die vor ihm gelebet haben. Er schilt, die vor ihm waren, Thoren, daß sie die Schrift zum Erkenntnißgrund annehmen. Es ist sonst meine Art nicht, mich in theologische Sachen zu mengen, aber ich dächte doch, der Mann hätte Recht. Gott hat uns die Vernunft gegeben, warum sollten wir nicht daraus demonstriren. Gebrauch der Vernunft bahnt den Weg zur wahren Weis-

(*) Um derer willen, die gerne Parallelen haben, und aus denselben erklären, verweise ich auf den **Terenz** in Eunuch. Die Worte heißen:

lepus es et pulpamentum quaeris —

Weisheit, und wer weise ist, der wird auch, in dem rechten eigentlichen Verstande, glücklich. Er reisset sich dadurch aus der Noth, Dinge anzunehmen, die er nicht verstehet; und seine Vernunft unter den Glauben gefangen zu geben. Schränken wir unsre Pflichten blos auf die ein, die uns die Vernunft lehret, und die dem ordentlichen Laufe unsrer Natur nicht zuwider sind, dann sind wir zu dem Besitz des wahren Glücks gekommen. Ein jeder lebt dann nach seinem Gefühl und Geschmack, er handelt nach den Regeln, die ihm seine Vernunft saget. Was er dadurch auf die Zukunft gewinnen wird, weiß ich nicht, und mit solchen Untersuchungen beschäftige ich mich auch nicht gerne. Aber eben dieses ist der Weg, auf dem Herr Zollikofer, und mit ihm seine Zuhörer gehen. Und ein solcher Mann, wie er ist, muß doch wohl wissen, daß die Vernunft zureichend ist, uns alles, was wir brauchen, zu lehren. Sein richtiges Gefühl und sein Geschmack

ſchmack wird ihm wohl ſagen, daß es zu altmodiſch ſey, Beweiſe aus der Schrift anzuführen. Es hört ſich weit beſſer zu, wenn Schluß auf Schluß bald in Forma, bald verkürzt, wenn Beweis auf Beweis folgt, als wenn man immer das Gewöhnliche hört, ſo ſchreibt der heilige Paulus, Petrus u. ſ. w. Ich wollte nur wünſchen, daß Sie den Mann einmal auf der Kanzel ſehen ſollten. Ich weiß es, Sie würden über ſein majeſtätiſch erhabnes Anſehen erſtaunen, und ein ehrfurchtsvoller kalter Schauer würde Sie eben ſowohl, als mich überfallen. Mit einem Worte, hätten wir jetzt nicht eine ſo aufgeklärte Philoſophie, ich glaubte gewiß, Zollikofer wäre kein Menſch, ſondern ein wahrer Halbgott. Lieber Freund! thun Sie mir den Gefallen, und kaufen Sie ſich ſein Bild, es koſtet 6 Groſchen, oder ſuchen Sie es im Lavater auf. Leben Sie wohl, der Ihrige.

Dritter Brief.

Mein Herr!

Vielleicht würde ich Ihnen eher geſchrieben haben, wenn ich nicht ſo viel Hochachtung für die Sache hätte, von der ich Ihnen jetzt Nachricht geben will. Ich habe viel Zeit gebraucht, um alles genau zu überdenken, damit ich ja nichts wegliesse. Sollte ich ja einen Fehler machen, ſo verzeihen Sie, ich will mein Möglichſtes thun, um Ihnen alles nach der Wahrheit zu zeichnen.

Herr Zollikofer giebt ſich Mühe, den Grundſatz zu verdrängen, die Kanzel wäre ein Ort, von dem man nur aus der geoffenbarten Religion Unterricht ertheilen müßte. Er ſieht es für gut an, ſeine Zuhörer von derſelben in allen Arten der Kenntniſſe zu belehren, damit ſeine Verdienſte deſto merklicher würden. Das iſt die Höhe, in der Er ſchwebt, und aus der Er herab

kommt.

kommt. Er hat ſo groſſe Begriffe von der Amtspflicht, daß Er glaubt, nur dann ſeinem Amte Genüge gethan zu haben, wenn Er ſeine Zuhörer vom Verhalten in Geſellſchaften, auf der Promenade, im Schauſpielhauſe u. ſ. f. unterrichtet hat. Bald lehret er ſie den Lauf der Geſtirne, die Bewegung des Mondes, das Umdrehen der Erde; bald unterrichtet er ſie von den Empfindungen beym Frühlinge; bald thut er ihnen Vorſchläge, wie ſie zu einer wahren Gemüthsruhe kommen könnten. Um dieſelbe zu erlangen, empfiehlt er ihnen beſonders ein gutes Gewiſſen, und eine öftere Beſuchung groſſer und angeſehener Geſellſchaften. Er wiederholt ſeine Vorträge ſo oft, als er merkt, daß ſie in Vergeſſenheit gekommen ſind. Und was läßt ſich anders denken, als daß die Zollikoferiſchen Zuhörer die Gelehrteſten unter der Sonne werden müſſen, die mit mehrerer Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Geſchmack, von Politik,

Aſtronomie, Oekonomie, Tugendwandel, und ähnlichen Dingen zu reden wiſſen, als andere von Frömmigkeit u. ſ. f. Auf meine Ehre, wenn Tugendwandel und ſogenannte Rechtſchaffenheit ſelig macht; ſo werden gewiß alle treufleiſſige Zuhörer des Herrn Zollikofers ſelig. Die Art ſeines Vortrags giebt dieſen Lehren eine beſondere Empfehlung, und wenn ſie gleich dem erſten Anblick nach gering und klein ſcheinen, ſo weiß er ihnen doch durch denſelben eine gewiſſe Würde und Erhabenheit zu verſchaffen. Er weiß genau, wie Er ſich durch Nichts, das Anſehen eines hochgelehrten und tiefdenkenden Mannes erwerben ſoll. So fürſichtig Andre ſind, ſchulenartige, philoſophiſche, unbekannte Wörter zu vermeiden; ſo mühſam iſt dieſer, alle zuſammen zu ſuchen, und ſie ſeinen Zuhörern vorzuſagen. Die philoſophiſche Sprache iſt ſeine Mutterſprache. Er iſt ſtark darinnen, ja noch ſtärker als Leibnitz, Lambert u. ſ. w.

Er

Er redet von Wirkungskreis, Verhältniß, Urſache und Wirkung, Moralität, moraliſches Gefühl, von den Wirkungen der Geſchöpfe in ſich und auſſer ſich. Mit dieſen Worten betäubt er ſeine Zuhörer, und Er läßt es dabey bewenden; ſie mögen dieſelben verſtehen oder nicht. Von alle dem, was ſeine Glaubensbrüder lehren, behält er weiter nichts, als die Philoſophie über die Religion. Von dieſer iſt er ein wahrer Kenner, und er weiß ſie ſehr anſchaulich zu machen. Er hat ſich zum zweytenmale verheyrathet, und man will angemerkt haben, daß er ſeit der Zeit ſeine Predigten in einem weit ſüßern und reizendern Tone gehalten habe, als er ſonſt gewohnt war. Er ſoll oft, und ſogar auch auf der Kanzel in Entzückungen fallen, da Er denn von Wonnegefühl zu reden anfängt, von der ſanft klagenden Nachtigall, von den ſüße Düfte aushauchenden Bäumen und Kräutern, von den Wald umher tönenden

Brummen der Heerden, von dem Geſumſe der Fliegen, und von andern Dingen. Glauben Sie wohl, beſter Freund! daß man dieſe redneriſch poetiſch ſchönen Schilderungen anders, als mit Vergnügen hören kan? Eine Stunde iſt weg, und es ſcheinen einige Augenblicke geweſen zu ſeyn. Herr Zollikofer würde gewiß bey Juden, Heyden, Türken, mit eben den Beyfall predigen, als es bey uns geſchieht. Sie hätten auch nicht zu beſorgen, daß ihnen dadurch fremde Begriffe beygebracht würden; denn ſeine Vorträge ſind ſo gemeinnützig, daß ſie eine jede Maſchine, die zwey Beine und Vernunft hat, ganz ſicher brauchen kan. In meiner Bücherſammlung ſtehen ſeine Reden gleich neben den Reden der Heyden, und ich freue mich, wenn ich zwiſchen den heydniſchen Rednern und Herrn Zollikofer ſo eine große Gleichheit gewahr werde, die nicht etwa nur im Ausdruck, ſondern auch in der Beweisart kenntlich iſt. Es

zeiget

zeiget von einer groſsen Bekanntſchaft mit den Alten. Man kan Jahre lang in ſeine Predigten gehen, ohne einen Beweis aus der heil. Schrift zu hören. Ich glaube nicht, daß er dieſes aus Verachtung thut, ſondern er empfindet ein Vergnügen, wenn er denen vielen gläubigen Seelen, die er beyſammen ſiehet, zeigen kan, daß die Vernunft ihm alles das ſaget, was andre erſt aus der Bibel lernen müſſen. Ich preiſe Herrn Zollikofer glücklich, und habe um ſo viel mehr Ehrfurcht für ihn, da er unter Millionen, ja vielleicht unter allen der einzige iſt, den die bloſse Vernunft zum wahren Glück führet, und der mit eignen Augen alles, was er brauchet, erkennet. Die Welt wird es ihm vielen Dank wiſſen, wenn Er ſie ganz von dem Joche des Glaubens freygemacht hat. Es iſt wahr, alle dieſe Meynungen ſahen unſre Vorfahren für falſch an, aber vielleicht war es Uebereilung. Herrn Zollikofers Tiefſinn und erſtaunende

Beurtheilungskraft läßt dieſes nicht beſorgen: und ſeine Beredſamkeit hat Alle davon überwieſen. Zollikofer macht Epoche, und vielleicht wird man von ihm die Jahre der aufgeklärten Zeiten, des Menſchengeſchlechts zählen. Vernünfteley iſt doch wohl mehr werth als Glaube. Glauben kan ein jeder ſchwache Kopf, aber vernünfteln nur der ſtarke. Bringts Herr Zollikofer noch ſo weit, daß alle, die bisher einer Offenbarung gefolgt ſind, Vernünftler werden; ſo ſage ich, trotz Aller, die widerſprechen, Zollikofer iſt ein ſtarker Geiſt.

Die Leichtigkeit, mit der Er die Schrift erklärt, iſt zu bewundern, was ihm übernatürlich zu ſeyn ſcheint, übergeht er mit Stillſchweigen, — anderes ſchaft er nach der Vernunft um. Es iſt nicht anders möglich, als daß Er einen gewiſſen Spiritum familiarem habe, der ihm geheimere Nachrichten ertheilet. Herr Zollikofer ſcheint ſogar nähere Nachrichten zu haben, ob Jeſus Chriſtus wahrer

Gott

Gott ſey. Und vielleicht ſagt man nicht ohne Grund, daß Ihm Socia gemeldet, Chriſtus wäre nur ein höchſt tugendhafter, und mit göttlichen Gaben gezierter Menſch gewesen. Der große Mann ſcheint auch davon ſo überzeugt zu ſeyn, daß Er Chriſtum nicht anders als das vollkommenſte Muſter der Tugend nennt. Dieſer Umſtand verlohnt wohl der Mühe, der Irrthum wäre groß, in dem wir ſtäken, daß wir meynten, die Redensarten der Schrift, wahrer ewiger Gott, hochgelobet über Alles, Erlöſer u. ſ. f. müßten durchaus nach den Worten genommen werden. Die Sache verdient bey der Herausgabe einer Hermenevtik angemerkt zu werden, daß man in Zukunft den Worten einen Sinn, welchen man wollte, geben könne. Und o wie leicht iſt mir ums Herz, da ich Sie auch an dieſen großen Entdeckungen Theil nehmen ſehe. Leben Sie wohl —

Vierter Brief.

Mein Herr!

Da ich weiß, wie richtig man aus der Liebe und Hochachtung der Zuhörer auf die Verdienste des Lehrers ſchlieſſen kan; ſo glaube ich, daß es Ihnen nicht unangenehm ſeyn wird, wenn ich Ihnen noch etwas davon ſchreibe. Ein wichtiger Beweis von der Gröſſe Zollikofers, daß Ihn alle faſt mehr als menſchlich verehren. Wäre er ſo ein trockner mürriſcher Moraliſt, wie die meiſten Geiſtlichen ſind, die den Leuten alle Sonntage die bitterſten Wahrheiten vorpredigen, und die da alle zu guten andächtigen Brüdern machen wollen; ſo würde er eben ſowohl für albern und unverſtändig gehalten. Trockne Prediger mögen wohl für Bauern gut ſeyn, aber geſchmackvolle Bürger einer Stadt müſſen immer etwas Süſſes und Angenehmes zu hören bekommen. Ein rechtſchaf-

ner

ner Mann, wie Herr Zollikofer iſt, wird immer ſeine Zuhörer auf das angenehmſte zu unterhalten ſuchen, und ihnen nicht durch bittere Wahrheiten beſchwerlich fallen.

Handelten Alle nach der Regel: man muß ſich in die Zeit ſchicken, und vielleicht würden alle in der nämlichen Liebe und Hochachtung bey ihren Zuhörern ſtehen. Es muß dem Manne eine rechte Ermunterung ſeyn, wenn Er ſiehet, wie die für Andacht brennenden Seelen Ihm durch Aufmerkſamkeit, für ſeinen Unterricht danken. Jeder ſitzt da mit für Aufmerkſamkeit und Nachdenken ſtarrenden Augen, und mit horchender Miene. Es iſt denen Zollikoferiſchen Zuhörern etwas ganz eignes, daß man Ihnen gleich das Nachdenken auf dem Geſichte leſen kan. Vom Manne bis zur Frau, und vom Knaben bis zum Mädchen findet man dieſes merkwürdige Phänomen. Was meynen Sie dazu? Aufmerkſamkeit iſt doch immer der wenigſten Kirchengeher

ihre Sache. Aber nulla regula, ſagt der Lateiner, ſine exceptione. Wer würde da nicht mit groſſen Augen ſehen, und mit geſpitzten Ohren hören, der nichts als Worte der Weisheit zu erwarten hat. Bald iſt ein gelehrtes Wort, oder ein tief geſuchter Gedanke vorbey gerauſcht, und ſein Verluſt iſt unerſetzlich. Denken Sie nur an das Verzeichniß philoſophiſcher, poetiſcher und Geſchmackswörter zurück, ſo ich Ihnen gegeben habe. Mancher leere Kopf könnte in Geſellſchaften nicht mit ſo gelehrten Worten prahlen, und mancher armſeliger Poet würde nicht ſolche nette Verschen zu Stande bringen, wenn ſie nicht in der reformirten Kirche eine gelehrte Nomenklatur gelernt hätten. Ich kan es als etwas beſonders anmerken, daß auch Frauenzimmer durch Herrn Zollikofers Vorträge zu weit freyern und vernünftigern Denken ſind angewöhnt worden. Es iſt ſonſt mein Fehler nicht, andern mit Erzählungen von

den

den Vorzügen und Verdienſten des modiſchen Frauenzimmers beſchwerlich zu fallen, aber der Wahrheit zu gefallen, muß ich ſagen, daß ſie jetzt trotz den Männern, durchgängig, über Glaubens- und Sittenlehren ihre Urtheile ſo weiſe und vernünftig zu fällen wiſſen, daß ich gewiß glaube, man werde in Zukunft noch praemia (*) ſapientiae in gratiam foeminarum ausſetzen müſſen. Sie reden nun mit eben ſo viel Geſchmack und Einſicht von Religionsſachen, als ehedem von Toiletten, Romanen und Comödien. Ich ſehe zwar im voraus, daß ſie dieſes für Satyre anſehen werden. Aber kommen ſie mir auf dieſen unglücklichen Einfall, ſo ſchwöre ich ihnen bey meinem Barte, ich will grauſamer mit ihnen umgehen, als mit allen, die mir gerade

(*) Das heißt: eine wird nach ihren Verdienſten Doctorin, eine andre Licentiatin, eine andre Magiſterin u. ſ. f. Die guten Männer mögen ſich verſehen, daß — —

rade zu ſagen, daß ich wenig Verſtand hätte, wäre es nicht die gröſte Gottloſigkeit, und die unverzeihlichſte Beleidigung, mit ſpöttelnden Worten, von dem gröſten Manne unſrer Zeiten, und von den gelehrten Damen, die der Stolz unſrer Tage ſind, zu reden? Auf meine Ehre, ich ſage Ihnen nichts als Wahrheit. Gehaben Sie ſich wohl. Ich bin —

Fünfter Brief.

Beſter Freund!

Die Klage, daß es wenig gute Prediger giebt, iſt ſo alt und ſo allgemein, daß ich Bedenken trage, dieſelbe aufs neue zu wiederholen. Aber die Zukunft verſpricht uns mehrere. Es läßt ſich nicht anders denken, als daß jetzt nur große Kanzelredner müſſen gebildet werden. Es iſt ein gütiges Geſchick der Vorſehung, daß Herr Zollikofer an einem Orte lebt, wo eine Akademie iſt. Er arbeitet hier nicht nur für gegenwärtige, ſondern auch für zukünftige Zeiten. Kurz, Herr Zollikofer iſt der Mann, den ſich alle zum Muſter nehmen, die Prediger werden wollen. Und wahrſcheinlicher Weiſe können nun keine andre, als aufgeklärte Zeiten kommen. Denken Sie nur, wenn dieſe Herren als Diener des Evangelii werden ausgeſandt werden, wie werden ſie dann ihre Bauern

auf

auf eine eben ſo ſchöne Art zu lehren und zu unterhalten ſuchen, als Herr Zollikofer ſeine Leipziger. Es iſt zu bewundern, daß die Meiſten ſchon zu einer ziemlichen Vollkommenheit gekommen ſind. Ein jeder hält nach der Erleuchtung ſeines Verſtandes, eine in Zollikoferiſchen Geſchmack vernünftelnde Predigt, und glaubt ſo dann ſeiner Rede die möglichſte Vollkommenheit gegeben zu haben, wenn er ſie mit mancherley poetiſchen Worten und Schilderungen durchflochten hat. Mein Rath hierbey wäre, daß die Herren Candidaten den Anſtand des Herrn Zollikofers, ſeinen Ton, Stimme u. ſ. ſ. noch recht fleiſſig nachzuahmen ſuchten. Die Forderung iſt nicht lächerlich, die Meiſten ſind ſchon auf dieſen Gedanken gekommen, und es gehet, wenn nicht ein kleiner Zufall dazwiſchen kommt, immer ganz glücklich. Ich habe einen jungen Menſchen gehört, der ſeine Tenorſtimme durch ein ſpitzges Maul in

eine dumpfe Baßſtimme metamorpheſiren wollte. Der Einfall war nicht übel, er erreichte ſeinen Vorſatz vollkommen, bis er einmal, ich weiß nicht, durch welches Mißgeſchick, ſein Maul zu ſpitzen vergaß, und die Tenorſtimme kam wieder zum Vorſcheine. Alle Zuhörer fiengen an zu lachen. Aber es waren Einwohner eines kleinen Städtchens.